



LEBENSLAGEN IN DEUTSCHLAND

Armuts- und Reichtumsberichterstattung der Bundesregierung

BEGLEITFORSCHUNG ZUM SECHSTEN ARMUTS- UND REICHTUMSBERICHT DER BUNDESREGIERUNG

BERICHT



Bundesministerium
für Arbeit und Soziales

Aktuelle und vergangene Entwicklungen sozialer Mobilität im Lichte institutioneller und struktureller Rahmenbedingungen



Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung e.V. (IAW)
Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)
IZA Institute of Labor Economics, Bonn
Prof. Dr. Martin Biewen, Universität Tübingen

Autorinnen und Autoren:

Luna Bellani, Martin Biewen, Holger Bonin, Bernhard Boockmann (Projektleitung), Tobias Brändle, Alexander Helbig, Sabine Hübgen, Philipp Kugler, Reinhard Pollak (Projektleitung)

unter Mitarbeit von

Maria Bolz, Ruta Daktariunaite, Teresa Höfgen, Paul Michelsen, Manuel Schick, Yannick Stelter, Susanne Vögele, Babeta Ymeri

August 2019

Erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales.

Die Durchführung der Untersuchungen sowie die Schlussfolgerungen aus den Untersuchungen sind von den Auftragnehmern in eigener wissenschaftliche Verantwortung vorgenommen worden. Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales übernimmt insbesondere keine Gewähr für die Richtigkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit der Untersuchungen.

Kurzbeschreibung

Die vorliegende Studie aktualisiert und erweitert den Wissensstand zur sozialen Mobilität in Deutschland. Sie betrachtet die Entwicklung der sozialen Mobilität im Kontext grundlegender institutioneller, ökonomischer und sozialer Veränderungsprozesse. Ein besonderer Schwerpunkt der Analyse sind die Bildungsverläufe vor, während und nach der Schule und der Einfluss des Elternhintergrunds auf diese. Im Hinblick auf die intergenerationale Mobilität wird auch berücksichtigt, dass sich in Deutschland zunehmend Partnerinnen und Partner zu einer Lebensgemeinschaft verbinden, die im Hinblick auf den sozialen Status übereinstimmen. Ferner werden die Folgen von Strukturwandel am Arbeitsmarkt auf die soziale Mobilität und der Grad der Übereinstimmung zwischen objektiven Erfahrungen und subjektiven Wahrnehmungen untersucht. Eine weitere Zielsetzung ist die Identifikation von (politischen) Ansätzen, durch die sich die Chancen für Aufstiege verbessern lassen. Hierzu werden unter anderem Meta-Analysen der vorhandenen Evaluationsliteratur verwendet.

Abstract

The present study updates and expands the state of knowledge on social mobility in Germany. It looks at the evolution of social mobility in the context of fundamental institutional, economic and social processes of change. A special focus is on the pathways in education before, during and after school and how they are influenced by the parental background. With regard to intergenerational mobility, the increasing trend to assortative mating – partnerships of individuals with the same social status – in Germany is analyzed. The study also examines the impact of structural change on the labor market on social mobility, as well as the correspondence between objective experiences and subjective perceptions. Another aim is the identification of (political) approaches that can improve the chances for mobility. To this aim, meta-analyses of the existing evaluation literature are conducted.

Inhalt

Tabellenverzeichnis	12
Abbildungsverzeichnis	14
Abkürzungsverzeichnis	17
Zusammenfassung	19
1. Einleitung	25
1.1 Zielsetzung der Untersuchung	25
1.2 Aufbau der Studie	25
1.3 Methodik der Untersuchung	27
2. Aktuelle Trends in der sozialen Mobilität	30
2.1 Fragestellung und Vorgehensweise	30
2.2 Bestehende Studien und Einordnung der internationalen Befunde	31
2.3 Daten und Methoden	33
2.3.1 Verwendete Daten (Mannheimer Mobilitätsdatensatz)	33
2.3.2 Klassen, Bildung, Jahrgänge	34
2.3.3 Analyseverfahren, Fallzahlen	35
2.4 Entwicklungen bei absoluten Mobilitätsraten	36
2.4.1 Soziale Aufstiege in Deutschland	37
2.4.2 Soziale Abstiege in Deutschland	39
2.4.3 Deutschland insgesamt eine Aufstiegsgesellschaft	39
2.5 Entwicklungen bei relativen Mobilitätsraten	40
2.5.1 Modell zur Bestimmung relativer Mobilitätsraten	40
2.5.2 Empirische Befunde zu relativen Mobilitätsraten	41
2.6 Die Rolle der Bildung bei Trends in sozialer Mobilität	44
2.6.1 Zusammenhang zwischen sozialer Herkunftsklasse, eigener Bildung und eigener Klassenposition (Mobilitätsdreieck)	44
2.6.2 Kompositionaler Effekt der Bildungsexpansion auf soziale Mobilität	44
2.6.3 Simulationen zur Bedeutung von Bildungsexpansion, veränderten Bildungsungleichheiten und veränderten Bildungserträgen für soziale Mobilität	46
2.7 Zusammenfassung und Bewertung	47

3.	Historische Rahmenbedingungen für soziale Mobilität	50
3.1	Stand der Forschung und konkrete Fragestellung	50
3.2	Daten, Messung und methodische Herangehensweise	51
3.2.1	Daten und Messung	51
3.2.2	Studiendesign und methodisches Vorgehen	55
3.3	Ergebnisse	56
3.3.1	Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für soziale Mobilität von 1950-2018	56
3.3.2	Bivariate Korrelationen zwischen intergenerationalen Aufstiegen und den historischen Rahmenbedingungen	59
3.3.3	Multivariate Analysen	62
3.4	Fazit	70
4.	Bildungsübergänge von der Schulzeit bis zum Eintritt in die Erwerbstätigkeit	72
4.1	Bildungsübergänge von der Grundschule zur weiterführenden Schule	73
4.1.1	Datengrundlage (NEPS Startkohorte 2)	73
4.1.2	Deskriptive Ergebnisse	73
4.1.3	Multivariate Analyse	77
4.1.4	Zusammenfassung	81
4.2	Bildungsübergänge von der weiterführenden Schule in die Ausbildung	82
4.2.1	Datengrundlage (NEPS Startkohorte 4)	82
4.2.2	Deskriptive Ergebnisse	83
4.2.3	Sequenzanalyse	85
4.2.4	Multivariate Analyse	87
4.2.5	Zusammenfassung	93
4.3	Bildungsübergänge von der Ausbildung in das Erwerbsleben	94
4.3.1	Datengrundlage (NEPS Startkohorte 6)	94
4.3.2	Deskriptive Ergebnisse	94
4.3.3	Multivariate Analysen	95
4.3.4	Zusammenfassung	100
5.	Primäre und sekundäre Effekte des Elternhauses	102
5.1	Einleitung	102
5.2	Primäre und sekundäre Effekte	104
5.3	Zerlegung des primären Effekts	109

6.	Geschwistervergleiche zur Aufdeckung von Herkunftseffekten	114
6.1	Fragestellung und Vorgehensweise	114
6.2	Wirkweisen von genetischen Einflussfaktoren und die Grenzen der Interpretierbarkeit von Befunden	115
6.3	Analysen mit Zwillingsdaten	116
6.3.1	Verwendete Daten (TwinLife Daten)	116
6.3.2	ACE-Modelle für Intelligenz und Bildungsübergänge	117
6.3.3	Regressionsmodelle für Intelligenz und Übergänge in der Sekundarstufe und nach der Sekundarstufe	119
6.4	Zusammenfassung und Bewertung	121
7.	Frühkindliche Bildungsmaßnahmen und soziale Mobilität – eine Meta-Analyse	122
7.1	Fragestellung und vorhandene Meta-Studien	122
7.2	Einbezogene Studien zum Einfluss frühkindlicher Bildung	123
7.3	Studienergebnisse zur Wirksamkeit der Maßnahmen	126
7.4	Faktoren für die Wirksamkeit frühkindlicher Bildungsmaßnahmen	127
7.5	Ergebnisse der Schätzungen	131
7.6	Schlussfolgerungen	133
8.	Wirkungen des Bildungssystems auf soziale Aufstiege – ein Literaturüberblick	135
8.1	Fragestellung und Vorgehensweise	135
8.2	Wie wirkt sich das mehrgliedrige Schulsystem auf Bildungsungleichheiten aus?	135
8.3	Evidenz aus der Veränderung der Pflichtschulzeit	137
8.4	Bildungsexpansion und Aufstiegschancen	138
8.5	Auswirkungen der Bologna-Reform	139
8.6	Zusammenfassung	139
9.	Neue Ansätze zur Messung intergenerationaler Mobilität	141
9.1	Multi-generationale soziale Mobilität	141
9.1.1	Einleitung	141
9.1.2	Direkte Einflüsse der Großelterngeneration	144

Einleitung

9.1.3	Wahre Persistenz von sozialem Status und latente Faktoren	145
9.2	Effekte des Wohnumfelds	148
9.2.1	Einleitung	148
9.2.2	Geographie intergenerationaler Statusmobilität	149
9.2.3	Experimentelle und quasi-experimentelle Settings	150
9.3	Schlussfolgerungen	152
10.	Assortative Partnerwahl und intergenerationale soziale Mobilität	155
10.1	Einleitung	155
10.2	Datengrundlage und Klassifikationen	157
10.3	Assortative Partnerwahl	158
10.4	Intergenerationale Mobilität	161
10.4.1	Basisresultate	161
10.4.2	Heterogenitätsanalysen	166
10.5	Bestimmungsfaktoren der assortativen Partnerwahl	175
10.6	Schlussfolgerungen	179
11.	Arbeitswelt und intergenerationale Mobilität	180
11.1	Fragestellung und Stand der Literatur	180
11.2	Datengrundlage für die Analyse	182
11.3	Intergenerationale Weitergabe von Berufen	183
11.4	Intergenerationale Mobilität des Status und berufliche Arbeitsmarktlage	188
11.4.1	Beruflicher Status	188
11.4.2	Struktureller Wandel und Wachstum von Berufen	189
11.4.3	Wachstum des Vaterberufs	192
11.4.4	Ergebnisse der Analysen	193
11.5	Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	196
12.	Arbeitswelt und Mobilität innerhalb des Lebensverlaufs	197
12.1	Einleitung	197
12.2	Datenbasis	198
12.3	Beschäftigungsentwicklung von Berufen im Zeitablauf	200

12.4	Deskriptive Ergebnisse zur individuellen Arbeitsmarktsituation und der beruflichen Arbeitsnachfrage	201
12.5	Einflussfaktoren im Zusammenhang zwischen individuellem Erwerbsleben und beruflicher Arbeitsnachfrage	204
12.5.1	Schätzmodell	204
12.5.2	Hauptergebnisse	205
12.5.3	Ergebnisse für Untergruppen	208
12.5.4	Robustheitsanalysen	211
12.6	Diskussion und Zusammenfassung	212
13.	Abgleich von sozialer Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen	215
13.1	Einleitung	215
13.2	Literaturanalyse: Wahrnehmungen und Wertvorstellungen	215
13.2.1	Normatives Gerechtigkeitsempfinden	215
13.2.2	Wahrnehmung der sozialen Lage in Deutschland	216
13.2.3	Wahrnehmung der eigenen Situation	217
13.2.4	Wahrnehmung sozialer Mobilität	217
13.3	Soziale Mobilität und subjektive Wahrnehmungen	218
13.3.1	Stand der Forschungsliteratur und Datengrundlage	218
13.3.2	Deskriptive Darstellungen	219
13.3.3	Multivariate Analysen	228
13.4	Fazit	233
14.	Literaturanalysen zur Arbeitsmarktpolitik, Weiterbildung und sozialen Mobilität	235
14.1	Fragestellung und Vorgehensweise	235
14.2	Bestehende Studien – ein Literaturüberblick	235
14.2.1	Aktive Arbeitsmarktpolitik und Maßnahmen für Arbeitslose	235
14.2.2	Maßnahmen für Beschäftigte	238
14.3	Eine Meta-Analyse der Weiterbildung für Beschäftigte	239
14.3.1	Vorgehen	240
14.3.2	Beschreibung der Studienergebnisse	241
14.3.3	Faktoren zur Erklärung der geschätzten Lohneffekte	242
14.3.4	Ergebnisse der Schätzungen	245
14.4	Schlussfolgerungen	246
15.	Ausblick	248
15.1	Übergreifende Themen des Berichts	248

Einleitung

15.2	Implikationen für gleichstellungsbezogene Fragen	249
15.3	Politikoptionen	250
	Literaturverzeichnis	252

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1.1	Empirische Untersuchungen und Datenquellen	28
Tabelle 2.1	Verwendete Datensammlungen	33
Tabelle 2.2	Einteilung der Gesellschaft in sieben Klassenpositionen (in Anlehnung an Erikson und Goldthorpe 1992)	34
Tabelle 2.3	Bildungsklassifikation	35
Tabelle 2.4	Fallzahlen je nach Analysegruppe	36
Tabelle 3.1	Übersicht der historischen Rahmenbedingungen	53
Tabelle 4.1	Durchschnittliche partielle Effekte auf die Schulwahl nach Modellen	79
Tabelle 4.2	Tätigkeiten von Jugendlichen der Haupt- und Realschule nach zwei, vier und sechs Jahren nach der 9. Klasse	88
Tabelle 4.3	Tätigkeiten von Jugendlichen des Gymnasiums nach zwei, vier und sechs Jahren nach der 9. Klasse	91
Tabelle 4.4	Tätigkeiten 6,18 und 30 Monate nach der beruflichen bzw. schulischen Ausbildung	97
Tabelle 4.5	Tätigkeiten 6,18 und 30 Monate nach dem Studium	99
Tabelle 6.1	ACE-Modell für Intelligenztest: Varianzanteile in %	118
Tabelle 6.2	ACE-Modell für Bildungsübergänge: Varianzanteile in %	118
Tabelle 6.3	Lineare und logistische Regressionsanalysen für Intelligenz und Bildungsübergänge in Abhängigkeit der elterlichen Ressourcen.	120
Tabelle 7.1	Anzahl der Studien und Beobachtungen nach Ländern	125
Tabelle 7.2	Abhängige Variable	126
Tabelle 7.3	Einbezogene Faktoren zur Erklärung der geschätzten Wirkung	128
Tabelle 8.1	Zusammenhänge zwischen Merkmalen des Bildungssystems und verschiedenen Bildungserträgen	136
Tabelle 10.1	Arbeitsdefinition von Berufsgruppen auf Basis des Klassenschemas von Erikson und Goldthorpe (1992)	158
Tabelle 10.2	Direkte Korrelationskoeffizienten von Bildungs- und beruflichem Status zwischen Lebenspartnern bzw. -partnerinnen	159
Tabelle 10.3	Zusammenfassende Indikatoren der Mobilität im Bildung- und Berufsstatus zwischen Eltern, Kindern und ihren Partnern	165
Tabelle 10.4	Zusammenfassende Indikatoren der Mobilität im Bildungsstatus zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern sowie zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen, nach regionalem Hintergrund, Migrationshintergrund und Geburtskohorte	170

Einleitung

Tabelle 10.5	Zusammenfassende Indikatoren der Mobilität im Berufsstatus zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern sowie zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen, nach Region, Migrationshintergrund und Geburtskohorte	174
Tabelle 11.1	Direkte Weitergabe des Berufs	184
Tabelle 11.2	Altham-Statistik zur intergenerationalen Weitergabe von Berufen	186
Tabelle 11.3	Korrelation zwischen eigenem Status und Status des Vaters	189
Tabelle 11.4	Zeitraum der Entwicklung des Vaterberufs und Geburtsjahr des Kindes	193
Tabelle 11.5	Ergebnisse der Regression: alle Befragten	194
Tabelle 11.6	Ergebnisse der Regression: Frauen	195
Tabelle 11.7	Ergebnisse der Regression: Männer	195
Tabelle 12.1	Mittlere maximal beobachtbare und tatsächlich beobachtete Erwerbsdauer (in Jahren) nach Kohorte und Eintrittsalter	200
Tabelle 12.2	Überblick über die Ergebnisvariablen	202
Tabelle 12.3	Erwerbsverlauf und Wachstum des Berufs: Multivariate Ergebnisse	206
Tabelle 12.4	Erwerbsverlauf und Wachstum des Berufs: Ergebnisse nach Kohorten	208
Tabelle 12.5	Erwerbsverlauf und Wachstum des Berufs, multivariate Ergebnisse nach Untergruppen getrennt	210
Tabelle 13.1	Zustimmung zu Grundprinzipien der Gerechtigkeit	216
Tabelle 13.2	Determinanten der Abstiegsangst (OLS-Regression)	230
Tabelle 13.3	Determinanten der Aufstiegserwartungen (OLS-Regression)	232
Tabelle 14.1	Studienergebnisse: Signifikanz und Wirkungsrichtung	241
Tabelle 14.2	Einbezogene Faktoren zur Erklärung unterschiedlicher Ergebnisse	243

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1.1	Fragestellungen und Elemente der Studie	26
Abbildung 1.2	Differenzierung nach Diversity-Mainstreaming-Dimensionen	29
Abbildung 2.1	Absolute Mobilitätsraten für Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland sowie für Menschen ohne und mit deutscher Staatsangehörigkeit	38
Abbildung 2.2	Relative Mobilitätsraten für Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland sowie für Menschen ohne und mit deutscher Staatsangehörigkeit	42
Abbildung 2.3	Zusammenhang zwischen sozialer Herkunftsklasse, eigener Bildung und eigener Klassenposition (Mobilitätsdreieck)	44
Abbildung 2.4	Direkter Herkunftseffekt nach Bildungsgruppen	45
Abbildung 2.5	Simulationsmodelle für den Einfluss von Bildungsexpansion, Bildungsungleichheiten, Bildungserträgen und direkten Herkunftseffekten auf relative Mobilitätsraten	47
Abbildung 3.1	Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von 1950 bis 2018	56
Abbildung 3.2	Rahmenbedingungen zum Arbeitsmarkteintritt und der beruflichen Maturität für fünf Geburtsjahrgänge	58
Abbildung 3.3:	Bivariate Korrelationen zwischen historischen Rahmenbedingungen und sozialen Aufstiegen	61
Abbildung 3.4:	Wirtschaftswachstum und Beschäftigtenanzahl in fünf Sektoren zwischen 1950 und 1970	61
Abbildung 3.5	Geschätzte Wahrscheinlichkeit für einen Aufstieg – je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Kohorten	64
Abbildung 3.6	Geschätzte Wahrscheinlichkeit für einen Abstieg – je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Kohorten	68
Abbildung 3.7	Geschätzte Wahrscheinlichkeit für Immobilität – je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Kohorten	69
Abbildung 4.1	Schulwahl nach Bildung der Eltern und Lesekompetenzen der Kinder	74
Abbildung 4.2	Schulwahl nach Eigenschaften des Lehrers oder der Lehrerin	76
Abbildung 4.3	Bildungswahl nach Art der Bildungseinrichtung bzw. Tätigkeit nach der 9. Klasse	84
Abbildung 4.4	Sequenzdarstellung der häufigsten Tätigkeiten nach der 9. Klasse	86
Abbildung 4.5	Bildungs- und Berufsweg mit einer Ausbildung nach Kohorten	95
Abbildung 5.1	Primäre und Sekundäre Effekte – Gesamt (enge Kompetenzdefinition)	106

Einleitung

Abbildung 5.2	Primäre und Sekundäre Effekte nach Geschlecht (enge Kompetenzdefinition)	107
Abbildung 5.3	Zerlegung des Primären Effekts (enge Kompetenzdefinition)	111
Abbildung 7.1	Marginale Effekte für positiv signifikante Ergebnisse	132
Abbildung 10.1	Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen	162
Abbildung 10.2	Struktur der Schwiegerkinder nach Berufsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Berufsstatus in Abhängigkeit vom Berufsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen	164
Abbildung 10.3	Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen, nach Geburtskohorten	168
Abbildung 10.4	Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen, nach Migrationshintergrund	171
Abbildung 10.5	Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen, nach regionalem Hintergrund	173
Abbildung 10.6	Durchschnittliche marginale Effekte des Bildungsstatus von Schwiegermüttern, Schwiegervätern und Söhnen oder Töchtern auf die Wahrscheinlichkeiten eines niedrigen und eines hohen Bildungsstatus bei Schwiegersöhnen oder Schwiegertöchtern	176
Abbildung 10.7	Durchschnittliche marginale Effekte des Berufsstatus von Schwiegermüttern, Schwiegervätern und Söhnen oder Töchtern auf die Wahrscheinlichkeiten eines niedrigen und eines hohen Berufsstatus von Schwiegersöhnen oder Schwiegertöchtern	178
Abbildung 11.1	Direkte Weitergabe des Berufs (Anteile auf der Hauptdiagonalen)	185
Abbildung 11.2	Berufe mit der häufigsten direkten Weitergabe	187

Abbildung 11.3 Exemplarische Beschäftigungsentwicklung ausgewählter Berufe	190
Abbildung 11.4 Verteilung der Wachstumsraten der Berufe, Westdeutschland 1975-2014	191
Abbildung 11.5 Wachstum von Berufen und beruflicher Status	192
Abbildung 12.1 Entwicklung des Erwerbsverlaufs nach Wachstum des Berufs und Geburtskohorten	203
Abbildung 13.1 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen 2015/2016	220
Abbildung 13.2 Entwicklung der Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen über die Zeit (Arithmetisches Mittel)	221
Abbildung 13.3 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen nach sozialen Gruppen 2015/2016	222
Abbildung 13.4 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen nach Alter, Bildung und Einkommen 2015/2016	224
Abbildung 13.5 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen nach Arbeitsplatzmerkmalen 2015/2016	226
Abbildung 13.6 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen nach erwerbsbiografischen Merkmalen 2015/2016	227
Abbildung 13.7 Vorhergesagte Abstiegssorgen nach dem Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit	231
Abbildung 14.1 Verteilung der geschätzten Effekte	242
Abbildung 14.2 Geschätzte Effekte der Meta-Regression	246

Abkürzungsverzeichnis

ALG II	Arbeitslosengeld II
ALLBUS	Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften
ALO	Arbeitslosigkeit
BA	Bundesagentur für Arbeit
BAuA	Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin
BeH	Beschäftigungshistorik
BIBB	Bundesinstitut für Berufsbildung
BMAS	Bundesministerium für Arbeit und Soziales
BMBF	Bundesministerium für Bildung und Forschung
BMG	Bundesministerium für Gesundheit
BSJO	Basic Social Justice Orientation
CASMIN	Comparative Analysis of Social Mobility in Industrial Nations
CI	Konfidenzintervall
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DIW	Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung
DJI	Deutsches Jugendinstitut
DZHW	Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung
EGP	Erikson, Goldthorpe und Portocarero
EPPE	Effective Provision of Preschool Education
ESG	Standards und Leitlinien für die Qualitätssicherung im Europäischen Hochschulraum
FDZ	Forschungsdatenzentrum
FÖS	Förderschule
HSA	Hauptschulabschluss
HZB	Hochschulzugangsberechtigung
HSR	Hochschulreife
IAB	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung
IAW	Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung
IEB	Integrierte Erwerbsbiografien
ISCED	International Standard Classification of Education
ISCO	International Standard Classification of Occupations
ISEI	International Socio-Economic Index
ISJP	International Social Justice Project
IQ	Intelligenzquotient
IV	Instrumentenvariable
IZA	Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit
KA	Kein Schulabschluss
KHB	Karlson, Holm und Breen
KldB	Klassifikation der Berufe
MSA	Mittlerer Schulabschluss
MR	Mittlere Reife
NEPS	Nationales Bildungspanel
OccPan	Berufspanel für Westdeutschland
OECD	Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
OLS	Ordinary Least Squares (Kleinste-Quadrate-Methode)
PASS	Panel „Arbeitsmarkt und soziale Sicherung“
PISA	Program for International Student Assessment
SC	Startkohorte im NEPS
SE	Standardfehler
SES	Sozio-ökonomischer Status

Aktuelle und vergangene Entwicklungen sozialer Mobilität

SIAB	Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien
SIOPS	Standard International Occupational Prestige Scale
SOEP	Sozio-oekonomisches Panel
SOEP-IS	Sozio-oekonomisches Panel - Innovationsstichprobe
SUF	Scientific Use File
WeGebAU	Weiterbildung Geringqualifizierter und beschäftigter älterer Arbeitnehmer in Unternehmen
WZB	Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
ZEW	Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung
ZUMABUS	Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen – Wohlfahrtssurvey

Zusammenfassung

Vorhabenbeschreibung und Arbeitsziele

Der Forschungsstand zur sozialen Mobilität hat sich in den vergangenen Jahren erheblich erweitert. Dies betrifft sowohl den internationalen Forschungsstand als auch Ergebnisse für Deutschland. Auch der Vierte und Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung enthalten eine Vielzahl von Ergebnissen zu Mobilitätsprozessen an Bildungs- und beruflichen Übergängen, Armutsübergängen in unterschiedlichen Lebensphasen, zum langfristigen intergenerationalen Zusammenhang sowie zur Wahrnehmung von Chancengleichheit und zur Offenheit der Gesellschaft.

Die vorliegende Studie baut auf diesen vielfältigen Erkenntnissen auf. Gegenüber den beiden die Vorgängerstudien von IAW (2016) und Pollak et al. (2011) wurden die Ergebnisse aktualisiert. In wesentlichen Teilen geht die Studie jedoch über die Vorgängerstudien hinaus. Insbesondere betrachtet sie die Entwicklung der sozialen Mobilität im Kontext grundlegender institutioneller, ökonomischer und sozialer Veränderungsprozesse. Die Bedingtheit sozialer Mobilitätsprozesse ist ein Thema, das sich durch alle Teile der Studie zieht. Eine weitere Zielsetzung ist die Identifikation von (politischen) Ansätzen, durch die sich die Chancen für Aufstiege verbessern lassen.

Durchführung

Die vorliegende Studie wurde in Zusammenarbeit des Instituts für Angewandte Wirtschaftsforschung an der Universität Tübingen (IAW), des Wissenschaftszentrums Berlins (WZB), des IZA Institute of Labor Economics sowie Prof. Dr. Martin Biewen (Universität Tübingen) erstellt. Die Bearbeitung erstreckte sich über den Zeitraum vom Januar bis August 2019.

Gemeinsam mit weiteren soll diese Studie Erkenntnisse für den Sechsten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung gewinnen. Zu den weiteren Studien gibt es daher einige Schnittstellen. Hierzu gehört die „Analyse der Einkommens- und Vermögensverteilung in Deutschland“. Um Doppelforschung zu vermeiden, wird die Analyse von Einkommensverläufen im vorliegenden Bericht auf das notwendige Minimum reduziert. Wegen der Einbeziehung der Wahrnehmungen zur sozialen Mobilität besteht eine weitere Schnittstelle zum Vorhaben „Analyse der Einstellungen zu Armut, Reichtum und Verteilung in sozialen Lagen in Deutschland. Ferner besteht eine Schnittstelle zum Projekt „Qualitative Untersuchung von subjektiven Ausprägungen“, in dem die subjektive Bewertung von Aufstiegschancen und Abstiegsrisiken mit qualitativen Methoden erfasst wird. Auch das Forschungsvorhaben „Soziale Lagen in multidimensionaler Längsschnittbetrachtung“ behandelt mit Längsschnittanalysen zu Stabilität und Dynamik von Lebenslagen Fragestellungen, die eng mit denen des vorliegenden Projekts verwandt sind.

Methode

Für die einzelnen Module werden unterschiedliche Datenquellen verwendet, die zur Bearbeitung der spezifischen Fragestellungen und Berücksichtigung der biografischen Situation besondere Vorteile haben. Wie in der Vorstudie von Pollak et al. (2011) wird der Mannheimer Mobilitätsdatensatz für die Analyse langfristiger Entwicklungen verwendet. Ähnlich wie in der Vorstudie von IAW (2015) wird das Nationale Bildungspanel (NEPS) zur Analyse von Bildungsübergängen, aber auch für die intergenerationale Analyse herangezogen. Infolge der zunehmenden Verfügbarkeit von längeren Verlaufsdaten im Längsschnitt haben sich die Analysemöglichkeiten des NEPS

deutlich erweitert. Für Geschwistervergleiche bietet die TwinLife-Studie in Deutschland die besten Informationen. Der langfristige Erwerbsverlauf lässt sich am besten in administrativen Längsschnittdaten verfolgen, die durch das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) als Stichprobe bereitgestellt werden.

Die ausführlichen Literaturanalysen dienen insbesondere dazu, die vorhandene Evidenz zu den Wirkungen von Maßnahmen und institutionellen Gestaltungen im Bereich der Bildung auf die soziale Mobilität einzuschätzen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der aktuellen Forschungsliteratur; diese wird in zwei Kapiteln durch eine statistische Meta-Analyse ausgewertet.

Diversity Mainstreaming

Diversity Mainstreaming ist eine Methode, um die Gleichstellung im Hinblick auf das Geschlecht, die ethnische Herkunft, das Alter, eine Behinderung und weitere Dimensionen systematisch in den Forschungsprozess zu integrieren. Hierzu werden, sofern dies auf der Grundlage der Daten möglich ist, die Ergebnisse nach den genannten Dimensionen aufgegliedert. Durchgängig ist dies allerdings nur nach dem Geschlecht und mit Einschränkungen nach dem Migrationshintergrund möglich. Hieraus ergeben sich differenzierte Aussagen insbesondere für den Bildungsverlauf. So zeigen die Ergebnisse, dass Mädchen in Deutschland inzwischen keine schlechteren Chancen mehr haben als Jungen, höhere Bildungswege einzuschlagen. Die Voraussetzungen im Elternhaus haben aber für Jungen und Mädchen eine unterschiedliche Bedeutung, was Handlungsansätze zur Erhöhung der Chancengleichheit in Betracht ziehen sollten.

Darüber hinaus wurden systematisch Fragestellungen mit Bezug zu den Diversity-Dimensionen entwickelt und in das Forschungskonzept einbezogen. Mit Bezug auf die Gleichstellung der Geschlechter werden die Folgen der geschlechtsspezifischen Berufswahl auf die soziale Mobilität untersucht. Außerdem sind Frauen tendenziell eher von strukturellen Änderungen am Arbeitsmarkt betroffen als Männer. Hierzu trägt vermutlich bei, dass sie eher den Beruf wechseln müssen, wenn sie nach Phasen mit einer Konzentration auf die Sorgearbeit in der Familie wieder eine Beschäftigung aufnehmen.

Im Bericht finden sich klare Hinweise, dass ein Migrationshintergrund den Grad der sozialen Mobilität wesentlich prägt. Dies gilt nicht nur für die Bildungsverläufe, sondern erstreckt sich durch kulturelle und milieubezogenen Faktoren zum Beispiel auch auf die Partnerschaft.

Die verwendeten Daten erlauben zumeist keine Differenzierung der Ergebnisse nach weiteren Merkmalen und Gruppen. Genannt seien an dieser Stelle jedoch die geringen Aufstiegserwartungen und relativ großen Abstiegssorgen von Menschen mit Behinderung. Dies deutet darauf hin, dass für diese Personengruppe besondere Maßnahmen erforderlich sind, um die Chancengleichheit zu fördern.

Ergebnisse

Langfristige Entwicklung der sozialen Mobilität

Mit Hilfe des Mannheimer Mobilitätsdatensatzes kann in **Kapitel 2** die intergenerationale soziale Mobilität über einen langen Zeitraum nachvollzogen werden. Maßstab ist dabei der Wechsel der Klassenposition gemäß Erikson, Goldthorpe und Portocarero (EGP). Die ältesten in die Analyse einbezogenen Geburtsjahrgänge sind zwischen 1914-1924 geboren, die jüngsten zwischen 1975-1983.

In Deutschland gibt es für Männer und Frauen in Ost- und Westdeutschland unterschiedliche Trends der sozialen Mobilität. Ein Teil der Entwicklungen der absoluten Mobilitätsraten ist dem strukturellen Wandel geschuldet. Durch die Betrachtung relativer Mobilitätsraten berücksichtigt man diese Veränderungen und kann somit bessere Aussagen über die Durchlässigkeit oder Offenheit einer Gesellschaft treffen. Für Westdeutschland nimmt der Zusammenhang zwischen Elternposition und eigener Position über die gesamten Geburtsjahrgänge hinweg ab, jedoch mit stark unterschiedlicher Geschwindigkeit. Insbesondere in den Jahrgängen 1945-54 kam es zu einer deutlichen Verbesserung der Chancengleichheit für Männer in Westdeutschland, für Frauen hat der Trend bereits etwas früher eingesetzt. Seit diesen mittleren Jahrgängen jedoch gibt es nur noch wenig Veränderung. In Ostdeutschland hingegen gibt es bei Männern eine deutliche und kontinuierliche Zunahme des Einflusses der Herkunft, bei Frauen dagegen keinen Trend über die Zeit. Wesentliche Treiber für den Trend zu mehr Offenheit und Durchlässigkeit sind insbesondere die Bildungsexpansion und die geringere Bildungsungleichheit, wie Ergebnisse von Simulationsmodellen zeigen.

Kapitel 3 befasst sich mit der Frage, inwiefern gesellschaftliche Rahmenbedingungen die absoluten Mobilitätschancen im Hinblick auf den beruflichen Status von Individuen beeinflussen. Konkret geht es darum, den Einfluss wirtschaftlicher sowie gesellschaftlicher Faktoren für die hohe Mobilität der Nachkriegskohorten (1945-54) einerseits sowie für die seitdem weitestgehend unveränderte Mobilität der nachfolgenden Kohorten (1955- 83) andererseits zu untersuchen. Da insbesondere der Arbeitsmarkteintritt sowie die folgenden Jahre bis zur so genannten beruflichen Maturität entscheidend sind für den beruflichen Status einer Person, werden Individualdaten aus dem Mannheimer Mobilitätsdatensatz (1976-2018) mit zentralen wirtschaftlichen wie gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu diesen beiden Zeitpunkten im Lebensverlauf verknüpft: Wirtschaftswachstum, Größe des Dienstleistungssektors, Arbeitslosenquote, Jobvakanz, Bildungsexpansion, Geschlechter(un)gleichheit auf dem Arbeitsmarkt sowie Wertewandel.

Die Ergebnisse legen nahe, dass die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen lediglich einen schwachen bis moderaten Einfluss auf die Mobilitätschancen zu haben scheinen. Am stärksten wirken sich Bildungsexpansion, Jobvakanz, Arbeitslosenquote sowie die Größe des Dienstleistungssektors aus. Interessanterweise bestehen kaum Unterschiede im Einfluss dieser Faktoren auf die soziale Mobilität von Frauen und Männern.

Die Mechanismen der intergenerationalen Übertragung

Eine Reihe von Kapiteln setzt an den Bildungsübergängen in der Kindheit an, um die Mechanismen der Übertragung zwischen Generationen besser zu verstehen. Aufgrund des gegliederten Schulsystems in der Sekundarschule in Deutschland spielen die Übergänge von der Grundschule auf die Sekundarschule eine besonders wichtige Rolle. **Kapitel 4** zeigt, dass Bildung und Einkommen der Eltern eng mit der Schulwahl assoziiert sind. In weiteren Analysen zeigt sich, dass dieser Einfluss durch das Verhalten der Eltern sowie die Kompetenzen und die Persönlichkeit der Kinder vermittelt wird. Die Ergebnisse geben insofern einen ersten Eindruck zu den Wirkungsmechanismen. Wie die weiteren Analysen in Kapitel 4 zeigen, setzt sich der Elterneinfluss auch auf den weiteren Bildungsstufen fort. Auch „zweite Chancen“ im Bildungsverlauf werden weniger von Individuen genutzt, die aufgrund ihres Elternhintergrundes zunächst keine höheren Bildungsgänge verfolgt haben, sondern eher von Schulabgängerinnen und -abgängern mit einem höheren elterlichen Status.

Der Einfluss des sozialen Hintergrunds der Eltern auf die Schulwahl wird in **Kapitel 5** vertieft analysiert. Dort werden im Anschluss an Boudon (1974) primäre und sekundäre Effekte des Elternhauses unterschieden. Insgesamt haben die sekundären, also nicht durch die Wirkung der Eltern auf Kompetenzen und Leistungen der Kinder erzeugten Effekte einen größeren Anteil am

Gesamteffekt des Elternhauses als die primären Effekte. Mädchen werden stärker durch die Bildung und den Status der Mutter beeinflusst als Jungen. Zudem scheinen Jungen vor allem über den sekundären Effekt beeinflusst zu werden, Mädchen hingegen auch über den primären.

Wenn es um die Mechanismen der Vererbung von Vor- und Nachteilen zwischen den Generationen geht, können neben sozialen Rahmenbedingungen auch genetische Einflussfaktoren eine Rolle spielen. Mit Hilfe von Daten zu eineiigen und zweieiigen Zwillingspaaren wird in **Kapitel 6** untersucht, wie sehr genetische Einflussfaktoren, familienbezogene und sonstige Umwelteinflüsse die kognitiven Fähigkeiten und die Übergänge im Bildungssystem beeinflussen. Konkret werden drei Ergebnisse untersucht: Intelligenz, der Übergang nach der 4. Klasse in eine Schule unterhalb des Gymnasiums sowie der Übergang in Ausbildung oder Studium nach Beendigung der Schulzeit.

Bei der Intelligenz wird ca. die Hälfte der Varianz zwischen den Zwillingen durch genetische Einflussfaktoren erklärt, bei dem Übergang in eine nicht-gymnasiale Form sind es ca. 40 Prozent und bei dem Übergang in eine Ausbildung vs. Studium sind es 30 Prozent. Familienbezogene Umwelteinflüsse sind bei der Schulwahl nach der 4. Klasse am wichtigsten (43 Prozent), während andere Umwelteinflüsse bei der Ausbildungs- bzw. Studienwahl den größten Einfluss (49 Prozent) haben. Spätere Übergänge sind also weniger von familienbezogenen Umwelteinflüssen geprägt, und andere Rahmenbedingungen unabhängig von der Herkunftsfamilie werden im weiteren Bildungsverlauf wichtiger. Diese Befunde sind wegen der Wechselwirkung zwischen Genen und Umwelt vorsichtig zu interpretieren und können nur einen ersten Hinweis auf die Wirkstärke der einzelnen Komponenten liefern.

Maßnahmen für mehr Chancengerechtigkeit bei den Bildungsübergängen

Eine Vielzahl von Studien hat die Bedeutung der frühen Kindheit für die künftigen Lebenschancen herausgestellt. Entsprechend können Bildungs- und andere Maßnahmen im frühkindlichen Alter fördernd für intergenerationale soziale Aufstiege wirken. In einer Meta-Analyse wird in **Kapitel 7** gezeigt, dass mit ca. 42 % ein großer Anteil der einbezogenen Wirkungsstudien zu positiven und statistisch signifikanten Effektschätzungen kommt. Allerdings liefert ein noch etwas größerer Anteil der Schätzungen insignifikante Effekte, es gibt sogar negative Effekte. Angesichts dieser Unterschiede stellt sich die Frage, welche Faktoren die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit von Maßnahmen erklären können. Im Hinblick auf die Zielgruppe wird das Ergebnis früherer Meta-Studien bestätigt, dass Maßnahmen, die sich an Kinder aus Familien mit niedrigem sozioökonomischen Status richten, effektiver sind als Maßnahmen, die allen Kindern offenstehen. Maßnahmen speziell für Kinder aus Migrantenfamilien haben dagegen keine erhöhte Wirksamkeit. Prägnant sind die Altersunterschiede: Maßnahmen, die in einem späteren Alter begonnen werden, sind wirkungsvoller. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Typ der Maßnahme, beispielsweise ob es sich um eine Vorschule handelt oder eine Kinderkrippe, hier bereits herausgerechnet ist.

In einem weiteren Literaturüberblick werden in **Kapitel 8** die Wirkungen des Bildungssystems für soziale Mobilität untersucht. Konkret werden vier Charakteristika des Bildungssystems beleuchtet: 1) das mehrgliedrige Schulsystem, 2) die Dauer der Pflichtschulzeit, 3) die anhaltende Bildungsexpansion im Sekundar- und Tertiärbereich, sowie 4) die Bologna-Reformen im Hochschulbereich. Es wird gezeigt, dass mehrgliedrige Schulsysteme und eine frühe Differenzierung die Auf- und Abstiegschancen verringern. Die Verlängerung der Pflichtschulzeit hat in den meisten Ländern eine ungleichheitsverringende Wirkung, wenngleich diese mit zunehmendem Alter der Kinder abnimmt. Für die Bestimmung eines kausalen Einflusses der Bildungsexpansion gibt es praktisch keine Studien, jedoch wird für viele Länder der Zusammenhang zwischen Bildungsexpansion und gestiegenen relativen Mobilitätsraten bestätigt. Schließlich zeigen die Bologna-

Reformen nicht den gewünschten Effekt, junge Erwachsene aus Familien mit geringem sozio-ökonomischen Status an die Hochschulen zu bringen.

Intergenerationale Übertragung im weiteren Familienkontext

In der neueren Forschung wird zunehmend die Transmission von sozialem Status über viele Generationen hinweg betrachtet (**Kapitel 9**). Die Literatur zur multigenerationalen Mobilität deutet darauf hin, dass der soziale Status der Großelterngeneration den Status in der Enkelgeneration direkt beeinflussen kann. Darüber hinaus tragen aber auch latente Faktoren, wie etwa im größeren Familienzusammenhang aufgebautes kulturelles Kapital oder dynastisches Humankapital, zur langfristigen Persistenz von sozialem Status bei. Deswegen überschätzt in vielen Konstellationen die herkömmliche Betrachtungsweise der intergenerationalen Übertragung des sozialen Status von Eltern auf Kinder das wahre Ausmaß der sozialen Mobilität.

Grundsätzlich kann das Phänomen einer assortativen Partnerwahl, das heißt, dass sich bevorzugt Partnerinnen und Partner zu einer Lebensgemeinschaft verbinden, die im Hinblick auf den sozialen Status übereinstimmen, zu einer niedrigen intergenerationalen Statusmobilität beitragen (**Kapitel 10**). Auch in der deutschen Gesellschaft sind Paare, bei denen beide einen vergleichbaren Bildungs- oder beruflichen Status aufweisen, viel häufiger anzutreffen, als es anhand der Bildungs- und Berufsstruktur in der Bevölkerung eigentlich zu erwarten wäre. Die assortative Partnerwahl scheint sich dabei besonders stark am Bildungsstatus zu orientieren; systematische Übereinstimmungen im beruflichen Status sind im Vergleich deutlich seltener und auch in der absoluten Größenordnung recht schwach ausgeprägt. Bei beiden Statusmerkmalen hat der Grad der Übereinstimmung in den Lebenspartnerschaften über die Geburtsjahrgänge von 1944 bis 1986 hinweg im Trend zugenommen. Hierzu dürfte insbesondere die von niedrigen Niveaus ausgehende zunehmend bessere Bildungs- und Arbeitsmarktposition der Frauen in Deutschland beigetragen haben.

Die Persistenz des Bildungsstatus ist bei Familien mit hohem Status besonders stark. Im Hinblick auf den beruflichen Status ist der Beitrag einer assortativen Partnerwahl zur Statusverfestigung im Generationenzusammenhang der Familien praktisch zu vernachlässigen.

Strukturwandel am Arbeitsmarkt und soziale Mobilität

Kapitel 11 und 12 kommen auf die Rahmenbedingungen zurück und untersuchen die Auswirkung strukturellen Wandels am Arbeitsmarkt. Dazu wird in **Kapitel 11** zunächst betrachtet, wie eng die Verbindung zwischen dem Beruf von Eltern und Kindern ist. Auf Basis der vorhandenen Daten kann nur die Weitergabe vom Vater auf die Tochter bzw. den Sohn betrachtet werden. Aufgrund der geschlechtsspezifischen Berufswahl ist die Weitergabe zwischen Vätern und Söhnen deutlich enger als zwischen Vätern und Töchtern.

In der Literatur hat sich gezeigt, dass der wirtschaftliche Strukturwandel die Mobilität bei der Berufswahl deutlich beeinflussen kann. Für Deutschland und die Geburtsjahrgänge von der Mitte der 1940er bis Mitte der 1980er Jahre ist dagegen kein Anstieg der intergenerationalen beruflichen Mobilität festzustellen. Obwohl Generationenfolgen im selben Beruf insgesamt nicht seltener werden, wirkt der wirtschaftliche Strukturwandel auf die Weitergabe des Berufs ein – z. B. dadurch, dass Kinder von Eltern, deren Berufsbild in der Abnahme begriffen ist, deshalb als zweitbeste Option einen anderen Beruf als die Eltern ergreifen. Dazu wird z. B. untersucht, ob es für Kinder einen Vorteil bedeutet, wenn der Beruf des Vaters an Bedeutung gewinnt. Die Ergebnisse der Analyse in diesem Kapitel deutet darauf hin, dass die Option, den Elternberuf zu ergreifen, im Fall des Bedeutungszuwachses an Wert gewinnt und zu zusätzlichen Bildungsanreizen und damit zu einem höheren sozialen Status führen kann.

In **Kapitel 12** werden die Auswirkungen des strukturellen Wandels am Arbeitsmarkt und der unterschiedlichen berufsspezifischen Arbeitsnachfrage auf die intragenerationale Mobilität untersucht. Die berufliche Arbeitsnachfrage wird über das Beschäftigungswachstum von 120 Berufsgruppen im Beobachtungszeitraum von 1975 bis 2014 gemessen. Der Zusammenhang wird mit administrativen Sozialversicherungsdaten aus den Jahren 1975 bis 2014 untersucht. In einer multivariaten Analyse zeigt sich, dass Personen, deren Einstiegsberuf stärker wächst, in ihrem Erwerbsleben länger im Einstiegsberuf bleiben. Auf die individuelle Erwerbsbeteiligung sowie das durchschnittliche Jahres- und kumulierte Lebenseinkommen hat dies jedoch insgesamt keine Wirkung. Bei den westdeutschen Frauen deuten die Ergebnisse jedoch darauf hin, dass sich bei einem schrumpfenden Einstiegsberuf die gesamte Beschäftigungsdauer im Lebensverlauf reduziert.

Insgesamt zeigen die Ergebnisse von Kapitel 11 und 12, dass der Strukturwandel am Arbeitsmarkt die Bildungs- und Berufswahl beeinflusst. Sind diese Entscheidungen aber einmal getroffen, hat der Strukturwandel nur noch relativ geringe Auswirkungen auf den weiteren beruflichen Verlauf – soweit dies in den relativ globalen Indikatoren des Berufsverlaufs sichtbar wird. Dies führt zurück zum Ergebnis des Kapitels 3, wonach die Effekte der Rahmenbedingungen zum Zeitpunkt des Berufseinstiegs deutlich klarer wahrzunehmen sind als die Effekte zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität. Es lenkt das Hauptaugenmerk hinsichtlich der sozialen Mobilität zurück auf die Lebensphase des Bildungserwerbs und der Berufswahl.

Weitere Ergebnisse zu den intragenerationalen Übergängen

Wie die objektiven Verläufe subjektiv empfunden werden, ist Gegenstand von **Kapitel 13**. Dabei stellt sich zunächst heraus, dass der Großteil der Bevölkerung keine Abstiegssorgen hat, aber auch keine starken Aufstiegserwartungen. Die subjektiven Wahrnehmungen variieren allerdings deutlich nach Teilgruppen. Hier spielen etwa Alter, Migrationshintergrund, Geschlecht oder Behinderung eine große Rolle. Arbeitsplatzmerkmale und erwerbsbiografische Erfahrungen sind nur im Zusammenhang mit Abstiegssorgen entscheidende Faktoren. So gibt es einen Zusammenhang zwischen der Dauer von Arbeitslosigkeitsperioden und Abstiegsängsten, wobei sich der Effekt mit zeitlichem Abstand zur Arbeitslosigkeit deutlich reduziert.

Die Aufstiegserwartungen hängen weit weniger stark mit sozialer Mobilität und erwerbsbiografischen Ereignissen zusammen. Die Unterschiede zwischen Frauen und Männern hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen sozialer Mobilität und subjektiven Einschätzungen sind vergleichsweise gering.

Durch Maßnahmen wie aktive Arbeitsmarktförderung oder Weiterbildung kann versucht werden, intragenerationale berufliche Verläufe zu stützen und Aufstiege insbesondere aus Zuständen wie Arbeitslosigkeit oder Erwerbs- und Einkommensarmut zu begünstigen. Dies ist Gegenstand von **Kapitel 14**. Die Ergebnisse für staatlich geförderte Weiterbildungsmaßnahmen für Arbeitslose zeigen, dass gründliche Investitionen in Bildung, Kenntnisse und Fähigkeiten nach der Erstausbildung sich langfristig lohnen können. Nach vorliegenden Studien für Deutschland können insbesondere Geringqualifizierte ihre Chancen am Arbeitsmarkt durch Weiterbildung verbessern.

Zur Wirkung von Weiterbildung für Beschäftigte wird eine Meta-Analyse der neueren Literatur seit 2008 durchgeführt. Dadurch lässt sich einschätzen, inwieweit Weiterbildung – gemessen an der Entlohnung – zu beruflichen Aufstiegen führt. Im Ergebnis finden sich relativ geringe Erträge von Weiterbildung. Allerdings beschäftigen sich alle Studien mit relativ kurzen Weiterbildungen. Zudem werden die Ergebnisse nur auf kurze Sicht gemessen, Weiterbildung könnte jedoch insbesondere im Hinblick auf langfristige Verläufe wirksam sein.

1. Einleitung

Der vorliegende Bericht wurde in Zusammenarbeit des Instituts für Angewandte Wirtschaftsforschung an der Universität Tübingen (IAW), des Wissenschaftszentrums Berlins (WZB), des IZA Institute of Labor Economics sowie Prof. Dr. Martin Biewen (Universität Tübingen) erstellt. Die Bearbeitung erstreckte sich über den Zeitraum vom Januar bis August 2019.

1.1 Zielsetzung der Untersuchung

Der Wissensstand zur sozialen Mobilität hat sich in den vergangenen Jahren erheblich erweitert. Dies betrifft sowohl den internationalen Forschungsstand als auch Ergebnisse für Deutschland. Auch der Vierte und Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung enthalten eine Vielzahl von Ergebnissen zu Mobilitätsprozessen an Bildungs- und beruflichen Übergängen, Armutsübergängen in unterschiedlichen Lebensphasen, zum langfristigen intergenerationalen Zusammenhang sowie zur Wahrnehmung von Chancengleichheit und zur Offenheit der Gesellschaft.

Die vorliegende Studie baut auf diesen vielfältigen Erkenntnissen auf. Gegenüber den beiden die Vorgängerstudien von IAW (2015) und Pollak et al. (2011) wurden die Ergebnisse aktualisiert. In wesentlichen Teilen geht die Studie jedoch über die Vorgängerstudien hinaus. Insbesondere betrachtet sie die Entwicklung der sozialen Mobilität im Kontext grundlegender institutioneller, ökonomischer und sozialer Veränderungsprozesse. Die Bedingtheit sozialer Mobilitätsprozesse ist ein Thema, das sich durch alle Teile der Studie zieht.

Eine weitere thematische Linie dieses Berichts ist die Identifikation von Ansätzen, durch die sich die Chancen für Aufstiege verbessern lassen. Die bestehenden Ergebnisse zur sozialen Mobilität deuten darauf hin, dass das frühe Lebensalter für die späteren Verläufe von größter Bedeutung ist. Entsprechend spielen Interventionen im Bereich der schulischen Bildung hier eine wichtige Rolle. Es werden jedoch auch Bildungsmaßnahmen in späteren Lebensphasen sowie andere Maßnahmen betrachtet, die Übergänge erleichtern und absichern. Hierzu wird insbesondere die vorhandene Literatur zur Evaluation solcher Maßnahmen herangezogen.

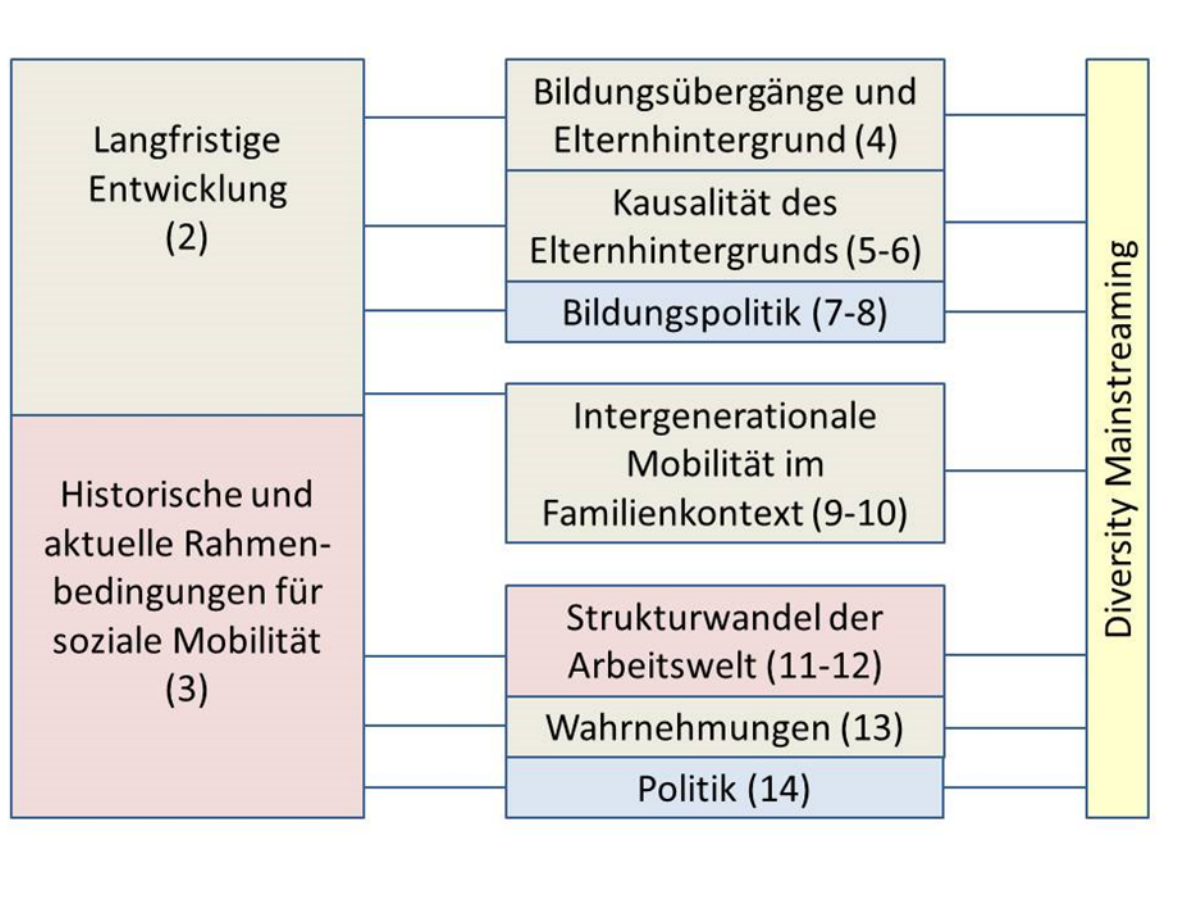
1.2 Aufbau der Studie

Abbildung 1.1 gibt einen Überblick über die inhaltliche Struktur des Berichts. Im ersten Block wird die langfristige Entwicklung der sozialen Mobilität über die Geburtskohorten von 1914 bis 1983 aufgezeigt, und in die Entwicklung der institutionellen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, insbesondere im Bildungsbereich, eingebettet.

Gegeben die fundamentale Bedeutung des Bildungserwerbs im vorschulischen und schulischen Alter sowie der sich an die Schule anschließenden Übergänge beschäftigten sich fünf Kapitel mit den Bildungsübergängen. Kapitel 4 aktualisiert die diesbezüglichen Ergebnisse des Vorgutachtens (IAW 2015). Kapitel 5 und 6 untersuchen mit unterschiedlichen Forschungsansätzen die Mechanismen der Übertragung von elterlichen Merkmalen und Ressourcen auf die Bildungsverläufe von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die anschließenden zwei Kapitel 7 und 8 enthalten Literaturstudien; ihr Gegenstand ist die Abschätzung zum einen der Wirksamkeit

von Interventionen zur Fähigkeitsentwicklung im frühkindlichen Alter und zum anderen grundlegender Gestaltungselemente des Bildungssystems.

Abbildung 1.1 Fragestellungen und Elemente der Studie



Quelle: Eigene Darstellung

Die zwei folgenden Kapitel stellen die intergenerationale Mobilität stärker in den Kontext der Familie und der sie umgebenden sozialen Kontexte. Als wichtiger neuer Forschungsansatz hat sich in jüngerer Zeit die Analyse sozialer Mobilität in multi-generationaler Perspektive entwickelt. Ebenfalls zunehmende Beachtung finden die Effekte des sozialräumlichen Umfelds von Heranwachsenden auf den im weiteren Lebensverlauf erreichten Status. Diesen Effekten widmet sich Kapitel 9. Das folgende Kapitel analysiert die Zunahme homogamer Partnerschaften, bei denen Menschen mit gleichem sozialen Status langfristige Bindungen eingehen, und ihre Folgen für die soziale Mobilität.

In den beiden nachfolgenden Kapiteln geht es um die Auswirkungen des Strukturwandels in der Arbeitswelt auf die Mobilität. Zunächst werden in Kapitel 11 die Auswirkungen auf die Übergänge zwischen Generationen betrachtet. Danach richtet sich der Blickwinkel auf die intragenerationale Entwicklung, also die Verläufe sozialer Statuspositionen innerhalb der Lebensspanne. Die intragenerationale Betrachtungsweise wird auch in Kapitel 13 und 14 beibehalten, in denen es um die Wahrnehmungen der Chancen und Risiken der sozialen Mobilität sowie um die Funktion von staatlichen Förderungen und Weiterbildungsmaßnahmen im Lebensverlauf geht.

Eine Querschnittsaufgabe in diesem Bericht besteht in der Berücksichtigung des Diversity Mainstreaming. Gelöst wird diese einerseits durch die Herausarbeitung spezifischer Fragestellungen und Problemlagen für unterschiedliche Bevölkerungsteile, andererseits durch eine Differenzierung der empirischen Auswertungen, die im Rahmen der Studie durchgeführt werden (siehe den nächsten Abschnitt).

Diese Studie wurde gleichzeitig mit weiteren Forschungsarbeiten erstellt, deren Ergebnisse in den Sechsten Armuts- und Reichtumsbericht einfließen sollen. Hierzu gehört die „Analyse der Einkommens- und Vermögensverteilung in Deutschland“. Um Doppelforschung zu vermeiden, wird die Analyse von Einkommensverläufen im vorliegenden Bericht auf das notwendige Minimum reduziert, auch wenn diese Dimension ohne Frage für die soziale Mobilität wichtig ist. Wegen der Einbeziehung der Wahrnehmungen zur sozialen Mobilität besteht eine weitere Schnittstelle zum Vorhaben „Analyse der Einstellungen zu Armut, Reichtum und Verteilung in sozialen Lagen in Deutschland“, das eine eigene quantitative Datengrundlage erarbeitet, während im vorliegenden Projekt hierzu ausschließlich die Daten des Nationalen Bildungspanels verwendet werden. Ferner besteht eine Schnittstelle zum Projekt „Qualitative Untersuchung von subjektiven Ausprägungen“, in dem die subjektive Bewertung von Aufstiegschancen und Abstiegsrisiken mit qualitativen Methoden erfasst wird. Auch das Forschungsvorhaben „Soziale Lagen in multidimensionaler Längsschnittbetrachtung“ behandelt mit Längsschnittanalysen zu Stabilität und Dynamik von Lebenslagen Fragestellungen, die eng mit denen des vorliegenden Projekts verwandt sind. Allerdings kann das dort verwendete multidimensionale Konzept nicht auf die hier verwendeten Datengrundlagen übertragen werden. Diese Übertragung bleibt insofern ein wichtiges Desiderat künftiger Forschung.

1.3 Methodik der Untersuchung

Für die einzelnen Module werden unterschiedliche Datenquellen verwendet, die zur Bearbeitung der spezifischen Fragestellungen und Berücksichtigung der biografischen Situation besondere Vorteile haben (siehe Tabelle 1.1). Wie in der Vorstudie von Pollak et al. (2011) wird der Mannheimer Mobilitätsdatensatz für die Analyse langfristiger Entwicklungen verwendet. Ähnlich wie die Vorstudie von IAW (2015) wird das Nationale Bildungspanel (NEPS) zur Analyse von Bildungsübergängen, aber auch für die intergenerationale Analyse herangezogen. Infolge der zunehmenden Verfügbarkeit von längeren Verlaufsdaten im Längsschnitt haben sich die Analysemöglichkeiten des NEPS deutlich erweitert. Der Mannheimer Mobilitätsdatensatz integriert Teile des NEPS mit weiteren Erhebungen.

Für Geschwistervergleiche bietet die TwinLife-Studie in Deutschland die besten Informationen; daher wird sie in Kapitel 6 als Analysegrundlage gewählt. Der langfristige Erwerbsverlauf lässt sich am besten in administrativen Längsschnittdaten verfolgen, die durch das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) als Stichprobe bereitgestellt werden. Die ausführlichen Literaturanalysen in den Kapiteln 7, 8, 9 und 14 dienen insbesondere dazu, die vorhandene Evidenz zu den Wirkungen von Maßnahmen und institutionellen Gestaltungen im Bereich der Bildung auf die soziale Mobilität einzuschätzen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der aktuellen Forschungsliteratur; diese wird in zwei Kapiteln (7 und 14) durch eine statistische Meta-Analyse ausgewertet.

Tabelle 1.1 Empirische Untersuchungen und Datenquellen

Kapitel	Module der empirischen Analyse	Datenquelle	Zeiträume
2	Aktuelle Trends in der sozialen Mobilität	Mannheimer Mobilitätsdatensatz	1976-2018
3	Historische und aktuelle Rahmenbedingungen	Mannheimer Mobilitätsdatensatz	1976-2018
4	Bildungsübergänge von der Schulzeit bis zur Erwerbstätigkeit	Nationales Bildungspanel (NEPS), Startkohorten 2, 4 und 6	2006-2016
5	Primäre und sekundäre Effekte des Elternhauses	Nationales Bildungspanel (NEPS), Startkohorte 2	2010-2016
6	Geschwistervergleiche und Herkunftseffekte	TwinLife-Studie	2014-2016
10	Assortative Partnerwahl und soziale Mobilität	Nationales Bildungspanel (NEPS), Startkohorte 6	2006-2016
11	Arbeitswelt und inter-generationale Mobilität	Nationales Bildungspanel (NEPS), Startkohorte 6	2006-2016
12	Arbeitswelt und Mobilität innerhalb des Lebensverlaufs	Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien (SIAB)	1975-2014
13	Abgleich von sozialer Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen	Nationales Bildungspanel (NEPS), Startkohorte 6	2006-2016

Quelle: Eigene Darstellung

Diversity Mainstreaming ist eine Methode, um die Gleichstellung im Hinblick auf das Geschlecht, die ethnische Herkunft, das Alter, eine Behinderung und weitere Dimensionen systematisch in den Forschungsprozess zu integrieren. Hierzu werden, sofern dies auf der Grundlage der Daten möglich ist, die Ergebnisse nach den genannten Dimensionen aufgegliedert. Durchgängig ist dies allerdings nur nach dem Geschlecht möglich (siehe Abbildung 1.2).

Darüber hinaus wurden systematisch Fragestellungen mit Bezug zu den Diversity-Dimensionen entwickelt und in das Forschungskonzept einbezogen. Im Hinblick auf das Geschlecht wird beispielsweise untersucht, welchen Einfluss die noch immer starke Segmentierung der Berufswahl nach dem Geschlecht auf die soziale Mobilität und die Aufstiegschancen von Frauen hat (Kapitel 4 und 11). Darüber hinaus übernehmen Frauen noch immer mehr Aufgaben in der Familie als Männer und haben deshalb mehr Erwerbsunterbrechungen, was ihre beruflichen Aufstiege begrenzen kann (Kapitel 12). Im Hinblick auf die Ethnizität oder einen Migrationshintergrund ist beispielsweise zu berücksichtigen, dass die Tatsache, dass die Eltern ihre Bildung in einem Land mit einem anderen Bildungssystem absolviert haben, die intergenerationale Mobilität beeinflussen kann (Kapitel 4 und 10). Und schließlich werden in der Analyse der subjektiven Bewertungen die Sichtweisen unterschiedliche Gruppen so weit wie möglich aufgezeigt (Kapitel 13).

Abbildung 1.2 Differenzierung nach Diversity-Mainstreaming-Dimensionen

	Geschlecht	Ethnizität / Mig.-Hg.	Religion	Behinderung	Alter	sexuelle Orientie- rung
Langfristige Entwicklung, historische und aktuelle Rahmenbedingungen (Kap. 2, 3)						
Bildungsübergänge und Elternhintergrund, primäre und sekundäre Effekte (Kap. 4, 5)						
Geschwistervergleiche (Kap. 6)						
Meta-Analyse frühkindliche Bildungsmaßnahmen (Kap. 7)						
Wirkungen des Bildungssystems (Kap. 8)						
Intergenerationale Mobilität im Familienkontext (Kap. 9, 10)						
Strukturwandel der Arbeitswelt (Kap. 11, 12)						
Einschätzungen und Wahrnehmungen (Kap. 13)						
Literaturanalyse zu Arbeitsmarktpolitik und Weiterbildung						

Erläuterung: Dunkle Hervorhebung: Differenzierung durchgängig möglich, helle Hervorhebung: Differenzierung teilweise möglich, weiß: Differenzierung nicht möglich.

Quelle: Eigene Darstellung.

2. Aktuelle Trends in der sozialen Mobilität

2.1 Fragestellung und Vorgehensweise

Forschung und Politik diskutieren intensiv die Frage, wie viel intergenerationale soziale Auf- und Abstiege in einer Gesellschaft stattfinden und welche Faktoren diese Auf- und Abstiege begünstigen. Intergenerationale soziale Mobilität meint den Vergleich zwischen der Lage der Elterngeneration mit der Lage der Generation der Kinder, wenn diese selbst erwachsen sind. Die intergenerationale soziale Mobilität zeigt somit an, wie sehr die eigenen Lebenschancen und Lebenslagen von dem Elternhaus abhängig sind, das heißt, ob man in ähnlichen Verhältnissen lebt wie die Eltern oder sozial aufsteigt oder absteigt im Vergleich zu den Eltern.

Der Forschungsstand hierzu hat sich in den vergangenen Jahren deutlich ausgeweitet. Nicht nur gibt es neuere Befunde zu aktuellen Trends in verschiedenen Ländern, auch die Analysefelder zu den Mechanismen zu sozialer Mobilität werden deutlich breiter. Als wichtigster Einflussfaktor wird seit langem die Bildung der Kinder als vermittelnder Mechanismus angesehen (vgl. Blau/Duncan 1965, Dunlop et al. 1975). Aber auch neuere Analysen zu strukturellen Einflüssen, assortativer Partnerwahl, genetischen Einflussfaktoren, demografischen Entwicklungen und räumlichen Segregationstrends erweitern das Verständnis über intergenerationale soziale Mobilität.

Die Analyse intergenerationaler sozialer Mobilität ist auch vor dem Hintergrund sich ändernder Rahmenbedingungen hoch relevant. Durch die steigende Einkommensungleichheit, durch eine verzögerte Etablierung am Arbeitsmarkt sowie durch die Verfestigung von Armutslagen drängt sich die Frage auf, wie diese Trends insbesondere für jüngere Kohorten die Auf- und Abstiegschancen beeinflussen.

Dieses erste inhaltliche Kapitel der vorliegenden Studie hat entsprechend zwei Fragestellungen: Wie hat sich die intergenerationale soziale Mobilität entwickelt und in welche Richtung zeigen insbesondere für jüngere Kohorten die aktuellen Trends? Die Ergebnisse werden getrennt für Männer und Frauen, für Menschen in Ost- und Westdeutschland sowie für Personen mit und ohne deutsche Staatsangehörigkeit durchgeführt. In den Analysen werden einerseits die beobachteten sozialen Auf- und Abstiege betrachtet (absolute Mobilitätsraten), andererseits werden ausführlich relative Mobilitätsraten analysiert, die eine Aussage über die Chancengleichheit bzw. Durchlässigkeit einer Gesellschaft zulassen. Die zweite Fragestellung betrifft die Rolle der Bildung für die Durchlässigkeit der Gesellschaft: Warum kam es zu den beobachteten Veränderungen bei den Auf- und Abstiegschancen und wie haben Bildungsexpansion, veränderte Bildungsungleichheiten und veränderte Bildungserträge die Mobilitätschancen beeinflusst? Hierzu werden Simulationsanalysen durchgeführt, die einen Hinweis auf die unterschiedliche Bedeutung dieser Entwicklungen für soziale Mobilität geben.

Soziale Auf- und Abstiege werden in diesem Kapitel ausschließlich in Bezug auf Berufspositionen untersucht. Für einen Überblick zu einkommensbasierten Mobilitätsanalysen siehe Kapitel 2.2 und Kapitel **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** Das vorliegende Kapitel gliedert sich in mehrere Unterkapitel: Zunächst erfolgt ein kurzer Überblick über den Stand der Forschung und eine Einordnung der bestehenden Befunde in die internationale Literatur. Anschließend werden im dritten Teil der verwendete Datensatz sowie der methodische Ansatz kurz dargestellt. Es folgen jeweils Unterkapitel zu den Trends in absoluten Raten und zu Trends in den relativen Raten. Ausgehend von diesen Befunden werden im sechsten Unterkapitel Analysen

zur Rolle der Bildung für soziale Mobilität untersucht. Den Abschluss bildet eine kurze Zusammenfassung.

2.2 Bestehende Studien und Einordnung der internationalen Befunde

Aufbauend auf den beiden Vorgängerstudien von IAW (2015) und Pollak et al. (2011) zu den beiden letzten Armuts- und Reichtumsberichten werden im Folgenden kurz neuere Befunde dargestellt. Die soziologische und die ökonomische Forschung verwenden dabei unterschiedliche Maße. Während in der soziologischen Literatur insbesondere bildungs- und berufsbezogene Maße wie Klasse, Status oder Prestige angewandt werden, nutzen ökonomische Forschungsstudien eher Einkommensmaße als Ausgangspunkt für die Bestimmung der Lage der Personen. Eine umfangreiche Analyse zu einkommensbasierter intergenerationaler sozialer Mobilität hat die OECD in dem Bericht „A Broken Social Elevator? How to Promote Social Mobility“ (OECD 2018b) vorgelegt. In Kapitel 4 der OECD-Studie gibt es auch detaillierte Befunde zu intergenerationaler sozialer Mobilität, basierend auf zwei unterschiedlichen Strukturierungsmerkmalen der Gesellschaft: zum einen auf Basis von sozialen Klassen, gemessen mit der European Socio-economic Classification (Rose/Harrison 2010), einer Fortentwicklung des Erikson/Goldthorpe Klassenschemas (Erikson/Goldthorpe 1992), zum anderen auf Basis von Einkommenselastizitäten zwischen Eltern- und Kindergeneration. Für die Einkommensanalysen mussten für die Mehrzahl der Länder (nicht für Deutschland) die Einkommensinformationen der Elterngeneration modellhaft geschätzt werden, da es für diese Länder keine Daten gibt, in denen sowohl die Einkommen der Elterngeneration als auch die Einkommen der Kindergeneration gemeinsam verfügbar sind.

Bei der Klassenbetrachtung der OECD-Daten zeigt sich für alle Länder mit Ausnahme Australiens¹, dass soziale Aufstiege zum Teil deutlich häufiger vorkommen als soziale Abstiege. Das heißt in der Generationenfolge stellen sich in praktisch allen OECD-Ländern die jüngeren Generationen besser, nicht schlechter. Deutschland nimmt hierbei einen mittleren Platz im Ländervergleich ein. Für relative Mobilitätsraten zeigt sich bezüglich des Ländervergleichs ein ähnliches Bild. Deutschland nimmt eine mittlere Position ein. Anders ist der Befund jedoch bei der Betrachtung der intergenerationalen Einkommensmobilität. Hier ist Deutschland bei den Ländern mit der höchsten Vererbung von Einkommen zwischen Vätern und Söhnen, gemeinsam mit Ländern aus den BRICS-Staaten (OECD 2018: 195). Die Einkommenselastizitäten sind für den Vater-Tochter-Vergleich ähnlich. In Deutschland ist die Einkommensvererbung zwischen Vater und Tochter etwas geringer als die Vererbung zwischen Vater und Sohn.

Die Befunde zum internationalen Vergleich bei Klassenmobilität und Einkommensmobilität sind bemerkenswert, da sie nur bedingt im Einklang mit früheren Befunden sind. Breen und Luijckx (2004) und Pollak (2009) zeigen, dass die relative Klassenmobilität im europäischen Vergleich in Deutschland am schwächsten ist. Dagegen zeigte Blandon et al. (2005), dass Deutschland bei den Einkommenselastizitäten eher einen mittleren Platz belegte. Den Einkommensdaten für Deutschland ist in der jüngeren Studie vermutlich mehr Robustheit zuzutrauen.² Dies gilt jedoch nicht für die Länder, in denen das Elterneinkommen geschätzt werden muss. Insofern sollten diese Ländervergleiche nur mit Vorsicht interpretiert werden. Die Einkommensdaten für

¹ Die Messung der ESeC-Klassenposition mit australischen Daten weicht von den Messungen in den anderen Ländern ab, d.h. dieser Befund ist mit Vorsicht zu interpretieren.

² Schnitzlein (2016) zeigt, dass die Befunde im deutsch-amerikanischen Vergleich der intergenerationalen Einkommensmobilität nicht sehr robust sind. Je nach Spezifikation der Daten findet man für Deutschland ähnlich rigide Befunde wie für die USA.

Deutschland in der OECD-Studie waren auch nicht ausreichend, um weiterführende Analysen zu Trends oder zu verschiedenen Einflussfaktoren für Einkommensmobilität durchzuführen.

Für die vorliegende Studie wird daher eine Betrachtung der Klassenmobilität vorgezogen, um verschiedene Einflussfaktoren für mehr Auf- und Abstiege sowie für mehr Durchlässigkeit in der Gesellschaft identifizieren zu können. In den letzten Jahren gab es einzelne Studien (Hertel 2017, Blossfeld 2014, Müller/Pollak 2015, Pollak 2018), die mit Hilfe umfangreicher Datensammlungen aktuelle Trends zu (intergenerationaler) sozialer Klassenmobilität beschreiben. Dabei zeigt sich, dass bei den absoluten Mobilitätsraten die Trends in Ost und West unterschiedlich sind. Während in Westdeutschland soziale Aufstiege nach wie vor bei weitem die sozialen Abstiege überwiegen, ist dieses Verhältnis in Ostdeutschland ausgeglichen. Sowohl in West- als auch in Ostdeutschland nehmen Abstiege für Männer zu. Für Frauen ist diese Entwicklung nicht zu finden. In der gesamtdeutschen Betrachtung gibt es nach wie vor deutlich mehr Auf- als Abstiege.

Bezüglich der relativen Raten kommen die genannten Studien zu dem Befund, dass es im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einer Erhöhung der Chancengleichheit kam. Dieser Trend hat sich jedoch in den jeweils beobachteten jüngeren Geburtsjahrgängen nicht weiter fortgesetzt. Der Trend hat sich aber trotz gestiegener Einkommensungleichheit auch nicht umgekehrt. Die heutige Gesellschaft ist somit offener und durchlässiger als früher.

Neben den Analysen zu Trends und den Ländervergleichen zur Einschätzung des Ausmaßes von sozialer Mobilität beschäftigen sich die aktuellen Studien mit einer Vielzahl weiterer Aspekte und Mechanismen zu sozialer Mobilität. Zentral ist dabei die Rolle der Bildung als vermittelndem Mechanismus für soziale Mobilität. Studien für die USA und Frankreich (Torche 2011, 2016, Vallet 2017) zeigen, dass nicht nur veränderte Bildungsungleichheiten einen Einfluss auf das Ausmaß von sozialer Mobilität haben, sondern dass auch die Bildungsexpansion per se einen mobilitätsfördernden Effekt haben kann. Pollak und Müller (2018, im Druck) zeigen diesen Effekt für die Jahrgänge bis 1975 auch für Deutschland.

Eine besondere Bedeutung für die Mobilitätsforschung hatten in den letzten Jahren die Arbeiten von Raj Chetty (vgl. Chetty et al. 2014a, Chetty et al. 2014b, Chetty und Hendren 2018, siehe auch Kapitel 9). Chetty et al. (2014a, 2014b) finden für die USA, dass trotz gestiegener Einkommensungleichheit das Ausmaß an sozialer Mobilität gleichbleibt. Er verdeutlicht dies sehr anschaulich mit dem Bild einer Leiter, auf der die Sprossen nunmehr weiter auseinanderliegen, die Chancen zum Klettern aber in den jüngeren Generationen gleich bleiben (Chetty et al. 2014a). Seine weiteren Analysen zeigen, dass es hierbei aber deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Regionen in den USA gibt. So sind die Aufstiegschancen mitunter dreimal so hoch in San Jose, CA, im Vergleich zu Charlotte, NC (Chetty et al. 2014b). Diese regionalen Unterschiede und die Bedeutung der sozialen Segregation für Bildungschancen heben auch Helbig und Jähnen (2018) für Deutschland hervor. Chetty et al. (2014) verbinden die unterschiedlichen Mobilitätschancen mit fünf Faktoren, die für die unterschiedlichen Mobilitätschancen zwischen den Regionen verantwortlich sein könnten: weniger räumliche Segregation, weniger Einkommensungleichheit, bessere Grundschulen, höheres soziales Kapital und höhere Stabilität von Familien. Inwieweit diese Faktoren kausal wirken, kann bisher nicht ausreichend beantwortet werden. Die Faktoren geben aber Hinweise darauf, in welche Richtung die Mobilitätsforschung gehen kann, um die regionalen Unterschiede zu erklären (vgl. auch Chetty und Hendren 2018).

Eine weitere wichtige Neuerung sind Analysen, die über die Eltern-Kind-Vergleiche zu sozialer Mobilität hinausgehen. Hällsten (2014) zeigt, dass auch die Großeltern und sogar die vierte Generation noch einen Einfluss auf die Mobilitätschancen in Schweden haben. Hertel und Groh-

Samberg (2011) können für Deutschland ebenfalls zeigen, dass die Großelterngeneration einen eigenständigen Effekt auf die Mobilitätschancen der Kinder hat.

2.3 Daten und Methoden

Die erste Fragestellung des vorliegenden Kapitels bezieht sich auf die Fortschreibung und Aktualisierung der Befunde über die bestehende Forschung hinaus. Insbesondere ist es relevant, sich die Entwicklungen für die jüngsten Jahrgänge nach 1975 anzuschauen. Dies geschieht getrennt für Männer und Frauen und getrennt für Ost- und Westdeutschland. Wo möglich, wird nach deutschen und nicht-deutschen Staatsangehörigen unterschieden. Eine weitergehende Differenzierung nach Migrationshintergrund ist für die Mehrzahl der hier verwendeten Datensätze leider nicht möglich.

2.3.1 Verwendete Daten (Mannheimer Mobilitätsdatensatz)

Für belastbare Analysen zu sozialer Mobilität ist eine breite Datengrundlage unabdingbar. Notwendig sind Datensätze, die einerseits repräsentativ für die Bevölkerung sind, andererseits aber auch große Fallzahlen aufweisen, um einzelne Mobilitätsmuster abbilden und analysieren zu können.

In der Studie schreiben wir den so genannten Mannheimer Mobilitätsdatensatz fort. Dies ist eine Datensammlung, die im Zuge eines vergleichenden Mobilitätsprojekts (Breen 2004, Müller und Pollak 2004) am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung entstand. Der aktuelle Datensatz umfasst Studien der Jahre 1976 bis 2018 aus unterschiedlichen Datenerhebungsprogrammen (siehe Tabelle 2.1; für eine ausführlichere Beschreibung der Daten siehe Pollak und Müller 2018).

Tabelle 2.1 Verwendete Datensammlungen

Datensammlung	verwendete Jahre
Allgemeine Bevölkerungsumfrage in den Sozialwissenschaften (ALLBUS)	1980-2018
Sozio-ökonomisches Panel (SOEP)	1986-2015
ZUMA-Standarddemographie	1976-1982
International Social Justice Project (ISJP)	1991, 1996, 2000
Nationales Bildungspanel (NEPS)	2007, 2009, 2011

Quelle: Eigene Darstellung.

Diese Datensammlungen haben ähnliche Logiken der Stichprobenziehung und gleiche oder sehr ähnliche Erfassungen der sozialen Herkunft, der eigenen Bildung sowie der eigenen aktuellen Berufssituation. Verwendet werden die entsprechenden Querschnittsdaten oder aus den Panelprogrammen die frühestmögliche Welle aus den jeweiligen Stichproben, die sowohl Daten zur sozialen Herkunft als auch Daten zur Person enthalten.³

³ Die Daten wurden auf Vergleichbarkeit hin untersucht. Die Daten des Nationalen Bildungspanels werden in gewichteter Form aufgenommen, die Analysen für die übrigen Datensammlungen erfolgen ungewichtet. Entsprechende Sensitivitätstests wurden durchgeführt.

2.3.2 Klassen, Bildung, Jahrgänge

Zur Messung der eigenen Position in der Gesellschaft sowie der Position des Elternhauses werden die in der international und historisch vergleichenden soziologischen Literatur häufig verwendeten Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992) gebildet. Die Position des Elternhauses bezieht sich wie üblich auf den Zeitpunkt, als die Befragten 15 Jahre alt waren. Die Position der Befragten ergibt sich für Männer aus der aktuellen oder – wenn verfügbar – letzten Erwerbstätigkeit, für Frauen aus der aktuellen Erwerbstätigkeit.⁴ Erikson und Goldthorpe unterscheiden insgesamt sieben Klassenpositionen (siehe Tabelle 2.2). Diese sieben Klassen sind nur zum Teil in eine hierarchische Reihenfolge zu bringen: Leitende Angestellte haben eine höhere Position als hochqualifizierte Angestellte, und diese wiederum haben eine höhere Position als mittlere Angestellte, Selbständige, Landwirte und Facharbeiter. Die vier Letztgenannten wiederum haben eine höhere Position als ungelernete Arbeiter. Innerhalb der Gruppe der mittleren Angestellten, Selbständigen, Landwirte und Facharbeiter ist eine klare Ordnung jedoch weniger eindeutig, so dass für Analysen zu sozialen Auf- und Abstiegen diese Gruppe zusammengefasst wird (vgl. Erikson und Goldthorpe 1992, Breen 2004, Breen und Müller im Druck).

Tabelle 2.2 Einteilung der Gesellschaft in sieben Klassenpositionen (in Anlehnung an Erikson und Goldthorpe 1992)

Klassenposition	Hierarchie- stufe	Häufigkeit in 2018 (in %) ⁵
Leitende Angestellte, höhere Beamte/innen, freie Berufe (z. B. Rechtsanwälte/innen, Ärzte/innen), Selbstständige in Handel, Gewerbe, Industrie und Dienstleistung mit 50 und mehr Mitarbeitern/innen	1	19
(Hoch-)qualifizierte Angestellte und gehobene Beamte/innen (z. B. höhere Verwaltungsbedienstete, Grundschullehrer/innen)	2	26
Mittlere Angestellte (z.B. Sekretäre/innen, einfache Verwaltungsbedienstete); Beamte/inne im mittleren Dienst		16
Selbstständige in Handel, Gewerbe, Industrie und Dienstleistung mit bis zu 49 Mitarbeitern	3	5
Landwirte/Landwirtinnen		3
Facharbeiter/innen und Meister/innen im Arbeiter- oder Angestelltenverhältnis		18
Ungelernte Arbeiter/innen, angelernte Arbeiter/innen und Angestellte mit einfachen Routinetätigkeiten	4	14

Quelle: Erikson und Goldthorpe (1992), eigene Darstellung.

Neben der klaren theoretischen Fundierung des Klassenschemas hat die Verwendung zudem den Vorteil, dass die Herkunftsposition recht zuverlässig abgebildet werden kann. In den Datensätzen wurde jeweils nach dem Beruf und der beruflichen Stellung des Vaters und der Mutter zu dem Zeitpunkt gefragt, als die Befragten 15 Jahre alt waren. Hier gibt es vergleichsweise wenige

⁴ Im Gegensatz zu Männern haben Frauen insbesondere in den älteren Geburtsjahrgängen längere Erwerbsunterbrechungen und bei Wiedereinstieg häufigere Berufswechsel. Daher wird für Frauen nur der aktuelle Beruf herangezogen.

⁵ Verteilung der Klassenpositionen auf Basis des ALLBUS 2018 für Deutschland (Männer und Frauen, Ost und West)

Messfehler. Leider wurde bis in die 1990er Jahre hinein in vielen Datensätzen nur nach dem Beruf des Vaters und nicht zusätzlich nach dem Beruf der Mutter gefragt. Entsprechend liegen für den Zeitverlauf nur Daten zur Herkunft über den Vater vor. Außerdem wurde in den älteren Datensätzen ebenso wenig nach dem Migrationshintergrund einer Person gefragt, sondern nur nach der Staatsangehörigkeit (bzw. es wurden zunächst nur deutsche Staatsangehörige in die Studien aufgenommen). Auch hier gilt, dass aus Vergleichsgründen die Analysen nur für deutsche bzw. nicht-deutsche Staatsangehörige durchgeführt werden können.

Bei der Bildung werden sechs Bildungsabschlüsse unterschieden (vgl. Tabelle 2.3), die sich an der international vergleichenden CASMIN-Bildungsklassifikation orientieren (vgl. Müller et al. 1989).

Tabelle 2.3 **Bildungsklassifikation**

1	Hauptschule ohne Berufsausbildung oder kein Schulabschluss
2	Hauptschule mit Berufsausbildung
3	Mittlerer Schulabschluss mit oder ohne Berufsausbildung
4	(Fach-)Abitur mit oder ohne Berufsausbildung
5	(Fach-)Hochschulstudium
6	Universitätsstudium

Quelle: Müller et al. (1989), eigene Darstellung.

Für die Analysen zur sozialen Mobilität werden nicht alle Altersgruppen verwendet. Junge Erwachsene sind meist noch in der Ausbildung oder beginnen gerade ihren Arbeitsmarkteinstieg, oftmals mit einer Position, die nicht der längerfristigen Position im Erwachsenenalter entspricht (vgl. Stawarz 2013). Jedoch ergibt sich über den Lebenslauf hinweg ab einem gewissen Alter eine berufliche Maturität, wonach weitere Veränderungen in der Klassenposition nur noch selten vorkommen. Für die folgenden Analysen wird eine untere Altersgrenze von 35 Jahren angenommen. Für Personen im höheren Alter wird ebenso eine Altersgrenze eingezogen. Diese richtet sich an dem Übergang in den Ruhestand aus. Für Männer wird die Grenze auf 64 Jahre, für Frauen 59 Jahre gesetzt.⁶

Im Ergebnis können daher die Jahrgänge 1914 bis 1983 mit den vorliegenden Daten analysiert werden.⁷ Zur Veranschaulichung der Trends über die Geburtsjahrgänge hinweg werden die Jahrgänge in jeweils 10-Jahres-Schritten zusammengefasst: 1914-1924, 1925-1934, 1935-1944, 1945-1954, 1955-1964, 1965-1974, 1975-1983 (vgl. Breen et al. 2009). Damit ist eine ausreichend große jüngste Jahrgangsguppe vorhanden, mit der die bestehenden Trends analysiert werden können.

2.3.3 Analyseverfahren, Fallzahlen

Die Analysen erfolgen getrennt für Männer und Frauen und getrennt nach Ost- und Westdeutschland. Grundlage für die Einteilung in Ost- und Westdeutschland ist der Wohnort zum

⁶ Empirisch gibt es gerade in den älteren Geburtsjahrgängen vergleichsweise wenige Frauen, die im Alter jenseits der 60 Jahre arbeiten. Diese Gruppe ist sehr selektiv und würde die Ergebnisse verzerren. Daher erfolgt die Eingrenzung der Altersspanne unterschiedlich für Männer und Frauen.

⁷ Die untere Grenze für den Jahrgang 1914 wurde aufgrund der empirischen Daten gesetzt, da die davor liegenden Jahrgänge zu dünn besetzt sind.

Zeitpunkt der Befragung. Zusätzlich werden Analysen für deutsche und nicht-deutsche Staatsangehörige durchgeführt. Tabelle 2.4 zeigt die Fallzahlen für die einzelnen Analyseschritte auf:

Tabelle 2.4 Fallzahlen je nach Analysegruppe

Bevölkerungsgruppe	Fallzahlen
Frauen Westdeutschland	20.564
Männer Westdeutschland	24.708
Frauen Ostdeutschland	4.590
Männer Ostdeutschland	5.059
deutsche Staatsangehörige	55.694
nicht-deutsche Staatsangehörige	1.957

Quelle: Eigene Darstellung.

Für die Beantwortung der Fragen nach den Trends in der sozialen Mobilität ist es wichtig, zwischen absoluten Mobilitätsraten und relativen Mobilitätsraten zu unterscheiden. Absolute Mobilitätsraten geben an, wie viele Personen zum Befragungszeitpunkt eine andere Klassenposition haben als ihre Eltern. Mit diesem Maß kann man sehr gut unterscheiden, wie viele Personen mobil sind, und ob sie eher einen Aufstieg oder eher einen Abstieg erlebt haben. Für die Einteilung in Auf- und Abstiege werden statt der sieben Klassenpositionen die vier Hierarchiestufen des Klassenschemas verwendet. Für relative Mobilitätsraten werden log-multiplikative Modelle geschätzt, die die Durchlässigkeit einer Gesellschaft widerspiegeln und die weiter unten kurz eingeführt werden (vgl. Xie 1992, Breen 2004).

2.4 Entwicklungen bei absoluten Mobilitätsraten

Wie viele Menschen sind sozial mobil im Vergleich zu den gesellschaftlichen Positionen ihrer Eltern? Wie vielen Menschen gelingt ein Aufstieg in vorteilhaftere Klassenpositionen, wie viele Menschen erleben einen Abstieg im Vergleich zur Elterngeneration? Und wie viele Menschen haben zwar nicht die gleiche Klassenposition wie ihr Vater, aber sind in vergleichbaren Klassenlagen? Abbildung 2.1 gibt eine Übersicht über diese Entwicklungen für die Geburtsjahrgänge ab 1914 bis zu den jüngsten beobachteten Jahrgängen 1983 – jeweils getrennt für Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland⁸ sowie insgesamt für Menschen ohne und mit deutscher Staatsangehörigkeit.⁹

Die oberste schwarze Linie in Abbildung 2.1 gibt an, wie viele Menschen insgesamt eine andere Klassenposition innehaben als ihr Vater. Aus den Schaubildern wird schnell deutlich, dass der übergroße Anteil der Menschen in ihrem Leben sozial mobil ist im Vergleich zu der Position ihres Vaters. Die Werte sind für Frauen etwas höher als die Werte für die Männer, da die geschlechtsspezifische Segregation auf dem Arbeitsmarkt die Frauen zum Teil in andere Klassenlagen bringt als Männer bzw. die Väter. Ungefähr drei Viertel der Frauen in West- und Ostdeutschland haben eine andere Klassenposition als ihre Väter, bei den Männern sind es zwischen 60 (Ost) und 70 (West) Prozent. Auffällig sind die etwas unterschiedlichen Trends. In Westdeutschland hat über die Geburtsjahrgänge hinweg die Mobilität leicht zugenommen, Ausnahme sind allerdings die jüngsten Jahrgänge 1975-1983 bei den Frauen. In Ostdeutschland findet man bei Frauen wenig

⁸ Die Zuordnung zu West- und Ostdeutschland richtet sich nach dem jeweiligen Wohnort, nicht nach der Herkunftsgemeinde zur Kindheit.

⁹ Die Messung der eigenen Klassenposition erfolgt im Jahr der Befragung, d.h. zwischen 1976 und 2018. Müller und Pollak (2004) zeigen, dass es keine nennenswerten Alterseffekte in der verwendeten Altersspanne gibt.

Veränderung, im besten Fall eine leichte Zunahme der Gesamtmobilität, während es bei den Männern über die Geburtsjahrgänge eine merkliche Abnahme der sozialen Mobilität gibt. In den jüngsten Jahrgängen sind weniger als zwei Drittel sozial mobil im Vergleich zur Position des Vaters.

2.4.1 Soziale Aufstiege in Deutschland

Wie setzt sich diese beobachtete Gesamtmobilität zusammen? Bei sozialen Aufstiegen (grüne Linien) gibt es eindeutig gegenläufige Trends zwischen West- und Ostdeutschland. In Westdeutschland erleben die Frauen über die Geburtsjahrgänge hinweg deutlich mehr Aufstiege. Während in den ältesten Jahrgängen 1914-1934¹⁰ nur ca. 17 Prozent einen Aufstieg im Vergleich zum Vater erlebten, steigen in den jüngsten Jahrgängen 1975-1983 mehr als doppelt so viele Frauen auf, ca. 37 Prozent. Bei den Männern in Westdeutschland ist der Trend nicht ganz so stark ausgeprägt. In den ältesten Jahrgängen 1914-1924 haben ca. ein Drittel der Männer einen Aufstieg im Vergleich zur Vaterposition erlebt, in den jüngsten Jahrgängen sind es ca. 40 Prozent.

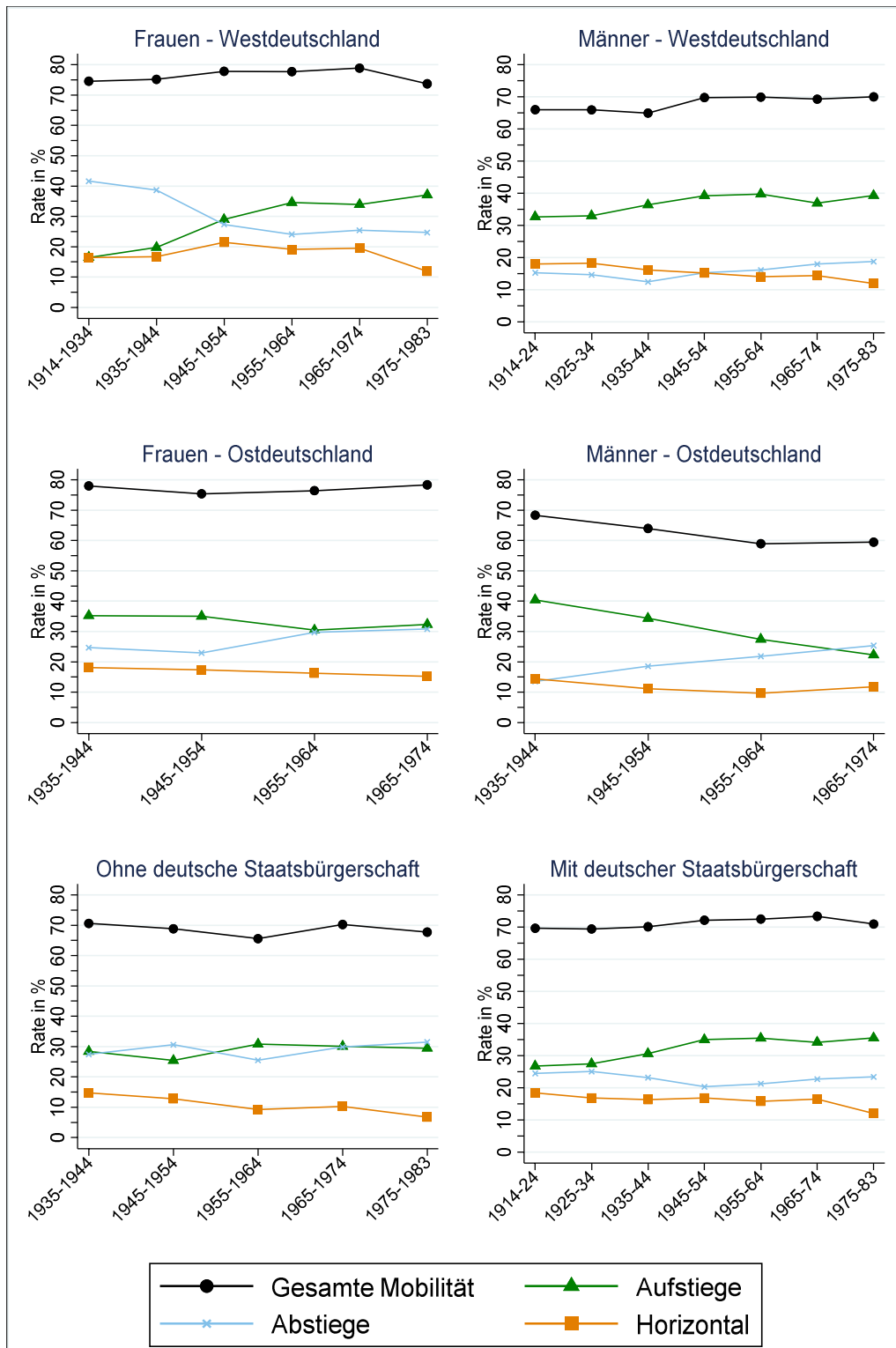
Das Niveau zwischen Männern und Frauen in Westdeutschland hat sich bezüglich der Aufstiege stark angenähert. Der Trend für die Frauen setzt sich weiterhin moderat fort, während er für Männer seit den Jahrgängen 1945-54 praktisch gleichbleibt.

Für Ostdeutschland hingegen zeigt sich ein anderes Bild. Sowohl Frauen als auch Männer starten in den ältesten Jahrgängen mit einem höheren Niveau, Frauen und Männer in den Jahrgängen 1935-1944 erlebten zum Teil deutlich häufiger Aufstiege als Frauen und Männer in Westdeutschland. Diese besonders hohe Mobilität in den Anfangsjahren der DDR ist gut dokumentiert (u. a. Solga 1995). Frauen in Ostdeutschland können das hohe Niveau über die Jahrgänge hinweg nicht ganz halten, die Anzahl der Aufstiege nimmt leicht ab, so dass heute ca. ein Drittel der Frauen in Ostdeutschland einen Aufstieg im Vergleich zum Vater erleben – und damit mittlerweile sogar etwas seltener als die Frauen in Westdeutschland.

Stark nachteilig hingegen ist die Entwicklung für Männer in Ostdeutschland. Der Anteil an Aufstiegen im Vergleich zur Vaterposition hat sich nahezu halbiert. Und dieser klare Trend zu weniger Aufstiegen setzt sich unverändert bis in die jüngsten Jahrgänge hin fort. Gerade einmal 22 Prozent stellen sich in den jüngsten Jahrgängen besser als ihre Väter. Zum Teil kommen diese Väter aus den besonders mobilen älteren Jahrgängen. Bei Männern in Ostdeutschland gibt es damit nur ca. halb so viele Aufstiege wie bei Männern in Westdeutschland.

¹⁰ Die ältesten Jahrgänge mussten zum Teil unterschiedlich zusammengefasst werden, je nach verfügbaren Daten für diese älteren Jahrgänge.

Abbildung 2.1 Absolute Mobilitätsraten für Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland sowie für Menschen ohne und mit deutscher Staatsangehörigkeit



Quelle: Mannheimer Mobilitätsdatensatz, eigene Darstellung.

2.4.2 Soziale Abstiege in Deutschland

Die Entwicklung bei den sozialen Abstiegen (blaue Linien) ist nur zum Teil ein Spiegel der Entwicklungen bei den Aufstiegen. Frauen in Westdeutschland erfahren in jüngeren Geburtsjahrgängen deutlich weniger Abstiege als in älteren Geburtsjahrgängen. Der Anteil von Frauen mit Abstiegen im Vergleich zur Klassenposition des Vaters sinkt von ca. 42 auf 25 Prozent. Seit den Jahrgängen ab 1945 ändert sich jedoch nicht mehr viel. Heute überwiegen bei Frauen in Westdeutschland die Aufstiege bei weitem gegenüber den Abstiegen. Bei Männern in Westdeutschland gibt es ebenfalls viel mehr Auf- als Abstiege. Aufstiege kommen bei Männern in Westdeutschland mehr als doppelt so häufig vor wie Abstiege. Dennoch gibt es seit den Jahrgängen ab 1935 eine leichte Zunahme an sozialen Abstiegen für Männer.

In Ostdeutschland erfahren Frauen über die Geburtsjahrgänge hinweg mehr Abstiege im Vergleich zur Klassenposition des Vaters. Jedoch ist der Anstieg insbesondere für die Jahrgänge 1955-1964 zu verzeichnen. Danach kann man keinen weiteren Trend zu mehr Abstiegen beobachten. Das Verhältnis zwischen Auf- und Abstiegen ist für Frauen in Ostdeutschland ausgeglichen und damit weniger vorteilhaft als für Frauen in Westdeutschland.

Bei den Abstiegen zeigen Männer in Ostdeutschland die am wenigsten vorteilhaften Trends. Der Anteil an Abstiegen nimmt über die Geburtsjahrgänge kontinuierlich zu. In den jüngsten Jahrgängen erfährt ca. ein Viertel einen Abstieg im Vergleich zur Klassenposition des Vaters, und dieser Trend ist über alle Jahrgänge hinweg kontinuierlich ohne einen Hinweis darauf, dass sich der Trend verlangsamt oder dreht. Ähnlich wie bei den Frauen in Ostdeutschland ist das Verhältnis zwischen Auf- und Abstiegen mehr oder weniger ausgeglichen, und damit ebenfalls weniger vorteilhaft als in Westdeutschland. Bei den Männern in Ostdeutschland kommt jedoch hinzu, dass die jeweiligen Trends für Auf- und Abstiege darauf hindeuten, dass sich dieses Verhältnis weiter verändert und die Abstiege in den nächsten Kohorten dominant sein werden.

2.4.3 Deutschland insgesamt eine Aufstiegesgesellschaft

Einen guten zusammenfassenden Blick auf die Situation in Gesamtdeutschland erhält man, wenn man sich die Trends der absoluten Mobilitätsraten für Menschen mit und ohne deutsche Staatsangehörigkeit anschaut. Für Männer und Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit in Deutschland findet man vor allem die für Westdeutschland charakteristischen Trends. Die Aufstiege nehmen über die Geburtsjahrgänge zu und stabilisieren sich seit den Jahrgängen 1945-54 auf einem recht hohen Niveau: Ungefähr jede dritte Person in Deutschland mit deutschem Pass ist in den jüngeren Jahrgängen aufgestiegen im Vergleich zur Klassenposition des Vaters. Abstiege kommen deutlich seltener vor, jedoch steigen hier die Anteile leicht seit den Jahrgängen 1945-54. Insgesamt aber überwiegen die Aufstiege nach wie vor, und die Trends deuten nicht darauf hin, dass sich dies für Gesamtdeutschland in noch jüngeren Jahrgängen ändern wird.

Dieser Befund und auch die Ergebnisse der OECD-Studie (2018b) stehen damit im Widerspruch zu den Behauptungen von Nachtwey (2016). Zwar gibt es durchaus eine nennenswerte Zahl individueller (intergenerationaler) Abstiege. Aber Aufstiege sind nach wie vor eher die Regel, und kollektiv gesehen stellen sich die Kindergenerationen nach wie vor besser als die Elterngenerati-

onen. Dass sich hinter diesem generellen Befund aber eine große Variation zwischen Landesteilen und Geschlechtern verbirgt und dass insbesondere Männer in Ostdeutschland wenig vorteilhaften Entwicklungen ausgesetzt sind, wurde in der ausführlichen Besprechung oben deutlich.¹¹

Für die Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit findet man keine klaren Trends, weder zu mehr Mobilität insgesamt noch zu mehr Auf- oder Abstiegen. Das Verhältnis von Auf- und Abstiegen hält sich ungefähr die Waage, in den Geburtsjahrgängen seit 1945-54 scheinen Aufstiege leicht abzunehmen und Abstiege leicht zuzunehmen. Aber diese Trends sind nicht sehr stark ausgeprägt. Diese Befunde zu Männern und Frauen ohne deutsche Staatsangehörigkeit sind insgesamt mit Vorsicht zu interpretieren. Ein Teil der Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit ist selbst zugewandert. Ein Vergleich mit der Klassenposition des Vaters kann daher den Vergleich zwischen zwei Gesellschaften beinhalten, der Entsende- und der Aufnahmegesellschaft. Insgesamt wäre es hilfreich, den Migrationshintergrund und die Migrationsgeschichte der Menschen zu kennen. Dann könnten detailliertere und robustere Analysen durchgeführt werden. Leider gibt es diese Informationen nicht in ausreichendem Maße in den vorliegenden Daten.

2.5 Entwicklungen bei relativen Mobilitätsraten

Die vorangegangenen Analysen zu absoluten Mobilitätsraten haben gezeigt, dass zwischen 60 und 80 Prozent der Menschen in Deutschland sozial mobil sind im Vergleich zur Klassenposition des Vaters. Ein Teil dieser Mobilität ist den Veränderungen in der Erwerbsstruktur geschuldet. Beschäftigungen in der Landwirtschaft und im produzierenden Gewerbe haben über die Zeit zum Teil deutlich abgenommen, der Dienstleistungsbereich expandiert nach wie vor mit sehr unterschiedlichen Qualifikationsanforderungen für die einzelnen Berufe. Ein Teil der Mobilität, die mit absoluten Mobilitätsraten beschrieben wurde, ist somit strukturell bedingt. Hier hilft wieder das Bild einer Leiter, deren Sprossen die einzelnen Positionen in der Gesellschaft darstellen. Wird die gesamte Leiter an einem Kran nach oben gezogen, haben alle Personen vom Boden aus betrachtet eine höhere Position, alle sind aufgestiegen. Aber die Reihenfolge der Sprossen auf der Leiter bleibt die gleiche. Übersetzt bedeutet dies, dass Familien, die beispielsweise in der Mitte der gesellschaftlichen Hierarchie stehen, ihre Position auf die Kinder übertragen können und somit die Kinder wiederum in der Mitte der gesellschaftlichen Hierarchie stehen – auch wenn sich nun ihre Klassenposition verändert hat: Im Vergleich zum Vater haben sie absolut gesehen einen Aufstieg erlebt. Relativ gesehen aber sind sie doch weiterhin in der Mitte der Gesellschaft verortet.

Wenn alle die gleiche relative Position behalten würden, wäre die Gesellschaft nicht durchlässig. Die Menschen hätte keine Chance, in der Hierarchie auf- oder abzustiegen, die Position wäre determiniert, auch wenn es durch den strukturellen Wandel vielleicht zu besseren Lebensbedingungen für alle kommt. Entsprechend wichtig ist es, den Analysen zu absoluten Mobilitätsraten auch Analysen zu relativen Mobilitätsraten an die Seite zu stellen, um Aussagen zur Chancengleichheit bzw. Durchlässigkeit in einer Gesellschaft treffen zu können.

2.5.1 Modell zur Bestimmung relativer Mobilitätsraten

Für die Bestimmung relativer Mobilitätsraten werden log-multiplikative Modelle verwendet (vgl. Xie 1992, Erikson und Goldthorpe 1992, Breen 2004). Für diese Modelle sind nicht die Anteile an

¹¹ Die Einteilung in Regionen auf Basis des zur Befragung aktuellen Wohnorts verdeckt Binnenmigrations- und damit Selektionsphänomene. Die Daten erlauben jedoch keine Unterscheidung, wer aktuell Arbeitsmigrant zwischen den beiden Landesteilen ist, oder wer seinen Wohnsitz von einem Landesteil in den anderen verlegt hat.

Auf- und Abstiegen zentral, sondern die Chancenverhältnisse (odds ratios) zwischen zwei Klassenpositionen: Es wird gefragt, wie groß die Chance ist, z. B. als Facharbeiterkind später selbst leitender Angestellter oder Facharbeiter zu werden, und wie die Chance ist, als Kind eines leitenden Angestellten später selbst leitender Angestellter oder Facharbeiter zu werden. Diese beiden Chancen werden miteinander ins Verhältnis gesetzt.¹² Der Vorteil an diesem Maß ist, dass es nicht oder nur wenig von den strukturellen Veränderungen (heute mehr leitende Angestellte und weniger Facharbeiter als früher) beeinflusst ist. Auf diese Weise gelingt es, die relativen Raten, d. h. die Chancen für Auf- und Abstiege jenseits der strukturellen Veränderungen, betrachten zu können.

Das log-multiplikative Modell geht noch einen Schritt weiter. Mit dem Modell wird angenommen, dass es zwischen den Klassen ein bestimmtes Muster an Chancenverhältnissen gibt. Dieses Muster ist in der Struktur über die verschiedenen Geburtsjahrgänge gleich, allerdings kann das Muster unterschiedlich stark ausgeprägt sein - wie z. B. bei einem Dia, das immer die gleichen Umrisse zeigt, bei dem jedoch je nach Stärke der Beleuchtung die Kontraste mal stärker und mal schwächer ausgeprägt sind. Diese „Stärke“ des Zusammenhangs wird in den log-multiplikativen Modellen in einer Kennzahl zusammengefasst, die für die ältesten Jahrgänge per Konvention auf eins gesetzt wird und dann die multiplikativen Veränderungen der Stärke des Zusammenhangs wiedergibt. Wenn die Werte kleiner als eins sind, dann ist der Zusammenhang zwischen den Herkunftsklassen und den Klassen der Nachfolgegeneration um diesen Faktor schwächer. Sind die Werte größer als eins, dann wird der Zusammenhang um diesen Faktor stärker.

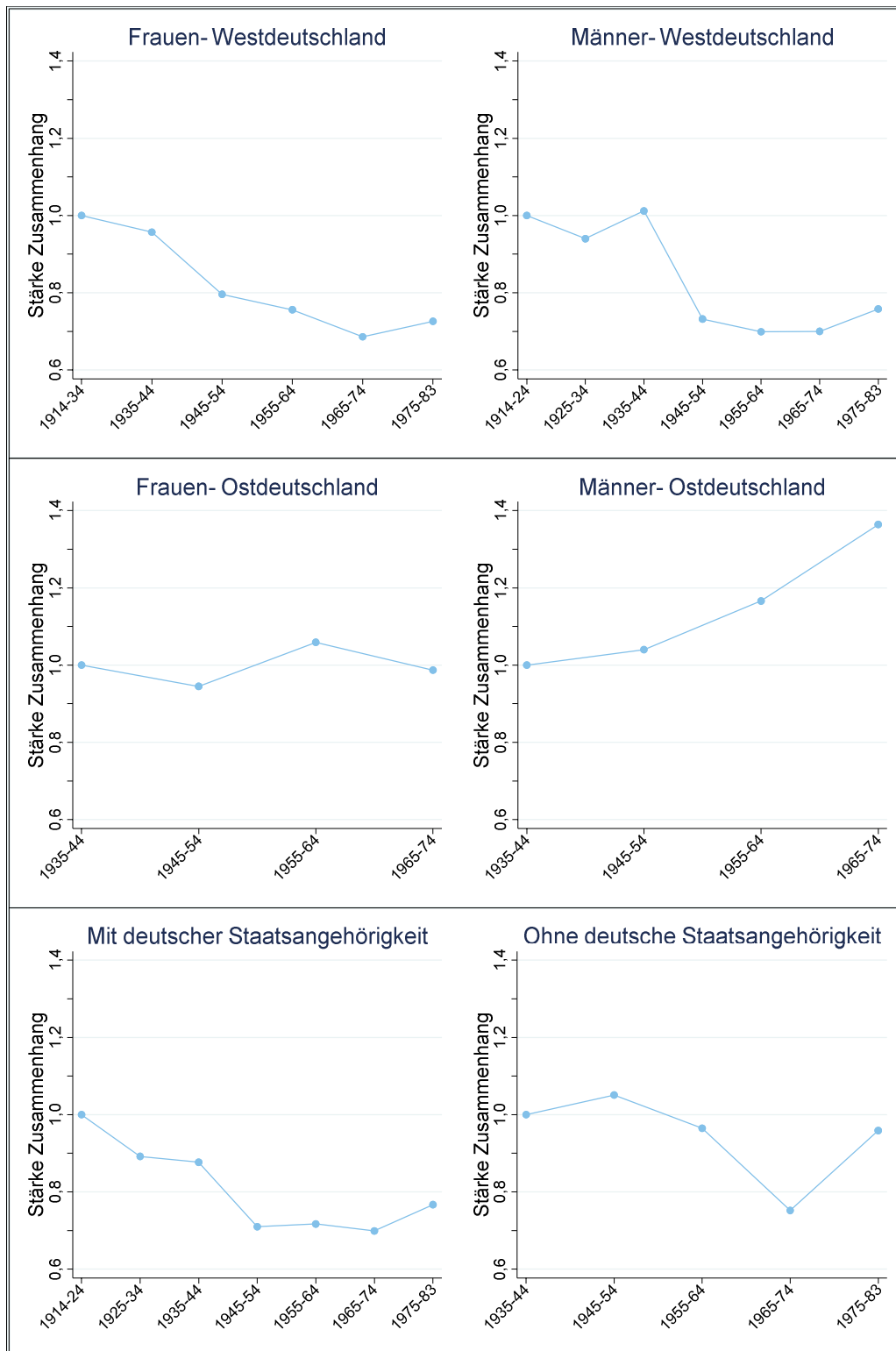
2.5.2 Empirische Befunde zu relativen Mobilitätsraten

Abbildung 2.2 zeigt die verschiedenen Trends in relativen Mobilitätsraten über die Geburtsjahrgänge 1914-1983 hinweg, auch hier getrennt nach Frauen und Männern in West- und Ostdeutschland sowie für Menschen ohne und mit deutscher Staatsangehörigkeit.

Die Trends in relativen Mobilitätsraten für Männer und Frauen in Westdeutschland ähneln sich: In den älteren Jahrgängen war der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und eigener Klassenposition deutlich stärker ausgeprägt als in den jüngeren Geburtsjahrgängen. Im Vergleich zu den ältesten Jahrgängen ist der Zusammenhang bei den jüngeren Jahrgängen um den Faktor 0,75 geringer, d. h. die Stärke des Zusammenhangs hat über die Zeit hinweg um 25 Prozent abgenommen. Das bedeutet, die Herkunft wird etwas weniger wichtig, die Gesellschaft wird durchlässiger, die Chancengleichheit nimmt zu. Der Verlauf dieser Trends hin zu mehr Offenheit ist für Männer und Frauen etwas unterschiedlich. Für Frauen findet man eine stetige Verringerung der Stärke des Herkunftseinflusses bis zu den Jahrgängen 1974. Für die jüngsten Jahrgänge scheint der Trend nicht weiter zu gehen. Wenn überhaupt, dann nimmt der Zusammenhang in den jüngsten Jahrgängen ganz leicht zu. Diese Veränderung ist aber nicht statistisch signifikant.

¹² Für eine Erläuterung der Methode siehe OECD 2018b: 189.

Abbildung 2.2 Relative Mobilitätsraten für Frauen und Männer in West- und Ostdeutschland sowie für Menschen ohne und mit deutscher Staatsangehörigkeit



Quelle: Mannheimer Mobilitätsdatensatz, eigene Darstellung.

Bei den Männern hingegen ist der Trend in den ersten drei Jahrgangsgruppen anscheinend erratisch. Der Ausschlag in den Jahrgängen 1935-1944 ist in erster Linie auf die Aufnahme von Vertriebenen und Flüchtlingen nach dem Zweiten Weltkrieg in die westdeutsche Gesellschaft zurückzuführen. Die Vertriebenen und Flüchtlinge machten bis zu einem Sechstel der damaligen Bevölkerung aus. Diese Gruppe zeigt für die Jahrgänge vor 1935 eine *höhere* Mobilität, da in den eher agrarisch geprägten östlichen Landesteilen viele Landwirte durch die Vertreibung ihren Besitz verloren haben. Somit konnten die Eltern den Hof nicht mehr an die Kinder vererben.

In den Befragungen für die Jahrgänge vor 1935 bezieht sich die Frage nach der Position des Vaters auf einen Zeitpunkt vor der Vertreibung, für die Jahrgänge ab 1935 hingegen auf einen Zeitpunkt nach der Vertreibung. Pollak (2001) kann mit Hilfe der Mikrozensus-Zusatzuntersuchung aus dem Jahr 1971 zeigen, dass für die in Westdeutschland wohnende Bevölkerung der Trend praktisch linear ist, in dieser Gruppe gibt es keinen Ausschlag.

Ab den Jahrgängen 1945-54 gibt es dann kaum noch Veränderungen. Lediglich in den jüngsten Jahrgängen scheint die Durchlässigkeit etwas zurückzugehen. Ob dies aber tatsächlich eine Trendwende darstellt oder nur eine Schwankung ist, muss zum jetzigen Zeitpunkt noch offen bleiben. Klar ist aber, dass sich in den jüngeren Jahrgängen der Trend zu mehr Durchlässigkeit in Westdeutschland nicht fortgesetzt hat.

Für Ostdeutschland hingegen zeigt sich ein anderes Bild: Für Frauen gibt es keinen klaren Trend zwischen den Jahrgängen 1935 und 1974, vielmehr schwankt das Ausmaß an relativer Mobilität ohne erkennbare Richtung um das gleiche Ausgangsniveau. Frauen in Ostdeutschland haben über die Geburtsjahrgänge ab 1935 hinweg nicht mehr, aber auch nicht weniger herkunftsbedingte Durchlässigkeit erfahren. Bei den Männern jedoch ist die Entwicklung weniger vorteilhaft. Hier gewinnt der Einfluss des Elternhauses über die Geburtsjahrgänge hinweg wieder an Bedeutung. Die Stärke des Zusammenhangs nimmt über die Jahrgänge hinweg deutlich zu, somit gibt es weniger Durchlässigkeit. Dies deckt sich mit dem Befund, dass die DDR zu ihrem Beginn deutlich mobiler und durchlässiger war, dies aber noch im Verlauf der DDR deutlich abgenommen hat. Der Trend weist aber darauf hin, dass sich diese Entwicklung auch noch im gesamtdeutschen Kontext fortgesetzt hat. Insgesamt ist damit die Lage für ostdeutsche Männer deutlich nachteilig: Einerseits nimmt die Chancengleichheit zwischen den Klassen ab, und wenn die Männer dann doch mobil sind (vgl. absolute Raten), dann deuten die Trends eher auf Abstieg denn auf Aufstieg.

Die Entwicklungen für Menschen mit und ohne deutsche Staatsangehörigkeit helfen wieder, einen Blick auf die gesamtdeutsche Entwicklung zu lenken. In der übergroßen Gruppe mit deutscher Staatsangehörigkeit spiegelt sich vor allem die Entwicklung der relativen Mobilitätsraten für Frauen und Männer in Westdeutschland wider. Es gibt einen Trend zu mehr Offenheit über alle Jahrgänge hinweg, jedoch geschieht die wesentliche Veränderung bis zu den Jahrgängen 1945-54. Danach bleibt die Durchlässigkeit auf dem Niveau bestehen. Nur in den jüngsten Jahrgängen deutet sich an, dass der Zusammenhang zwischen Herkunft und eigener Position wieder etwas stärker werden könnte. Aber diese Veränderung ist (noch) nicht statistisch signifikant und daher mit Vorsicht zu interpretieren. Für Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit gibt es für die Jahrgänge 1965-74 einen Ausreißer zu mehr Durchlässigkeit. Jedoch wird in den jüngsten Jahrgängen gleich wieder das Ausgangsniveau erreicht, so dass über die Geburtsjahrgänge hinweg kein klarer Trend zu sehen ist. Auch bei der Interpretation der relativen Mobilitätsraten von Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit gelten die Einschränkungen, die bei den absoluten Raten weiter oben diskutiert wurden.

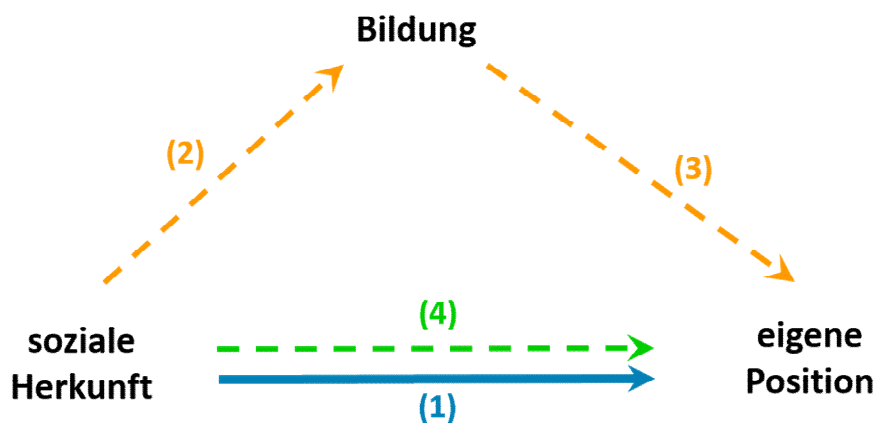
2.6 Die Rolle der Bildung bei Trends in sozialer Mobilität

Der wesentlichste vermittelnde Faktor für intergenerationale soziale Mobilität ist die Bildung (vgl. bereits Glass 1954). Die Bildung wird als „gigantische Sortiermaschine“ (Dunlop et al. 1975: 22) angesehen, die den Zugang zu sozialen Klassenpositionen zuweist. Diese „Sortiermaschine“ ist jedoch keineswegs statisch. Vielmehr kommt es in den analysierten Jahrgängen zu einer massiven Bildungsexpansion zunächst im Sekundarbereich und später im Tertiärbereich (vgl. Schofer und Meyer 2005, Lörz und Schindler 2011, Ziefle 2016), es kommt zu weniger Bildungsungleichheiten (Breen et al. 2009, 2010) sowie zu eher stabilen Bildungserträgen (Klein 2013). Fraglich ist, wie sich diese Veränderungen in der Bildungsbeteiligung und der Bildungsselektivität auf die Chancengleichheit bzw. Durchlässigkeit der Gesellschaft, d. h. auf die relativen Mobilitätsraten, ausgewirkt haben.

2.6.1 Zusammenhang zwischen sozialer Herkunftsklasse, eigener Bildung und eigener Klassenposition (Mobilitätsdreieck)

Die Abbildung 2.3 zeigt schematisch die Wege auf, wie der Zusammenhang zwischen Herkunft und eigener Klassenposition (blaue durchgezogene Linie, Pfad 1) durch die Bildung vermittelt sein kann. Einerseits kann die Herkunft den Bildungserfolg beeinflussen (Pfad 2: Bildungsungleichheiten), andererseits kann mit einem bestimmten Bildungsabschluss eine bestimmte Position eingenommen werden (Pfad 3: Bildungserträge). Es bleibt ein „direkter“ Effekt der Herkunft auf die eigene Klassenposition übrig, der nicht bildungsvermittelt ist (Pfad 4). Jedoch kann die Stärke dieses vierten Pfades je nach Bildung variieren (vgl. Hout 1988, Torche 2011).

Abbildung 2.3 Zusammenhang zwischen sozialer Herkunftsklasse, eigener Bildung und eigener Klassenposition (Mobilitätsdreieck)



(1) Soziale (Im-)Mobilität

(2) Bildungsungleichheit

(3) Bildungserträge

(4) „direkter“ Effekt der Herkunft, unabhängig von Bildung

Quelle: Eigene Darstellung.

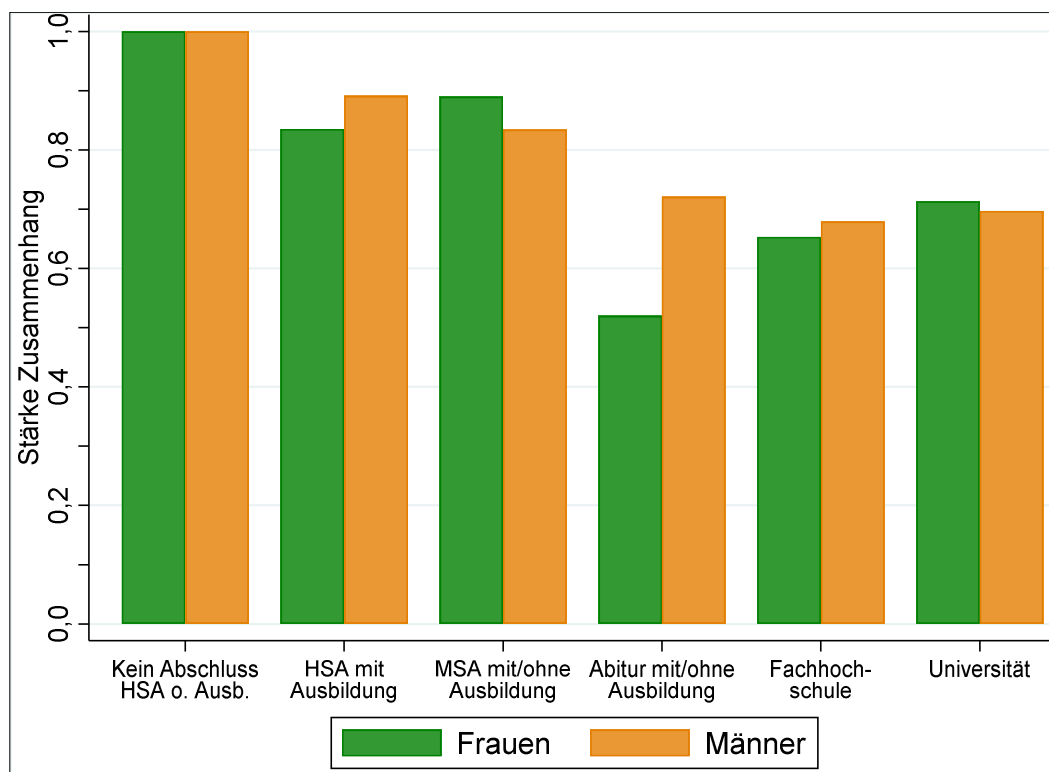
Beispielsweise können bei einem Sohn mit geringem Abschluss die Eltern ihr soziales Kapital verwenden, um ihn doch noch in eine angemessene Berufsposition zu platzieren. Bei der Tochter, die erfolgreich ein Medizinstudium absolviert hat, ist der zusätzliche „direkte“ Einfluss des

Elternhauses bei der beruflichen Platzierung weniger stark ausgeprägt. Oftmals sind Bildungsabschlüsse absolute Voraussetzungen für bestimmte Tätigkeiten (z. B. Ärztin), so dass hier der zusätzliche elterliche Einfluss beschränkt bleiben muss. Gibt es nun mehr junge Erwachsene mit Hochschulbildung in den jüngeren Geburtsjahrgängen und sind die Möglichkeiten für direkte Herkunftseffekte je nach Bildungsabschluss unterschiedlich, so kann es durch die Bildungscomposition der einzelnen Jahrgänge zu mehr sozialer Mobilität kommen.

2.6.2 Kompositionaler Effekt der Bildungsexpansion auf soziale Mobilität

Um dies zu testen, wird im ersten Schritt untersucht, inwieweit die Voraussetzungen für einen kompositionellen Effekt der Bildungsexpansion vorliegen. Hierfür wird geschätzt, wie stark der direkte Herkunftseffekt (kontrolliert für Bildung) über die einzelnen Bildungskategorien variiert. Fallzahlbedingt können diese Analysen fortan nur noch für Frauen und Männer in Westdeutschland durchgeführt werden.

Abbildung 2.4 Direkter Herkunftseffekt nach Bildungsgruppen



Quelle: Mannheimer Mobilitätsdatensatz, eigene Darstellung.

Abbildung 2.4 zeigt die Stärke des direkten, nicht bildungsvermittelnden Effekts der sozialen Herkunft auf die eigene Klassenposition an. Auch hier gilt, dass die erste Kategorie als Referenz auf „1“ gesetzt wird. Werte kleiner als „1“ bedeuten, dass der direkte Einfluss des Elternhauses geringer ist als in der Referenzkategorie. Inhaltlich zeigt sich in der Tat, dass der zusätzliche elterliche Einfluss bei höheren Bildungsabschlüssen des Kindes tendenziell geringer ist. Genauer gesagt findet man einen U-förmigen Zusammenhang (vgl. Torche 2011). Für Frauen ist der zusätzliche elterliche Einfluss dann am geringsten, wenn die Frauen ein Abitur (mit oder ohne Berufsausbildung) haben. Für Männer ist der zusätzliche Effekt am geringsten, wenn die Söhne ein Fachhochschuldiplom haben.

Es liegt folglich ein Kompositionseffekt vor, d. h. eine höhere Bildungsbeteiligung per se kann schon dazu führen, dass die Gesellschaft durchlässiger wird. Wie stark dieser Mechanismus ist im Vergleich zu Veränderungen in den Bildungsungleichheiten und Bildungserträgen, ist eine empirische Frage, die mit der folgenden Simulation beantwortet wird.

2.6.3 Simulationen zur Bedeutung von Bildungsexpansion, veränderten Bildungsungleichheiten und veränderten Bildungserträgen für soziale Mobilität

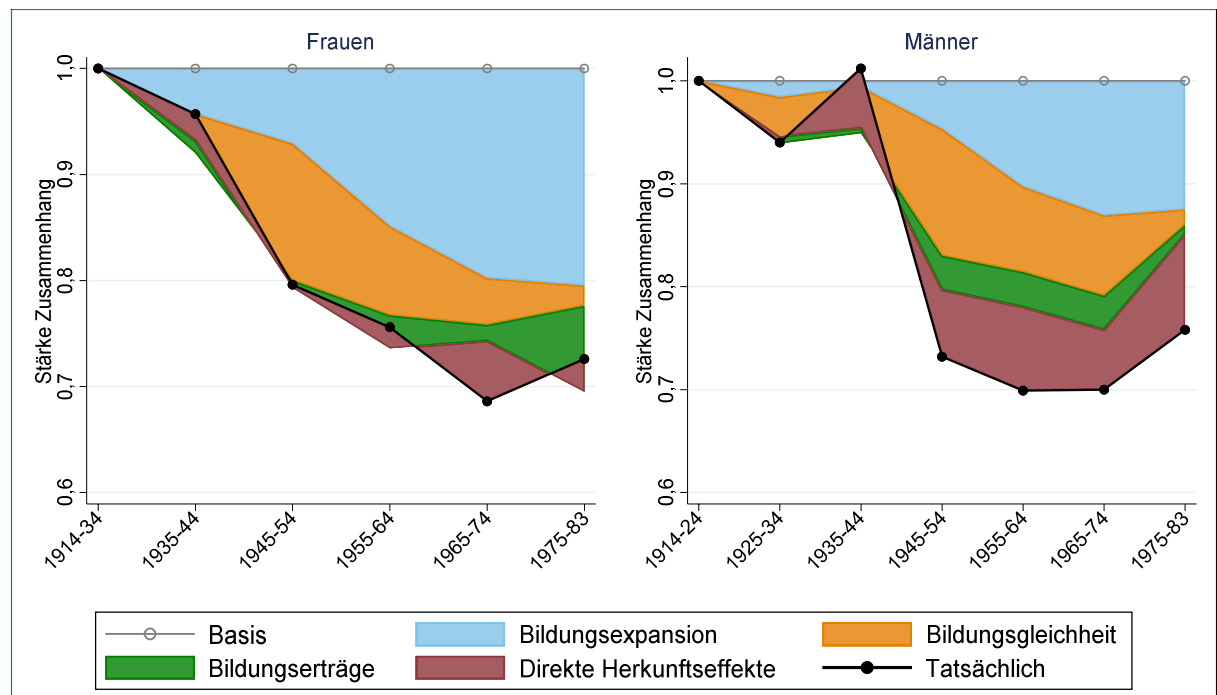
Für die Simulationsanalyse wird hypothetisch angenommen, dass manche Entwicklungen nicht stattgefunden hätten (für eine genaue Beschreibung des Modells siehe Breen und Müller (im Druck) sowie Pollak und Müller (2018)). Wenn es keine Bildungsexpansion, keine veränderten Bildungsungleichheiten, keine veränderten Bildungserträge und keine veränderten direkten Herkunftseffekte gegeben hätte, dann hätte es nach dem Basis-Modell keine Veränderung in den relativen Mobilitätsraten gegeben (siehe Abbildung 2.5). Lässt man alle Veränderungen zu (schwarze Linie in Abbildung 2.5), dann kommt man zu der tatsächlich beobachteten Entwicklung der relativen Mobilität (vgl. auch Abbildung 2.2).

Ausgehend von dem Basis-Modell werden in das Simulationsmodell nun sukzessive die tatsächlich stattgefundenen Entwicklungen eingeführt und jeweils berechnet, wie dann die Entwicklung der relativen Mobilitätsraten ausgesehen hätte. Im ersten Schritt wird die Bildungsexpansion in das Modell aufgenommen (blaue Fläche). Es zeigt sich, dass für Männer und Frauen der kompositionelle Effekt der Bildungsexpansion ein wesentlicher Treiber für mehr Durchlässigkeit ist. Für Frauen ist dies noch etwas stärker ausgeprägt als für Männer, und besonders deutlich wird dies in jüngeren Geburtsjahrgängen.

Im zweiten Schritt werden nun *zusätzlich* zur Bildungsexpansion die sich verändernden Bildungsungleichheiten aufgenommen (orange Fläche). Hier zeigt sich ein zusätzlicher Effekt der sich verringernden Bildungsungleichheiten insbesondere für die Jahrgänge 1945-54ff. Das heißt, der große Sprung in den relativen Mobilitätsraten zu mehr Offenheit (insb. bei den Männern) wird wesentlich durch sich verringernde Bildungsungleichheiten vorangetrieben.

Im dritten Schritt werden zusätzlich zu Bildungsexpansion und Bildungsungleichheiten die sich verändernden Bildungserträge aufgenommen, das heißt, die Verwertbarkeit von Bildungsabschlüssen für Klassenpositionen dürfen sich ebenfalls zusätzlich geändert haben (grüne Fläche). Die Bildungserträge tragen nicht wesentlich zur Entwicklung der relativen Mobilitätsraten bei. Schließlich werden im letzten Schritt auch zeitliche Variationen in den direkten, nicht bildungsvermittelten Herkunftseffekten zugelassen. Mit diesem Schritt sind alle veränderbaren Größen in das Modell aufgenommen und man erhält die beobachteten Mobilitätstrends (lila Fläche). Für die Frauen haben diese direkten Herkunftseffekte wenig Bedeutung, für die Männer sind sie nach Bildungsexpansion und Bildungsungleichheiten ein dritter Faktor, der insbesondere in den jüngsten Jahrgängen an Bedeutung gewinnt.

Abbildung 2.5 Simulationsmodelle für den Einfluss von Bildungsexpansion, Bildungsungleichheiten, Bildungserträgen und direkten Herkunftseffekten auf relative Mobilitätsraten



Quelle: Mannheimer Mobilitätsdatensatz, eigene Darstellung.

Insgesamt zeigen die Simulationsmodelle, dass der übergroße Teil der Entwicklung in den relativen Mobilitätsraten durch Bildungsexpansion und geringere Bildungsungleichheiten getrieben wird. Bei den Männern gewinnen vor allem in den jüngsten Jahrgängen auch die direkten Herkunftseffekte an Bedeutung für den Trend zu mehr Durchlässigkeit und mehr Chancengleichheit in der (westdeutschen) Gesellschaft.

2.7 Zusammenfassung und Bewertung

In Deutschland gibt es für Männer und Frauen in Ost- und Westdeutschland unterschiedliche Trends bei sozialer Mobilität. Durch die sehr breite zeitliche Abdeckung in den verwendeten Daten (Geburtsjahrgänge von 1914 bis 1983) gelingt es, zum einen langfristige Trends zu identifizieren, aber zum anderen auch nahe an den aktuellen Rand der Entwicklung zu kommen.

Bei der Analyse von absoluten Mobilitätsraten, also bei dem direkten Vergleich der eigenen Klassenposition mit der Klassenposition des Vaters, zeigen die Tendenzen vor allem je nach Landesteil in verschiedene Richtungen: In Westdeutschland erfahren Frauen über die Geburtsjahrgänge hinweg deutlich mehr Aufstiege. Die Entwicklung war besonders stark ausgeprägt in den älteren Geburtsjahrgängen. Seit den Jahrgängen 1955-64 nimmt der Anteil an Aufstiegen nur noch moderat zu. Bei Männern in Westdeutschland nehmen die Aufstiege ebenfalls zu, seit den Jahrgängen 1945-54 jedoch gibt es nur noch geringe Fluktuationen auf hohem Niveau. Der Anteil der Abstiege für Frauen hat in Westdeutschland in den älteren Jahrgängen stark abgenommen, seit den Jahrgängen 1945-54 gibt es kaum noch Veränderungen. Bei Männern in Westdeutschland nimmt der Anteil von Abstiegen seit den Jahrgängen 1935-44 leicht zu auf einem niedrigen Niveau. Bei Männern und Frauen in Westdeutschland kommen Aufstiege nach wie vor fast doppelt so häufig vor wie Abstiege. In Ostdeutschland hingegen ist die Situation weniger vorteilhaft. Hier

können die Trends ab den Geburtsjahrgängen 1935-44 beobachtet werden. Bei Frauen geht der Anteil an Aufstiegen leicht zurück, ist aber dennoch auf recht hohem Niveau. Bei den Männern dagegen gibt es in jüngsten Jahrgängen nur noch halb so viele Aufstiege wie bei den ersten ältesten beobachteten Jahrgängen 1935-44. Die Aufstiegsraten waren für Männer in den ältesten Jahrgängen außergewöhnlich hoch, nun sind sie nur noch halb so hoch im Vergleich zu Männern im Westen. Gleichzeitig nimmt im Osten der Anteil an Abstiegen für Männer und Frauen über die Jahrgänge hinweg merklich zu. In den jüngsten Jahrgängen gibt es für Männer und Frauen ähnlich viele Abstiege wie Aufstiege. In der gesamtdeutschen Betrachtung dominiert der größere Westen das Bild. Für Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit gibt es mehr Aufstiege und weniger Abstiege über Jahrgänge hinweg, wobei es in den jüngeren Jahrgängen wieder etwas häufiger zu Abstiegen kommt. Für zugewanderte Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit gibt es keine nennenswerten Trends.

Ordnet man diese Befunde zu absoluten Mobilitätsraten ein in die Befunde aus anderen europäischen Ländern und den USA (vgl. Breen und Müller im Druck), so bewegen sich die gesamtdeutschen Aufstiegsraten im Mittelfeld, die Abstiegsraten waren hingegen niedriger und sind nur in den jüngsten Jahrgängen eher im Mittelfeld einzuordnen.

Ein Teil der Entwicklungen der absoluten Mobilitätsraten ist dem strukturellen Wandel geschuldet. Durch die Betrachtung relativer Mobilitätsraten berücksichtigt man diese Veränderungen und kann somit bessere Aussagen über die Durchlässigkeit oder Offenheit einer Gesellschaft für soziale Mobilität treffen. Auch hier zeigen sich unterschiedliche Trends: Für Westdeutschland nimmt der Zusammenhang zwischen Elternposition und eigener Position über die gesamten Geburtsjahrgänge hinweg ab. Insbesondere in den Jahrgängen 1945-54 kam es zu einer deutlichen Verbesserung der Chancengleichheit für Männer in Westdeutschland, für Frauen hat der Trend bereits etwas früher eingesetzt. Seit diesen mittleren Jahrgängen jedoch gibt es nur noch wenig Veränderung. Der sehr leichte weitere Rückgang des Einflusses des Elternhauses in den jüngeren Jahrgängen setzt sich in den jüngsten Jahrgängen nicht weiter fort. Die nächsten Jahre müssen zeigen, ob es insbesondere für Männer in Westdeutschland sogar zu einer Trendumkehr kommt. In Ostdeutschland hingegen gibt es bei Frauen keinen Trend über die Zeit, bei Männern aber eine deutliche und kontinuierliche Zunahme des Einflusses der Herkunft. Bei der gesamtdeutschen Betrachtung überwiegt wiederum der Trend aus Westdeutschland, es kommt zu mehr relativer sozialer Mobilität über die Zeit, wobei es in den jüngeren Jahrgängen kaum noch zu Veränderungen kommt. Für Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit gibt es mit Ausnahme der Jahrgänge 1964-74 keine nennenswerten Trends.

Im internationalen Vergleich ähnelt Deutschland bei den relativen Mobilitätsraten den Entwicklungen in anderen Ländern. Auch in anderen Ländern nimmt der Zusammenhang zwischen Elternhaus und eigener Position über die Jahrgänge hinweg ab, und in den meisten Ländern läuft der Trend in den jüngeren Jahrgängen aus oder ist nur noch schwach vorhanden.

Die Befunde zeigen, dass – in der Gesamtbetrachtung – Deutschland nach wie vor eine Aufstiegs-gesellschaft ist. Es gibt keinen Trend, der in absehbarer Zeit etwas Gegenteiliges erwarten lässt. Jedoch gilt dieser Befund insbesondere für Westdeutschland. In Ostdeutschland halten sich Auf- und Abstiege die Waage. Allerdings deutet der Trend für Männer in Ostdeutschland darauf hin, dass in späteren, noch jüngeren Jahrgängen möglicherweise mehr Abstiege als Aufstiege vorkommen können.

Gleichzeitig ist die deutsche Gesellschaft insgesamt durchlässiger geworden, der Einfluss der sozialen Herkunft hat über die Jahrgänge hinweg etwas abgenommen. Dies ist vor allem auf die

mittleren Geburtsjahrgänge zurückzuführen. In den jüngeren Jahrgängen gab es kaum noch Entwicklungen. Die jüngsten Jahrgänge deuten an, dass sich der Trend leicht umkehren könnte. Die Entwicklungen zwischen Ost und West sind aber gegenläufig. Menschen in Westdeutschland hatten geringere Mobilitätschancen als Menschen in Ostdeutschland. Dies hat sich mittlerweile angeglichen. In beiden Landesteilen sind die relativen Mobilitätsraten mittlerweile ähnlich (siehe Pollak 2018 für zusätzliche Analysen hierzu).

Wie die Simulationsmodelle gezeigt haben, sind die wesentlichen Treiber für den Trend zu mehr Offenheit und Durchlässigkeit in Westdeutschland insbesondere die Bildungsexpansion und die geringere Bildungsungleichheit. Für Männer sind auch zunehmend direkte Herkunftseinflüsse von Bedeutung. Für Ostdeutschland konnten diese Analysen leider aus Fallzahlgründen nicht durchgeführt werden. Jedoch zeigen Analysen von Klein, Barg und Kühhirt (2019), dass die Bildungsungleichheiten in West- und Ostdeutschland konvergiert sind. Im Osten gab es weniger Bildungsungleichheiten als im Westen. Da sich diese Trends angepasst haben, liegt die Vermutung nahe, dass auch in Ostdeutschland die Bildung eine zentrale Rolle spielt für die Entwicklung der relativen Mobilitätsraten und damit für die Durchlässigkeit in diesem Teil des Landes.

3. Historische Rahmenbedingungen für soziale Mobilität

In Kapitel 2 konnte nun auch für die jüngste verfügbare Kohorte (1975-83) gezeigt werden, dass seit den Nachkriegskohorten 1945-54 wenig Veränderung in absoluten wie relativen sozialen Mobilitätsraten (bezogen auf die Klassenposition) zu verzeichnen ist. Gleichzeitig verdeutlichten die weiterführenden Analysen die herausragende Bedeutung der Bildungsexpansion, der abnehmenden Bildungsungleichheiten sowie in geringerem Maße der Bildungserträge für die zeitliche Entwicklung in der sozialen Mobilität. In dem vorliegenden Kapitel wird nun der Blick auf weitere – wirtschaftliche wie gesellschaftliche – historische Rahmenbedingungen gerichtet: Individuelle Lebensverläufe und Mobilitätschancen sind in eine institutionelle Opportunitätsstruktur zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt eingebettet, die sich über die Zeit verändern kann. Deshalb könnten Unterschiede in der sozialen Mobilität zwischen Kohorten auch durch sich verändernde Rahmenbedingungen erklärt werden. Inwiefern haben wirtschaftliche Faktoren oder die Lage am Arbeitsmarkt zu entscheidenden Zeitpunkten im Lebensverlauf einen Einfluss darauf, ob Individuen einen sozialen Aufstieg im Vergleich zu ihren Vätern realisieren können? Inwiefern spielen auch sich verändernde Geschlechterrollen, resultierend in einer steigenden Erwerbsbeteiligung von Frauen, oder allgemeinere Veränderungen im gesellschaftlichen Wertesystem eine Rolle?

3.1 Stand der Forschung und konkrete Fragestellung

Im vorliegenden Kapitel soll dabei konkret untersucht werden, ob die teilweise erheblichen Änderungen in diesen verschiedenen Rahmenbedingungen zur Erklärung der bisher deutlichen Zunahme in der sozialen Mobilität der Nachkriegskohorten 1945-54 einerseits sowie der verhältnismäßig hohen Stabilität der folgenden Kohorten (1955-88) andererseits beitragen können. Deshalb ist dieses Kapitel von den folgenden zwei Forschungsfragen geleitet:

1. Haben wirtschaftliche und gesellschaftliche Rahmenbedingungen einen substanziellen Einfluss auf soziale Auf- und Abstiege von Individuen?
2. Inwiefern kann die historische Entwicklung dieser Rahmenbedingungen seit 1950 zur Erklärung von Mobilitätsunterschieden zwischen Kohorten beitragen?

In der bisherigen Forschung wird bestimmten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren, wie dem Wirtschaftswachstum, der Arbeitsmarktlage oder der Bildungsexpansion eine wichtige Rolle für die Mobilitätschancen von Individuen zugesprochen (vgl. Kap. 2 und 9). Allerdings wurden diese Zusammenhänge – mit Ausnahme der Bildungsexpansion (Breen, Luijkx, Müller und Pollak 2010; Hout 1988; Pollak und Müller 2018; Torche 2011; Ziefle 2017) für Deutschland noch nicht mit Daten zur intergenerationalen Mobilität verbunden. Die vorliegende Studie liefert einen wichtigen ersten Beitrag, wie strukturelle Rahmenbedingungen die absoluten Mobilitätschancen beeinflussen.

So wird die hohe soziale Mobilität der Nachkriegskohorten in Westdeutschland insbesondere mit dem vergleichsweise hohen Wirtschaftswachstum und der günstigen Arbeitsmarktlage der 1960er Jahre erklärt (Hertel 2017; Pollak und Müller 2018). Dagegen sind die Ursachen für die relativ hohe Stabilität der folgenden Kohorten weitestgehend unbeleuchtet. Diese Immobilität bezogen auf die Klassenposition ist auch insofern überraschend, als in der gleichen Zeit die soziale Mobilität im Zugang zu sekundärer wie tertiärer Bildung deutlich zugenommen hat – was

nicht zuletzt auch mit bedeutenden Änderungen in den öffentlichen Bildungsinvestitionen zusammenhängt (P. N. Blossfeld, Blossfeld und Blossfeld 2015; Heineck und Riphahn 2009; Hillmert 2015; Reimer und Pollak 2009).

Dieser Aspekt ist insbesondere für die soziale Mobilität von Frauen entscheidend, da diese in herausragender Weise von der Bildungsexpansion profitiert haben. Obwohl Frauen inzwischen etwa bei den höheren Schulabschlüssen deutlich überrepräsentiert sind, gelingt es ihnen nicht im gleichen Maße, die erworbenen Qualifikationen auf dem Arbeitsmarkt umzusetzen (Ziefle 2017) – zum Beispiel in Form eines intergenerationalen Aufstiegs. Als Ursache für diese geschlechterbezogenen Mobilitätsbarrieren wird in der Literatur die persistent hohe horizontale wie vertikale berufliche Geschlechtersegregation in Deutschland angeführt. Unter horizontaler beruflicher Geschlechtersegregation wird die ungleiche Selbst- und Fremdselektion von Frauen und Männern in die verschiedenen Berufe verstanden. Die vertikale Dimension dagegen umfasst die ungleiche Allokation von Frauen und Männern auf hierarchische Positionen im Arbeitsmarkt (Dressel und Wanger 2008). Die horizontale berufliche Geschlechtersegregation beruht unter anderem auf geschlechtertypischen Mustern der Ausbildungs- und Studienwahl, sodass viele Frauen und Männer auch von unterschiedlichen berufsfeldbezogenen Institutionen im Ausbildungssystem geprägt werden (Busch-Heizmann 2015; Busch 2013; Krüger 2010; Trappe 2006). Diese horizontale Dimension der beruflichen Geschlechtersegregation wird zusammen mit der Entwicklung der Erwerbsbeteiligung von Frauen im vorliegenden Kapitel besondere Berücksichtigung finden.

Darüber hinaus wurde durch die Wohlstandssteigerung und die Bildungsexpansion nach dem Zweiten Weltkrieg ein genereller Wertewandel weg von materiellen hin zu eher postmateriellen Werten ausgelöst (Gensicke 1995; Hadjar 2006; Meulemann 2002). In dieser Untersuchung soll nun geprüft werden, ob dieser Wandel dazu beiträgt, die Kohortenunterschiede in den sozialen Mobilitätschancen zu erklären. Eine Untersuchung der historischen Rahmenbedingungen für die soziale Mobilität in Ostdeutschland ist an dieser Stelle allerdings nicht möglich, da Daten zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage in der DDR nicht in vergleichbarer Weise zur Verfügung stehen. Ein Verständnis für die Entwicklung der sozialen Mobilität in der DDR bis 1989 würde zudem eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Bildungs- und Beschäftigungspolitik in der DDR und ihrer Bedeutung für die soziale Mobilität erfordern, die im Rahmen dieses Kapitels nicht geleistet werden kann (vergleiche hierzu und zum Folgenden ausführlich Solga 1995).

3.2 Daten, Messung und methodische Herangehensweise

In diesem Abschnitt wird erläutert, welche Daten den empirischen Analysen zugrunde liegen, wie soziale Mobilität sowie die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gemessen und welche statistischen Verfahren gewählt wurden.

3.2.1 Daten und Messung

Zur Beantwortung der oben angeführten Forschungsfragen werden wie in Kapitel 2 die Individualdaten des Mannheimer Mobilitätsdatensatzes (1976–2018) verwendet. Ähnlich wie bei den Simulationsanalysen in Kapitel 2.5 können in diesem Kapitel aufgrund gravierender Fallzahlrestriktionen lediglich Frauen und Männer zwischen 35 und 64 Jahren, die sowohl eine deutsche Staatsangehörigkeit besitzen als auch in Westdeutschland leben, berücksichtigt werden. Die Messung der individuellen Merkmale erfolgt in starker Anlehnung an jene in Kapitel 2, um eine gute Vergleichbarkeit zu gewährleisten (siehe Kapitel 2 für Details). Die abhängige Variable, die

Realisierung einer absoluten sozialen Mobilität in Form eines Aufstiegs oder Abstiegs (ja/nein), wird anhand der beruflichen Klassenposition der Befragten im Vergleich zu der ihrer Väter gemessen. Soziale Immobilität liegt dagegen dann vor, wenn weder ein Aufstieg in eine höhere Klasse noch ein Abstieg in eine niedrigere Klasse im Vergleich zum Vater vorliegt. Als individuelle Kontrollvariablen gehen folgende Merkmale in die Analysen ein: Die Bildung der Befragten wird abweichend von Kapitel 2 nicht in sechs CASMIN-Kategorien, sondern in drei Kategorien erfasst: Als niedrig gebildet gelten demnach alle Befragte mit maximal Hauptschulabschluss und abgeschlossener Berufsausbildung. Ein mittleres Bildungsniveau liegt dagegen vor, wenn die Befragten Mittlere Reife oder (Fach-)Abitur mit oder ohne anschließende Berufsausbildung angeben. Liegt ein Studienabschluss einer (Fach-)Hochschule oder Universität vor, gilt die oder der Befragte als hoch gebildet. Die soziale Herkunft wird anhand von sechs EGP-Klassen berücksichtigt, die selbstständigen Landwirte werden mit den anderen Selbstständigen in einer Kategorie zusammengefasst. Darüber hinaus wird das Alter der Befragten in Jahren berücksichtigt.

In Tabelle 3.1 sind die in diesem Kapitel berücksichtigten historischen Rahmenbedingungen, die jeweils verwendeten Indikatoren, die verfügbaren Jahre sowie die Quellen zusammengefasst. Als wirtschaftliche Rahmenbedingungen werden das (sektorenspezifische) Wirtschaftswachstum und der Anteil des Dienstleistungssektors an der gesamten Wertschöpfung herangezogen. Die Arbeitslosenquote sowie die Anzahl an offenen Arbeitsstellen werden als Indikatoren der Arbeitsmarktlage berücksichtigt. Die Bildungsexpansion wird als Anteil der Studienberechtigten an der gleichaltrigen Bevölkerung gemessen. Für die Operationalisierung des gesellschaftlichen Wertewandels wird Ingleharts (1971) einschlägiger Materialismus-Postmaterialismus-Index verwendet. Dieser Index beruht auf einer Frage zu der persönlich bevorzugten Rangfolge von vier zentralen politischen Zielen¹³ in einer Gesellschaft. Aus der Rangordnung dieser Ziele leitet Inglehart (1971) vier Wertetypen ab: reine bzw. partielle Materialisten auf der einen Seite und reine bzw. partielle Postmaterialisten auf der anderen Seite. Über die Zeit ist ein Wandel von eher materiellen hin zu eher postmateriellen Werten zu verzeichnen. Deshalb wird für die vorliegenden Analysen der Anteil der reinen bzw. partiellen Postmaterialisten in der Gesellschaft verwendet.

13 A: Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in diesem Land. B: Mehr Einfluss der Bürger auf die Entscheidungen der Regierung. C: Kampf gegen die steigenden Preise. D: Schutz des Rechts auf freie Meinungsäußerung (GESIS 2018: ALLBUS 2018. Fragebogendokumentation. Material zu den Datensätzen der Studiennummern ZA5270 und ZA5271. GESIS Questionnaires, GESIS Datenarchiv für Sozialwissenschaften).

Tabelle 3.1 Übersicht der historischen Rahmenbedingungen

Historische Rahmenbedingungen		Indikator (Messkonstrukt)	Jahre	Quelle
<i>Wirtschaft</i>				
Allg. Entwicklung	Strukturwandel	Wirtschaftswachstum in %	1951-2018	Statistisches Bundesamt (2019b): Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen.
		Wirtschaftswachstum (%) und Beschäftigtenzahl in fünf Sektoren	1951-1970	Statistisches Bundesamt (2010): Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen.
		Anteil des Dienstleistungssektors an der gesamten Bruttowertschöpfung in %	1950-2018	Statistisches Bundesamt (2019a): Bruttowertschöpfung nach Sektoren.
<i>Arbeitsmarkt</i>				
Arbeitslosigkeit		Arbeitslosenquote anteilig an allen abhängig Beschäftigten in %	1950-2018	Bundesagentur für Arbeit (BA) (2019a): Arbeitslosigkeit im Zeitverlauf
Jobvakanz		Offene Stellen in absoluten Zahlen	1950-2018	BA (2019b): Arbeitsstellen im Zeitverlauf
<i>Bildungsexpansion</i>				
		Anteil der Studienberechtigten an gleichaltriger Bevölkerung in %	1960-2017, mit Lücken ^a	Statistisches Bundesamt (2018b): Schulabsolvent/innen nach At des Abschlusses
<i>Wertewandel</i>				
		Verbreitung des Postmaterialismus in der Gesellschaft in %	1970-2018, mit Lücken ^b	Eurobarometer (1970-1997) und ALLBUS (1998-2018), eigene Berechnungen.
<i>Geschlechter(un)gleichheit</i>				
Erwerbsbeteiligung Frauen		Anteil der erwerbstätigen Frauen an weiblicher Bevölkerung zwischen 16-64 Jahre in %	1959-2017	Statistisches Bundesamt (2018): Bevölkerung, Erwerbstätige, Erwerbslose, Erwerbspersonen, Nichterwerbspersonen.
Erwerbsvolumen Frauen		Anteil von Frauen in Teilzeit an allen erwerbstätigen Frauen in %	1960-2017	Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung (2004): Statistisches Taschenbuch 2004. Statistisches Bundesamt (2018a)
Horizontale berufliche Geschlechtersegregation		Dissimilaritätsindex der Berufe in %	1976-2010	Berufspanel für Westdeutschland 1976-2010 (OccPan), eigene Berechnungen.

Erläuterung: ^a Zwischen 1960 und 1980 wurde dieser Indikator lediglich alle 5 Jahre erhoben, sodass sich hier einige Lücken ergeben.

^b Fehlt im Eurobarometer in den Jahren 1972, 1974, 1975, 1995, 1996. Ab 1998 ALLBUS-Daten, die nur alle 2 Jahre erhoben werden

Um die historischen Rahmenbedingungen für Mobilitätschancen und -barrieren für Frauen abzubilden, werden drei Indikatoren herangezogen: die generelle Erwerbsbeteiligung von Frauen und der Anteil an Frauen in Teilzeitbeschäftigung einerseits sowie das Ausmaß der horizontalen beruflichen Geschlechtersegregation andererseits. Gemessen wird die horizontale berufliche Geschlechtersegregation anhand des Dissimilaritätsindex.¹⁴ Dieser Index gibt an, wie viel Prozent der Frauen und Männer ihren Beruf wechseln müssten, um eine Gleichverteilung der Geschlechter ihrer jeweiligen Erwerbsbeteiligung entsprechend in allen Berufen zu erreichen.

3.2.2 Studiendesign und methodisches Vorgehen

Wie werden diese historischen Rahmenbedingungen nun mit den Befragten aus dem Mannheimer Mobilitätsdatensatz zusammengeführt? Aus der Lebensverlaufsforschung ist hinlänglich bekannt, dass insbesondere die Phase des Arbeitsmarkteintritts bis zur beruflichen Maturität (in der Regel mit 35 Jahren erreicht) ausschlaggebend ist für die berufliche Positionierung und den weiteren Erwerbsverlauf (H.-P. Blossfeld, 1989; Büchel und Neubäumer 2001). Weiterhin zeigt Forschung aus Deutschland und den USA, dass sich die Rahmenbedingungen zum Arbeitsmarkteintritt - insbesondere ökonomische Rezessionen negativ - auf den weiteren Erwerbsverlauf auswirken (Dettling 2016; Schwandt und von Wachter 2018; Stawarz 2013, 2015). Aus diesem Grund wurde folgendes Studiendesign gewählt: Allen Befragten im Sample werden die historischen Rahmenbedingungen zu ihrem jeweiligen Arbeitsmarkteintritt und ihrer beruflichen Maturität zugespielt. Da nur in wenigen Fällen das konkrete Jahr des Arbeitsmarkteintritts vorliegt, wird dieses anhand des Durchschnittsalters bei Abschluss des höchsten erreichten Bildungsabschlusses einer Person approximiert.¹⁵ Für die berufliche Maturität wird das Alter 35 herangezogen. Dieses Vorgehen soll anhand eines konkreten Beispiels verdeutlicht werden: Person A wurde 2005 befragt und war damals 55 Jahre alt. Sie ist also 1950 geboren. Diese Person hat einen Realschulabschluss mit einer beruflichen Ausbildung als höchsten Bildungsabschluss angegeben. Ihr Arbeitsmarkteintritt hat annähernd im Alter von 19 (16 Jahre + 3 Jahre) stattgefunden und damit im Jahr 1969. Person A werden also die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für einen Arbeitsmarkteintritt im Jahr 1969 zugeordnet. Genauso verhält es sich mit der beruflichen Maturität: Person A ist im Jahr 1985 35 Jahre alt, dementsprechend werden ihr zusätzlich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für das Jahr 1985 zugespielt.

Für jede Person im Analysesample werden also zwei Analysen durchgeführt: eine Analyse zum Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen beim Arbeitsmarkteintritt sowie im Alter von 35 Jahren. Natürlich ist dies nur eine grobe Zuordnung und kann für die jeweiligen Personen unpräzise sein, da der Arbeitsmarkteintritt oder die berufliche Maturität etwas früher oder später stattgefunden haben. Hierzu bräuchte man Daten, die die gesamte Bildungs- und Erwerbsbiographie aller Personen erfasst. Bei dem vorliegenden Datensatz ist dies nicht für alle Datenquellen der Fall, daher muss diese Analyse mit der Zuweisung zu bestimmten idealtypischen Zeitpunkten erfolgen.¹⁶

Hierfür wird für jeden Indikator der historischen Rahmenbedingungen separat ein Modell mit einer Interaktion mit den Geburtskohorten geschätzt - getrennt nach Geschlecht. Da die Beobachtung der

¹⁴ Für eine detaillierte Beschreibung dieses Index sowie dessen Berechnung in den OccPan-Daten siehe Hausmann und Kleinert (2014).

¹⁵ Kein Abschluss, HSA ohne Berufsausbildung: 15 Jahre; HSA mit Berufsausbildung: 17 Jahre; MSA ohne Berufsausbildung: 16 Jahre; MSA mit Berufsausbildung: 18 Jahre; HSR ohne Berufsausbildung: 19 Jahre; HSR mit Berufsausbildung: 22 Jahre; Fachhochschule: 23 Jahre; Universität: 25 Jahre.

¹⁶ Hier stellt sich die Frage, ob die Betrachtung der Rahmenbedingungen zum Arbeitsmarkteintritt und zur beruflichen Maturität zu spät ist. Denn dem Arbeitsmarkteintritt sind individuelle Entscheidungen in der Schulbildung und Berufswahl vorgelagert, die von den dann jeweils vorherrschenden Rahmenbedingungen geprägt werden. Deshalb wurden zusätzlich Analysen durchgeführt, die den Zusammenhang mit den Rahmenbedingungen im Alter von 15 Jahren in Abhängigkeit der verschiedenen Kohorten untersuchen. Die Ergebnisse unterscheiden sich jedoch nicht substantiell von denen zum Arbeitsmarkteintritt.

gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im Jahr 1950 startet, lassen sich die Analysen für die Kohorten ab 1935 durchführen.

Um dem Fakt, dass Individuen in gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu verschiedenen Zeitpunkten eingebettet sind, auch empirisch Rechnung zu tragen, wird auf das statistische Verfahren der Mehrebenenmodelle zurückgegriffen. Dieses Vorgehen ermöglicht eine systematische Berücksichtigung der Veränderung von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen über die Zeit und gewährleistet die korrekte Berechnung der Standardfehler (N = 59). Für eine bessere Vergleichbarkeit der Effektgrößen werden alle Indikatoren der historischen Rahmenbedingungen standardisiert in die Modelle aufgenommen. Zudem werden lineare Wahrscheinlichkeitsmodelle mit robusten Standardfehlern geschätzt, um eine bessere Vergleichbarkeit von Koeffizienten über verschiedene Modelle hinweg zu gewährleisten.

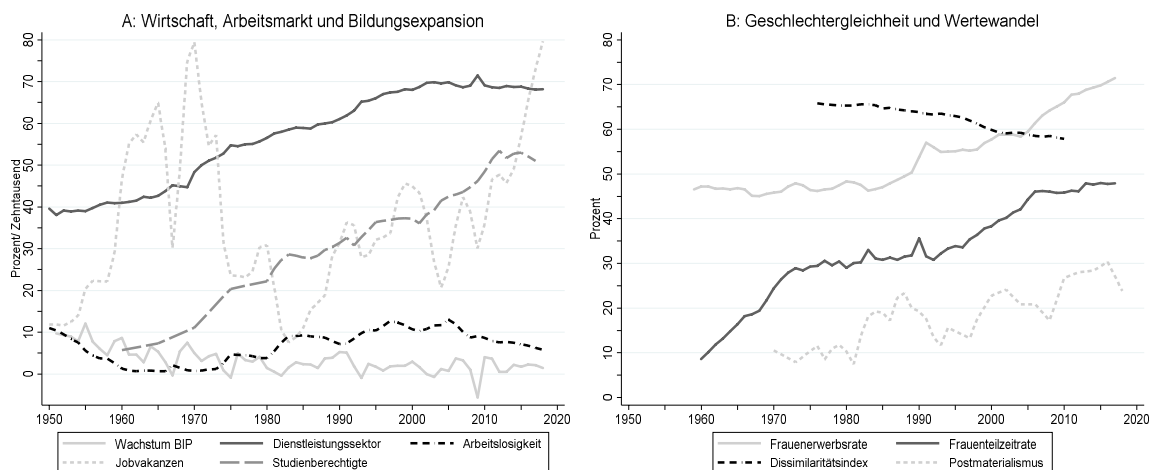
3.3 Ergebnisse

Die Präsentation der Ergebnisse erfolgt in zwei Schritten: Zuerst werden die historischen Rahmenbedingungen in ihrer Entwicklung über die Zeit sowie für jede Kohorte zum Arbeitsmarkteintritt und zur beruflichen Maturität beschrieben. In einem zweiten Schritt werden die Ergebnisse der multivariaten Mehrebenenanalysen vorgestellt.

3.3.1 Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für soziale Mobilität von 1950-2018

Die zeitliche Entwicklung der hier berücksichtigten neun Indikatoren zwischen 1950 und 2018 wird in Abbildung 3.1 dargestellt. Die Bereiche Wirtschaft, Arbeitsmarkt und Bildungsexpansion werden in der linken Teilgrafik A abgebildet, in Teilgrafik B die Bereiche Geschlechtergleichheit und Wertewandel. Die beiden *wirtschaftlichen* Rahmenbedingungen zeigen einen sehr unterschiedlichen Verlauf über die Zeit: Während der Dienstleistungssektor kontinuierliche Zuwächse seit 1950 verzeichnet, hatte das Wirtschaftswachstum bekanntermaßen seinen Höhepunkt in den 1950er Jahren.

Abbildung 3.1 Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von 1950 bis 2018



Daten: siehe Tabelle 3.1. Eigene Abbildung.

Demgegenüber ist das Wirtschaftswachstum seit 1951 und 1980 von rund 10 % auf 1,4 % gesunken und fluktuiert seitdem um niedrige Werte im einstelligen Bereich. Die Jobvakanzen, als Indikator für die *Arbeitsmarktlage*, weisen das markanteste Muster auf: Während die Anzahl der offenen Stellen in

den 1960er Jahren massiv von 200.000 auf einen historischen Höchstwert von rund 800.000 im Jahr 1970 steigt, brechen diese in den 1970er und 1980er Jahren wieder stark ein.

Seit den 1990er Jahren kann wieder ein Anstieg offener Stellen verzeichnet werden – jedoch mit größeren Einbrüchen Mitte der 2000er Jahre. Seit 2014 steigt die Anzahl der offenen Stellen wieder deutlich an und erreicht im Jahr 2018 erstmalig wieder einen vergleichbar hohen Wert wie 1970. Diese Entwicklung wird von dem Zeittrend der Arbeitslosenquote widergespiegelt, welche sowohl in den 1960er Jahren als auch ab 2014 vergleichsweise niedrig ausfällt. Genauso wie der Dienstleistungssektor nimmt auch die *Bildungsexpansion* als Anteil der Studienberechtigten seit 1960 kontinuierlich zu, wobei die stärksten Zuwächse in den 1960er Jahren zu verzeichnen sind. Der *Wertewandel* wiederum zeigt interessanterweise keine kontinuierlich lineare Entwicklung in Richtung Postmaterialismus, sondern steigt eher langsam und in Wellen von einem Postmaterialismusanteil von 12 % im Jahr 1970 auf 24 % im Jahr 2018 an.

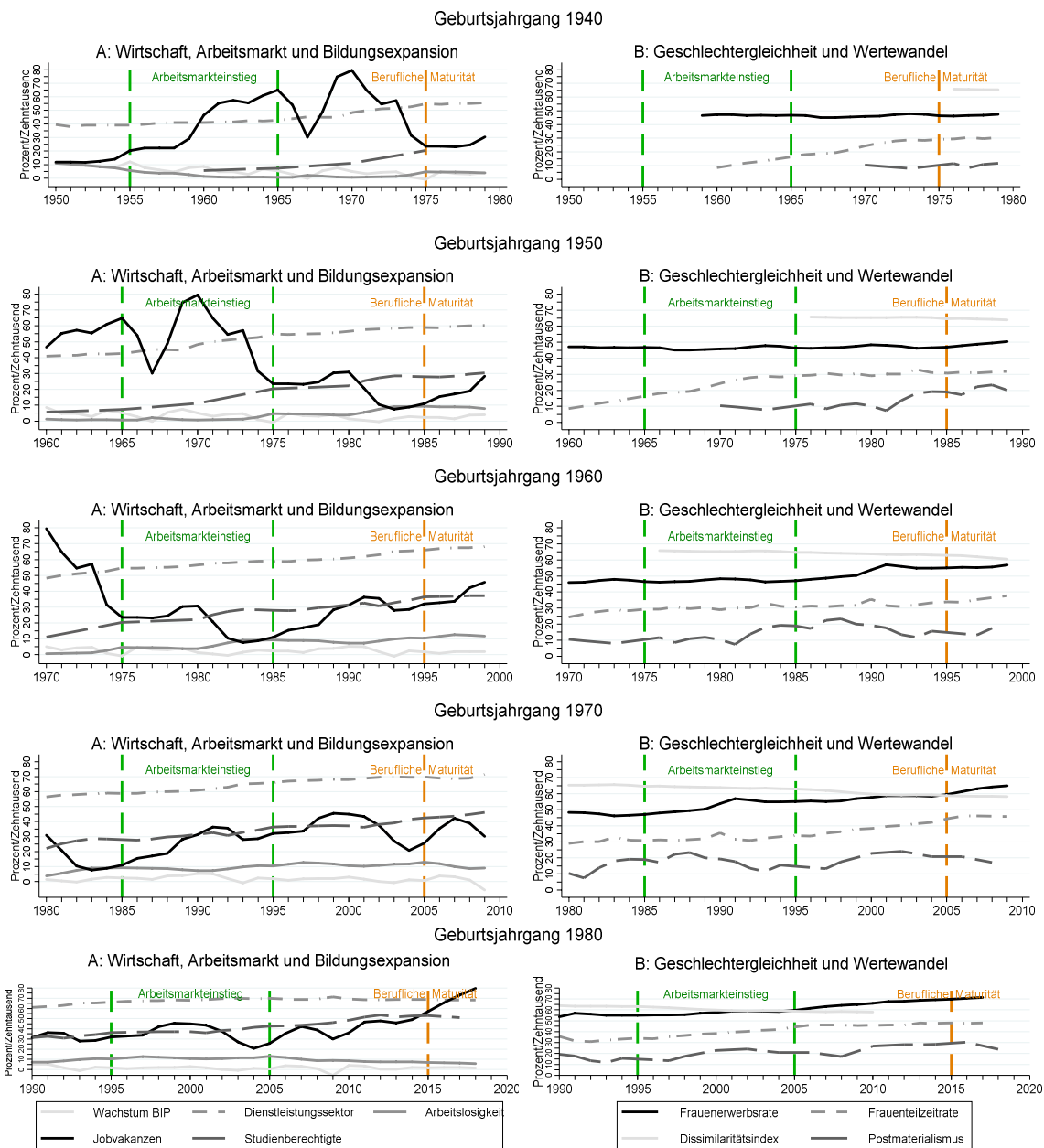
Die drei Indikatoren für *Geschlechtergleichheit auf dem Arbeitsmarkt* fallen sehr unterschiedlich aus: Mit dem steigenden Dienstleistungssektor nimmt auch die Frauenerwerbstätigkeit deutlich und kontinuierlich zu – von 45 % im Jahr 1960 zu über 70 % im Jahr 2018. Jedoch geht mit der wachsenden Erwerbsbeteiligung von Frauen auch ein massiver Anstieg in der Teilzeitbeschäftigung von Frauen einher. Dies ist in den 1960er Jahren besonders eindrücklich, denn die Teilzeitquote von Frauen wächst um rund 20 Prozentpunkte bei verhältnismäßig unveränderter Erwerbsbeteiligung. Dies ist einerseits ein Hinweis auf die Selektivität der erwerbstätigen Frauen zu Beginn der 1960er Jahre. Andererseits verdeutlicht dieser Anstieg auch die Persistenz in der ungleichen Verantwortlichkeit für Lohn- und Erziehungsarbeit zwischen den Geschlechtern. Diese Entwicklung hängt auch damit zusammen, dass Positionen, die während der späten Kriegsjahre aufgrund der als Soldaten eingezogenen Männer von Frauen übernommen werden mussten, in den Nachkriegsjahren wieder verstärkt mit Männern – und insbesondere Kriegsveteranen – besetzt wurden (Hertel 2017).

Dieses Bild wird durch die Betrachtung der horizontalen beruflichen Geschlechtersegregation in Deutschland noch ergänzt: Sie beträgt im ersten Beobachtungsjahr 1976 66 %, d.h. für eine Gleichverteilung der Geschlechter auf alle Berufe müssten rund zwei Drittel aller Frauen und Männer den Beruf wechseln. Dieser hohe Wert ist in Deutschland recht persistent über die Zeit und beträgt im Jahr 2010 immer noch 58 %. Abbildung 3.1 verdeutlicht, dass die Angehörigen der Geburtskohorten der 1930er bis 1980er Jahre sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ausgesetzt waren oder sind, die soziale Mobilität entweder begünstigen oder hemmen können.

Nach diesem allgemeinen Überblick erfolgt nun in Abbildung 3.2 die zeitliche Verknüpfung mit dem Arbeitsmarkteintritt und der beruflichen Maturität für die verschiedenen Kohorten. Hierfür wird zwecks besserer Übersichtlichkeit für jede der sechs Kohorten ein Geburtsjahrgang exemplarisch dargestellt, und zwar die Geburtsjahrgänge 1940, 1950, 1960, 1970 und 1980.¹⁷ Für jeden dieser Geburtsjahrgänge ist der Zeitraum des potenziellen Arbeitsmarkteintritts (zwischen 15 und 25 Jahren) grün und der Zeitpunkt der beruflichen Maturität (im Alter 35) orange markiert.

¹⁷ Eine äquivalente Übersicht für die gesamten Kohorten ist im Anhang in Abbildung A.3.1 zu finden. Da in einer Kohorte zehn Geburtsjahrgänge zusammengefasst sind, beträgt der Zeitraum für den potenziellen Arbeitsmarkt 20 Jahre und für die berufliche Maturität 10 Jahre.

Abbildung 3.2 Rahmenbedingungen zum Arbeitsmarkteintritt und der beruflichen Maturität für fünf Geburtsjahrgänge



Daten: siehe Tabelle 3.1. Eigene Abbildung.

Diese Abbildung legt nahe, dass die sehr günstigen Rahmenbedingungen der Wirtschaft und des Arbeitsmarktes die vergleichsweise hohe soziale Mobilität der frühen Kohorten, 1935-44 und 1945-54, beeinflusst haben. Der Arbeitsmarkteintritt des Geburtsjahrgangs 1940 beispielsweise fällt in den 1950er Jahren mit dem hohen Wirtschaftswachstum zusammen und in den 1960er Jahren mit der sehr hohen Anzahl an offenen Stellen bei gleichzeitig sinkender Arbeitslosigkeit. Aufgrund des zu dieser Zeit noch eher geringen Anteils an Individuen mit einer Hochschulreife sind intergenerationale berufliche Aufstiege sehr wahrscheinlich, da offene Stellen zumindest teilweise auch mit formal unterqualifizierten Personen besetzt werden mussten.

Da die Frauenerwerbsrate in diesem Zeitraum noch vergleichsweise niedrig ist, sollten insbesondere Männer von diesen günstigen Rahmenbedingungen profitieren. Wie für den *Geburtsjahrgang 1950*

exemplarisch dargestellt, sollten in der Kohorte 1945-54 mit dem steigenden Dienstleistungssektor sukzessive auch mehr Frauen beim Arbeitsmarkteintritt berufliche Aufstiege realisieren können. Wer in dieser Kohorte den Aufstieg mit dem Arbeitsmarkteintritt nicht geschafft hat, ist zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität bereits schlechteren Rahmenbedingungen – sinkende Jobvakanz und steigende Arbeitslosigkeit bei niedrigem Wirtschaftswachstum – ausgesetzt.

Der Arbeitsmarkteintritt der folgenden Kohorte 1955-64, illustriert anhand des Geburtsjahrgangs 1960, findet genau in diesen Rezessionsjahren der 1970er und 1980er Jahre statt. Diese Zeit ist von weniger offenen Stellen und einer vergleichsweise hohen Arbeitslosigkeit geprägt. Gleichzeitig steigt die Erwerbsbevölkerung aufgrund einer höheren Beteiligung von Frauen an. Diese sind stark im Dienstleistungssektor beschäftigt, der trotz der schlechteren Gesamtwirtschaftslage weiterhin wächst. Dies sollte bei Frauen jedoch nicht zu einer höheren Mobilität führen, da sie häufig in den niedrigeren Dienstleistungssegmenten (z.B. Erzieherin, Sozialarbeiterin) beschäftigt sind. Die Darstellung für den Geburtsjahrgang 1970 verdeutlicht, dass auch die folgende Kohorte 1965-74 insgesamt eher von Mobilität hemmenden Rahmenbedingungen betroffen ist, jedoch bereits in einem geringeren Maße.

Erst für die jüngste Kohorte 1975-83, beispielhaft für den Geburtsjahrgang 1980 abgebildet, können wieder substanzial verbesserte Rahmenbedingungen festgestellt werden, insbesondere für die in den 1980ern Geborenen: Der Arbeitsmarkteinstieg findet wieder vermehrt gleichzeitig mit einem hohen Stellenangebot und sinkender Arbeitslosigkeit statt. Dem leicht sinkenden Dissimilaritätsindex zufolge sollten junge Frauen in dieser Kohorte stärker von den günstigen Rahmenbedingungen profitieren als zuvor. Diese günstigen gesellschaftlichen Vorzeichen könnten auch intragenerationale Aufstiege bis zur beruflichen Maturität begünstigen. Diese deskriptiven Darstellungen geben bereits einen guten Eindruck davon, wie sich verändernde gesellschaftliche Rahmenbedingungen intergenerationale soziale Mobilität über die Kohorten hinweg unterschiedlich beeinflussen können. In einem nächsten Schritt soll dieser Zusammenhang anhand bivariater Korrelationen sowie multivariater Modelle weiter vertiefend empirisch überprüft werden.

3.3.2 Bivariate Korrelationen zwischen intergenerationalen Aufstiegen und den historischen Rahmenbedingungen

In diesem Abschnitt wird gezeigt, wie die sich verändernden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit dem Wandel der intergenerationalen sozialen Aufstiegsquoten zusammenhängen. Dafür sind in Abbildung 3.3 bivariate Korrelationen – also zwischen den Aufstiegsquoten (y-Achse) und je einer historischen Rahmenbedingung (x-Achse) – dargestellt. Die einzelnen Datenpunkte sind mit der entsprechenden Jahreszahl markiert. Die eingezeichnete Regressionslinie gibt außerdem die Form des Zusammenhangs an (linear oder quadratisch).

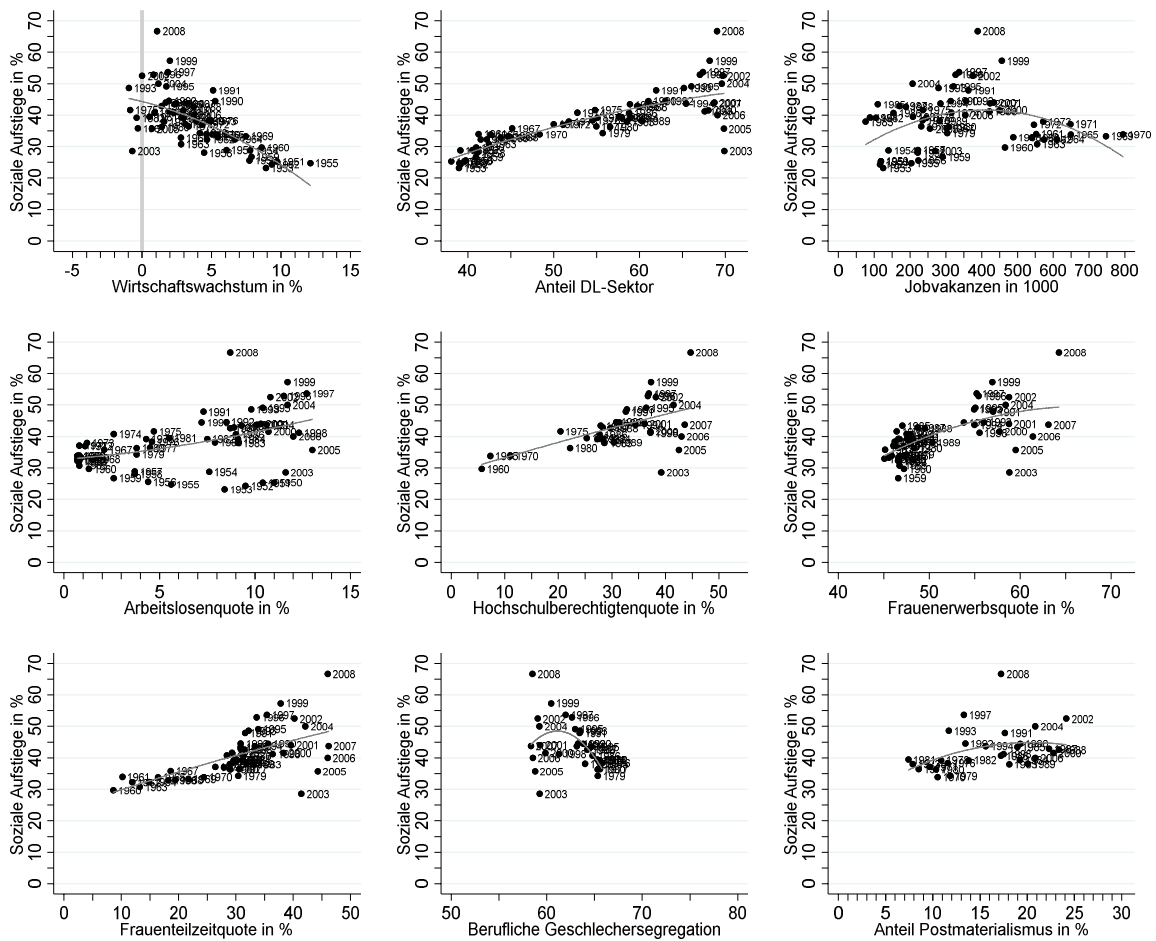
Wie theoretisch zu erwarten ist, zeigen der Dienstleistungssektor, die Frauenerwerbsquote, die Bildungsexpansion und in geringerem Ausmaß auch der Postmaterialismus einen deutlich positiven bivariaten Zusammenhang mit sozialen Aufstiegen. Am Beispiel Dienstleistungssektor soll das exemplarisch verdeutlicht werden. Je größer der Dienstleistungssektor ist, umso höher ist auch die Aufstiegsquote. Bei den anderen fünf hier berücksichtigten Rahmenbedingungen zeigt der Zusammenhang jedoch in eine unerwartete Richtung. Beim Wirtschaftswachstum zeigt sich ein stark negativer Zusammenhang, d.h. je höher das Wirtschaftswachstum ausfällt, umso niedriger ist die soziale Aufstiegsquote.

Dieses unerwartete Ergebnis für das Wirtschaftswachstum könnte damit zusammenhängen, dass für die intergenerationale Mobilität weniger die Höhe des gesamten Wirtschaftswachstums entschei-

dend ist, sondern in welchen Bereichen der Wirtschaft dieser stattfindet. Um diese Erklärung zu untermauern, sind in Abbildung 3.4 sowohl die Wachstumsraten als auch die Beschäftigtenanzahl für fünf Sektoren zwischen 1950 und 1970 dargestellt. Die Abbildung verdeutlicht, dass das Wirtschaftswachstum der Nachkriegsjahre insbesondere im Bau- und verarbeitenden Gewerbe sowie in einem geringeren Ausmaß im Handel und im Dienstleistungssektor generiert wurde. Gleichzeitig sind in den 1950er Jahren im produzierenden Gewerbe mit Abstand die meisten Personen beschäftigt und die Beschäftigtenzahlen nehmen über die Zeit auch weiterhin stark zu. In diesem Sektor herrschen jedoch Jobs im geringen Qualifikationsbereich vor, sodass die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer selten ihre berufliche Position gegenüber ihren Vätern verbessern können. Das Wachstum im Dienstleistungssektor dagegen erreicht bereits Anfang der 1950er Jahre einen kurzen Höhepunkt und sinkt danach bis 1970, während die Beschäftigtenzahlen kontinuierlich steigen.

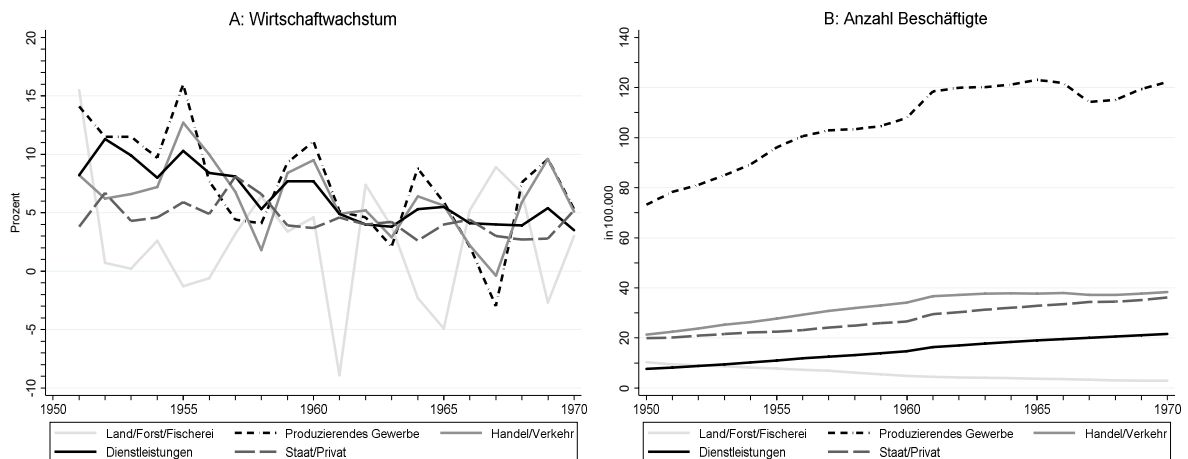
Bei den Jobvakanz und der horizontalen beruflichen Geschlechtersegregation zeigt sich entgegen der theoretischen Erwartungen kein linearer, sondern ein quadratischer Zusammenhang: Die höchste Aufstiegsquote fällt also nicht mit den höchsten/niedrigsten Werten, sondern mit mittleren Werten bei Jobvakanz oder Segregation zusammen. Außerdem weisen die Arbeitslosen- sowie die Frauenteilzeitquote einen unerwartet positiven Zusammenhang mit der sozialen Aufstiegsquote auf. Das bedeutet, dass in Jahren mit hoher Arbeitslosen- oder Frauenteilzeitquote auch hohe Aufstiegsquoten vorherrschen.

Abbildung 3.3: Bivariate Korrelationen zwischen historischen Rahmenbedingungen und sozialen Aufstiegen



Daten: Soziale Aufstiegsquote (Mannheimer Mobilitätsdatensatz, 1976-2018) und historische Rahmenbedingungen (siehe Tabelle 3.1). Eigene Berechnungen.

Abbildung 3.4: Wirtschaftswachstum und Beschäftigtenanzahl in fünf Sektoren zwischen 1950 und 1970



Daten: Statistisches Bundesamt (2010).

Da diese bivariaten Korrelationen immer nur den Zusammenhang zwischen den sozialen Aufstiegen und einem weiteren Faktor berücksichtigen, werden im nächsten Schritt die Ergebnisse multivariater Modelle dargestellt.

3.3.3 Multivariate Analysen

Nun soll untersucht werden, ob bei der Berücksichtigung zentraler individueller Merkmale einerseits die gezeigten bivariaten Zusammenhänge auch bestehen bleiben und andererseits die für die Kohorten unterschiedlichen Rahmenbedingungen beim Arbeitsmarkteintritt bzw. bei der beruflichen Maturität sich substantiell wie statistisch signifikant verschieden auf die Mobilitätschancen von Individuen auswirken. Wie in Kapitel 3.2 genauer beschrieben, geschieht dies anhand von multivariaten Mehrebenenmodellen. In diesem Regressionsverfahren können Merkmale, die auf verschiedenen Ebenen gemessen werden, in ihrer Bedeutung für die abhängige Variable zusammengebracht werden. Damit wird der Einbettung von Individuen in eine bestimmte historische Zeit auch statistisch Rechnung getragen.

In den folgenden Analysen wurde für jede befragte Person die Wahrscheinlichkeit geschätzt, im Vergleich zu ihrem Vater einen beruflichen Aufstieg, Abstieg oder Immobilität zu realisieren (absolute Mobilitätsrate analog zu Kapitel 2). Auf der Individualebene wurde das Alter zum Befragungszeitpunkt, die Bildung sowie die berufliche Klassenposition des Vaters einbezogen. Im Mittelpunkt der Analysen steht jedoch der Einfluss der in Kapitel 3.3.1 beschriebenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den jeweiligen Kohorten. Diese Rahmenbedingungen gehen jeweils einzeln¹⁸ in die separaten Modelle ein.

Soziale Aufstiege

Wir beginnen mit dem Einfluss der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf die Realisierung eines sozialen Aufstiegs – in Abhängigkeit von der jeweiligen Kohortenzugehörigkeit. Hierfür wurde für jeden Indikator der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der durchschnittliche marginale Effekt auf die Aufstiegswahrscheinlichkeit in jeder der fünf Kohorten geschätzt. Diese Effekte sind in Abbildung 3.5 dargestellt. Um die Übersichtlichkeit bei der Vielzahl der geschätzten Koeffizienten zu gewährleisten, wurden diese in vier Teilbereiche zusammengefasst: Wirtschaft (1), Arbeitsmarkt (2), Geschlechtergleichheit (3) sowie berufliche Geschlechtersegregation, Bildungsexpansion und Wertewandel (4).

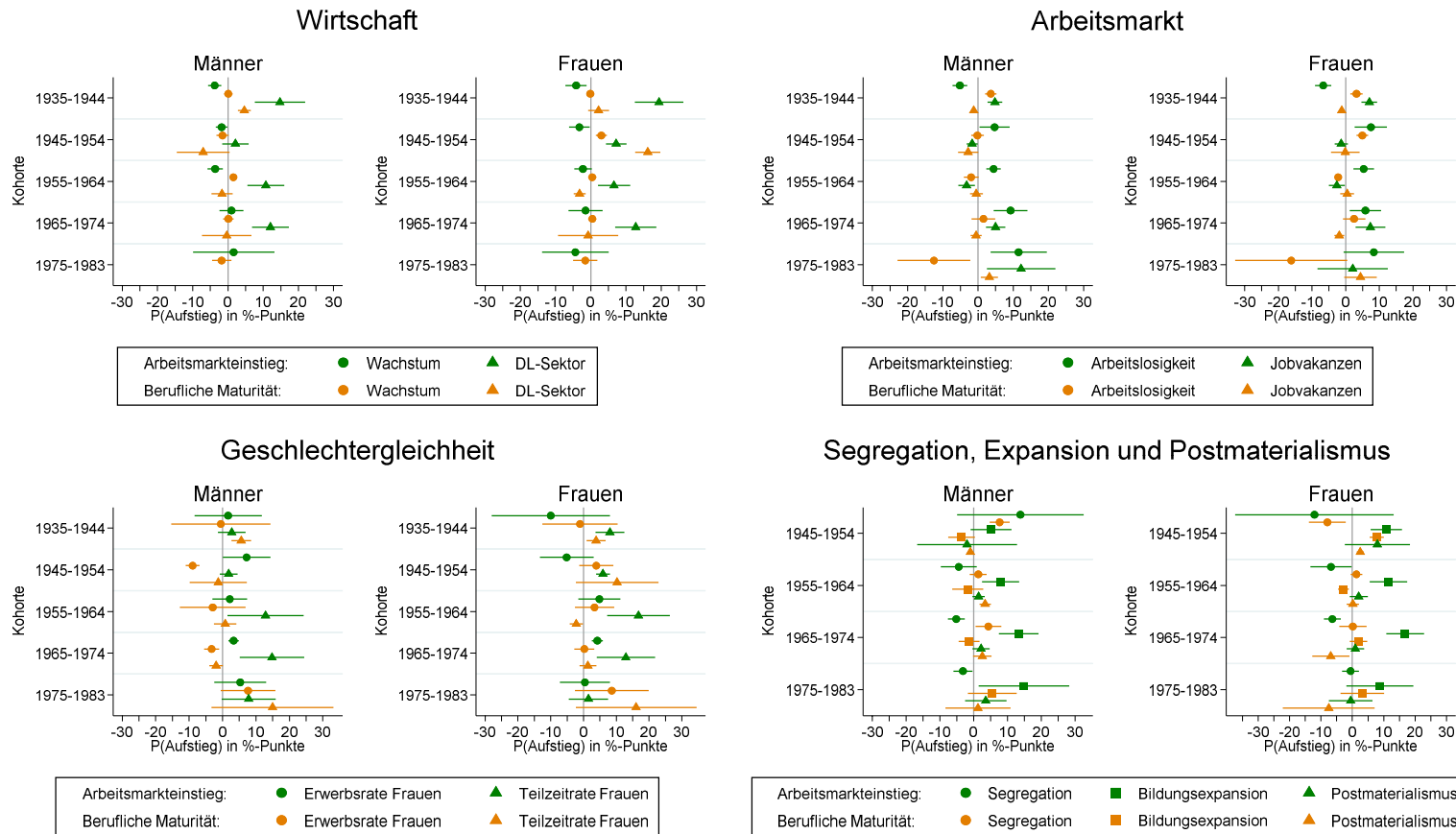
Die Interpretation dieser Effekte soll am Beispiel des Dienstleistungssektors in der Kohorte 1935-44 veranschaulicht werden: Der Anteil des Dienstleistungssektors an der Bruttowertschöpfungskette zum Arbeitsmarkteintritt (grünes Dreieck) erhöht in dieser Kohorte die Aufstiegswahrscheinlichkeit bei Frauen um 18 Prozentpunkte und bei Männern um 15 Prozentpunkte. Dieser positive Zusammenhang ist für alle Kohorten statistisch signifikant (zu sehen an den horizontalen Linien, die von den Symbolen ausgehen. Wenn die Linien nicht die Null-Linie schneiden, liegt ein signifikanter Effekt vor). Für die Kohorte 1935-44 fällt der Effekt des Dienstleistungssektors am stärksten aus (im Vergleich zu den Dienstleistungs-Effekten in den anderen Kohorten).

Insgesamt sind die Befunde interpretationsbedürftig, was auf die komplexen Beziehungen zwischen Rahmenbedingungen und sozialer Mobilität zurückzuführen ist. Bei der Bildungsexpansion stehen die Ergebnisse im Einklang mit den Simulationsergebnissen aus Kapitel 2 und der bisherigen Forschung,

¹⁸ Im Rahmen von Sensitivitätsanalysen wurden zusätzlich Modelle mit je zwei historischen Rahmenbedingungen geschätzt. Da sich die Ergebnisse nicht substantiell verändern, werden hier die leichter verständlichen Modelle mit je einer Rahmenbedingung ausgewiesen.

die Interpretation fällt hier vergleichsweise leicht. Hier kann auch eine quantitative Einordnung erfolgen. Bei den anderen Rahmenbedingungen muss jedoch vorsichtiger interpretiert werden, sodass dort lediglich auf die Effektrichtung eingegangen wird und darauf, ob der Effekt substanziell und statistisch signifikant ist.

Abbildung 3.5 Geschätzte Wahrscheinlichkeit für einen Aufstieg – je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Kohorten



Daten: Mannheimer Mobilitätsdatensatz (1976-2018) und historische Rahmenbedingungen (siehe Tabelle 3.1). Eigene Berechnungen.

Erläuterung: Effekte: Durchschnittliche marginale Effekte für eine Rahmenbedingung auf die geschätzte Aufstiegs Wahrscheinlichkeit in Abhängigkeit der verschiedenen Kohorten. DL-Sektor= Dienstleistungssektor; Segregation= berufliche Geschlechtersegregation

Wie theoretisch erwartet, haben die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zum Arbeitsmarkteintritt (grün) deutlich häufiger einen substanziellen wie statistisch signifikanten Einfluss auf die geschätzte Aufstiegswahrscheinlichkeit als zur beruflichen Maturität (orange). Weiterhin kann hervor-gehoben werden, dass nur wenige substanzielle Unterschiede zwischen Frauen und Männern bestehen. Diese werden an entsprechender Stelle herausgestellt. Im Teilbereich der *Wirtschaft* bleibt der unerwartete negative Zusammenhang zwischen Wirtschaftswachstum und beruflichen Aufstiegen auch im multivariaten Modell bestehen. Außerdem zeigt es nur in den Kohorten 1935-44 und 1945-54 einen substanziellen wie signifikanten Einfluss auf die Aufstiegswahrscheinlichkeit. Dieses Ergebnis ist insofern unerwartet, als ein Mobilität begünstigender Einfluss des vergleichsweise hohen Wirtschaftswachstums in den 1950er und 1960er Jahren vermutet wurde. Nur für Frauen in der Kohorte 1945-54 zeigt sich ein schwacher Mobilität begünstigender Effekt zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität. Um die Robustheit dieses Ergebnisses zu überprüfen, wurden zwei verschiedene Sensitivitätsanalysen durchgeführt: Zum einen wurde der Berufsstatus anstatt auf Basis der EGP-Klassen von Kindern und Vätern anhand der Differenz im Internationalen Sozio-ökonomischen Index für Berufsstatus (ISEI)¹⁹ erfasst. Es wurden drei verschiedene Definitionen für Auf- und Abstiege getestet: eine Differenz im ISEI zwischen Vätern und Kindern von 5, 8 und 10 Punkten. Alle Ergebnisse reproduzieren die hauptsächlich negative Effektrichtung für den Zusammenhang von Wirtschaftswachstum und sozialem Aufstieg in Abhängigkeit von der jeweiligen Kohorte. Zum anderen bleibt diese Effektrichtung auch robust, wenn statt linearer logistische Regressionsmodelle gerechnet werden.²⁰ Generell ist zu beachten, dass es zwischen diesen Trends keine direkte Kausalität gibt, sodass es sich auch verbietet, den negativen Effekt in einem kausalen Sinn zu interpretieren.

Der kontinuierliche Anstieg im Dienstleistungssektor hingegen zeigt insbesondere zum Arbeitsmarkteintritt in allen vier²¹ Kohorten einen vergleichsweise stark begünstigenden Zusammenhang mit der Aufstiegswahrscheinlichkeit. Bei Männern der Kohorte 1935-44 und Frauen der Kohorte 1945-54 trifft dies auch auf den Zeitpunkt der beruflichen Maturität zu. Zusätzlich sind auch so genannte Feedback-Schleifen denkbar: Aufgrund der steigenden ökonomischen Nachfrage nach Dienstleistungen werden auch mehr Individuen in Dienstleistungsberufen ausgebildet. Dieser Wandel in der Berufswahl treibt die Tertiarisierung weiter an.

Die *Arbeitsmarktindikatoren* Arbeitslosenquote und Jobvakanz haben nicht den aufstiegsfördernden Effekt, die man erwarten könnte, der sich aber schon in den bivariaten Betrachtungen nicht gezeigt hat. Insbesondere die Jobvakanz, die in der Literatur als eine mögliche Ursache für Aufstiegs-mobilität in den Nachkriegskohorten vermutet werden (Breen/Müller 2020, Pollak/Müller 2020), zeigen keinen klaren positiven Zusammenhang. Während die gerade noch vergleichsweise hohe Anzahl offener Stellen zum Arbeitsmarkteintritt der 1935-44er Kohorte die Aufstiegswahrscheinlichkeit substanziell wie signifikant erhöht, trifft dies zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität bereits nicht mehr zu. Die rapide gesunkenen Stellen wirken sich nun mobilitätshemmend aus. Dies spiegelt sich auch in dem negativen Koeffizienten in der Kohorte 1955-64 wider, in deren Arbeitsmarkteintrittsphase die Jobvakanz ihren Tiefpunkt (1980-1985) erreichen. Die Jobvakanz sind folglich empirisch nicht der Haupttreiber für soziale Aufstiege.²²

¹⁹ ISEI steht für International Socio-Economic Index of Occupational Status. Die Einordnung der Berufe erfolgt über die Dimensionen Bildung und Einkommen. Der ISEI nimmt Werte zwischen 16 (niedrigster Status) und 90 (höchster Status) an (Ganzeboom und Treiman, 1996).

²⁰ Lineare Wahrscheinlichkeitsmodelle können in manchen Fällen ungenauere Schätzungen an den Enden der Verteilung produzieren, da sie diese Nichtlinearitäten nicht berücksichtigen.

²¹ Die Modelle sind für die jüngste Kohorte trotz verschiedener Modellspezifikationen nicht konvergiert. Dies könnte an der Stagnation im Dienstleistungssektor in den 2000ern und der daraus resultierenden zu geringen Varianz für die statistische Identifikation liegen.

²² Für die Jobvakanz wurde zusätzlich ein Modell geschätzt, das den in Abbildung 3.3 sichtbaren quadratischen Zusammenhang modelliert. Da die Ergebnisse substanziell robust bleiben, wird hier aus Gründen der Einheitlichkeit das lineare Modell dargestellt.

Ähnlich kontraintuitiv wie der negative Einfluss des Wirtschaftswachstums bleibt auch der überwiegend Mobilität begünstigende Einfluss der vergleichsweise höheren Arbeitslosenquote zum Arbeitsmarkteintritt ab Kohorte 1945-54 in den multivariaten Modellen bestehen. Lediglich in der jüngsten Kohorte 1975-83 ist dieser stark positive Effekt in Einklang mit der theoretischen Erwartung, da die Arbeitslosenquote seit Mitte der 2000er Jahre wieder sinkt. Der Einfluss der Jobvakanz²³ hingegen entspricht in den multivariaten Modellen mehr den theoretischen Erwartungen, als die bivariaten Korrelationen vermuten ließen.

Im Teilbereich der *Geschlechtergleichheit* auf dem Arbeitsmarkt fallen die Ergebnisse eher gemischt aus: Zum Zeitpunkt des Arbeitsmarkteintritts erhöht die steigende Frauenerwerbsrate für Frauen nur in der Kohorte 1965-74 leicht die Aufstiegswahrscheinlichkeit, während dies für Männer zusätzlich in der Nachkriegskohorte (1945-54) zutrifft. In allen anderen Fällen hat die Frauenerwerbsrate zum Berufseinstieg keinen signifikanten Einfluss. Im Erwerbsverlauf gibt es für Männer in den Kohorten 1945-54 und 1965-74 substanziell wie signifikant einen Zusammenhang mit einer niedrigeren Aufstiegswahrscheinlichkeit, die Effekte der beruflichen Maturität sind hier negativ. Für Frauen hat die Frauenerwerbsrate im beruflichen Verlauf keinen signifikanten Einfluss auf soziale Aufstiege.

Interessanterweise spiegeln die Effekte der Frauenteilzeitarate nahezu identisch die Effekte des Dienstleistungssektors wider. Deshalb wird auf eine detaillierte Interpretation an dieser Stelle verzichtet. Generell gilt, dass in den ersten vier Kohorten eine höhere Teilzeitarate von Frauen beim Berufseinstieg mit mehr Aufstiegen für Frauen einhergeht, bei den Männern zeigt sich dieser Effekt für die letzten drei Kohorten. Im Verlaufe der beruflichen Maturität sind die Befunde weniger ausgeprägt und zum überwiegenden Teil für beide Geschlechter nicht signifikant.

Im Hinblick auf die berufliche Geschlechtersegregation scheinen Männer sensibler auf die kleinen Veränderungen über die Zeit zu reagieren als Frauen. Während sich die vergleichsweise hohe Segregation bei Männern in der Kohorte 1945-54 zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität in einer signifikant höheren Aufstiegswahrscheinlichkeit niederschlägt, wirkt sich der leichte Rückgang in den folgenden Kohorten eher mobilitätshemmend aus. Bei Frauen dagegen hat die berufliche Geschlechtersegregation, wenn überhaupt, lediglich einen negativen Einfluss: Dies ist sowohl in der Nachkriegskohorte 1945-44 zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität als auch zum Arbeitsmarkteintritt in der Kohorte 1965-74 der Fall.

Jedoch zeigen die vorliegenden Analysen auch, dass sich die *Bildungsexpansion* insgesamt sehr positiv auf die Aufstiegswahrscheinlichkeiten auswirkt – dies gilt in besonderem Maße für Frauen der Kohorte 1965-74: Der vergleichsweise hohe Anteil an Studienberechtigten erhöht die geschätzte Aufstiegswahrscheinlichkeit um 17 Prozentpunkte (um 14 Prozentpunkte bei Männern). Bei einer Aufstiegswahrscheinlichkeit von 30 % bis 40 % (siehe Kapitel 2) bedeutet das eine Zunahme von einem Drittel bis um die Hälfte, die Größenordnung ist also erheblich.

Die vorherrschenden Werte scheinen insgesamt keinen großen Einfluss auf die geschätzten Aufstiegswahrscheinlichkeiten zu haben, es bestehen allerdings Geschlechterunterschiede: Während sich der geringe Anteil an *Postmaterialismus* in der Kohorte 1945-54 leicht positiv auf die Aufstiegswahrscheinlichkeit von Frauen auswirkt, zeigt der deutlich höhere Anteil in der 1965-74er Kohorte einen eher hemmenden Einfluss. Bei Männern sind die Effekte noch kleiner – jedoch mit umgekehrten Vorzeichen.

²³ Für die Jobvakanz wurde zusätzlich ein Modell geschätzt, das den in Abbildung 3.3 sichtbaren quadratischen Zusammenhang modelliert. Da die Ergebnisse substanziell robust bleiben, wird hier aus Gründen der Einheitlichkeit das lineare Modell dargestellt.

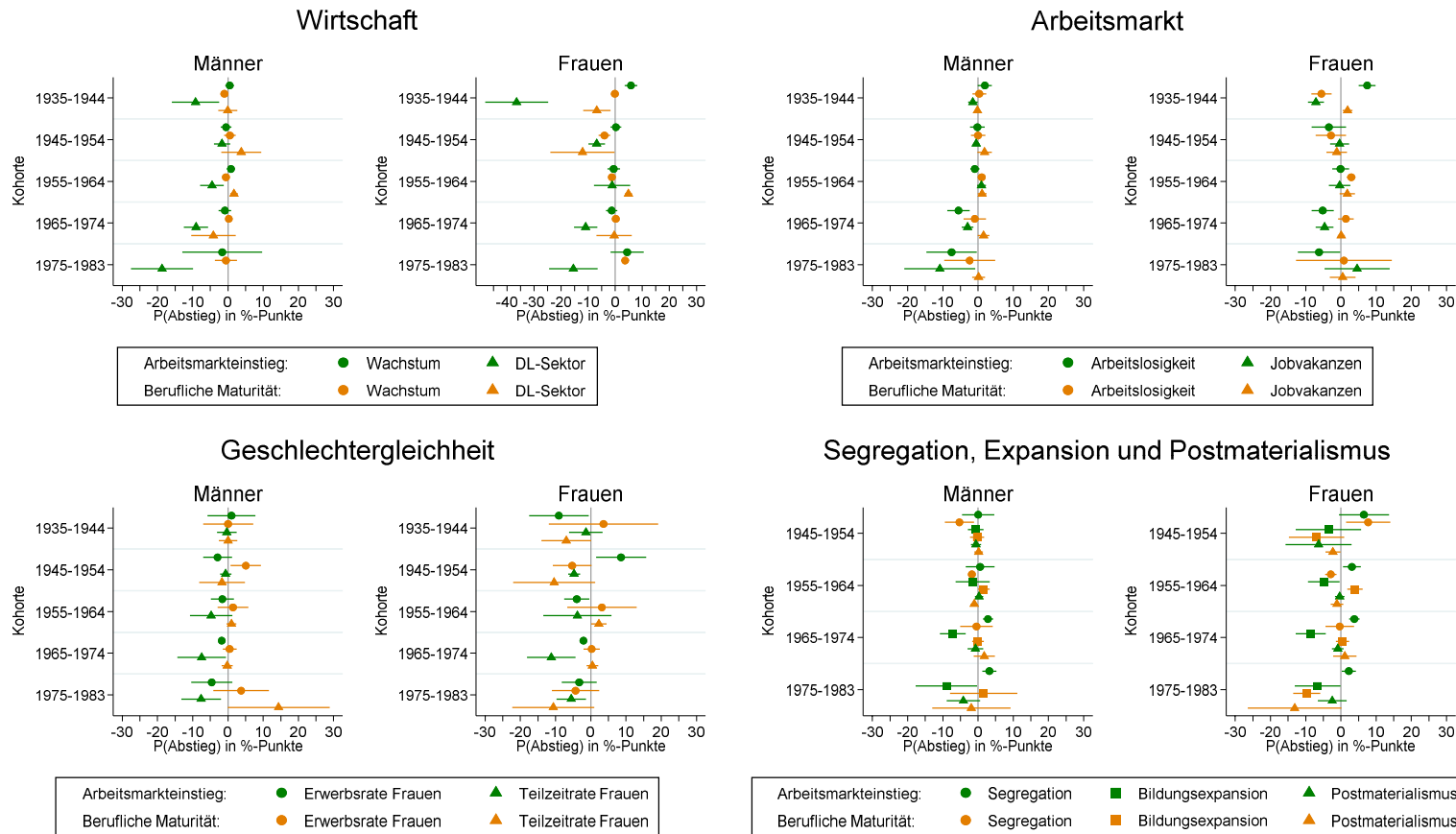
Soziale Abstiege und Immobilität

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse analoger Analysen für die Wahrscheinlichkeit, einen sozialen Abstieg bzw. Immobilität im Vergleich zum Vater zu realisieren, präsentiert. Diese sind in Abbildung 3.6 und Abbildung 3.7 dargestellt. Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass diese Analysen im Wesentlichen die Ergebnisse zu den Aufstiegswahrscheinlichkeiten spiegeln – mit umgekehrtem Vorzeichen. Das heißt, es gibt wenige Hinweise darauf, dass bestimmte Rahmenbedingungen zu einer Polarisierung zwischen Auf- und Abstiegen führen. Vielmehr scheinen die Rahmenbedingungen – in dem gezeigten geringen Ausmaß – je nach Ausprägung entweder aufstiegsfördernd oder aufstiegs-hemmend zu wirken.

An dieser Stelle wird deshalb lediglich auf diejenigen Effekte eingegangen, die neue Erkenntnisse liefern. In Hinblick auf die Analysen zu der Abstiegswahrscheinlichkeit sei noch einmal darauf hingewiesen, dass Abstiege für Westdeutschland deutlich seltener vorkommen als Aufstiege. Dies kann eine Ursache dafür sein, dass deutlich weniger Koeffizienten statistische Signifikanz erreichen. Da in den Modellen zur Bedeutung des Dienstleistungssektors zumindest diejenigen zum Arbeitsmarkteintritt in der jüngsten Kohorte konvergiert sind, soll auf diese näher eingegangen werden. Anscheinend setzt sich der positive Trend auch in dieser Kohorte fort, zumindest wird die Abstiegswahrscheinlichkeit stark und signifikant verringert. Das vergleichsweise hohe Wirtschaftswachstum sowie die niedrige Arbeitslosenquote zum Arbeitsmarkteintritt der ältesten Kohorte (1935-45) dagegen erhöhen für Frauen die Wahrscheinlichkeit, im Vergleich zu ihren Vätern sozial abzustiegen. . . Dies könnte ein weiterer Hinweis auf die Bedeutung des sektorenspezifischen Wirtschaftswachstums sein, da Frauen deutlich weniger vom Wachstum im von Männern dominierten Bau- oder verarbeitenden Gewerbe profitieren konnten. Gleichzeitig senkt dieses hohe Wirtschaftswachstum der 1950er und 1960er Jahre für Frauen die Wahrscheinlichkeit immobil zu bleiben, während das vergleichsweise geringe Wachstum in den 1980er Jahren eine Immobilität für die Kohorte 1955-64 wahrscheinlicher macht. Im Gegensatz dazu erhöht das Wirtschaftswachstum in den Kohorten 1935-44 und 1955-64 für Männer die Wahrscheinlichkeit, immobil zu bleiben.

Darüber hinaus erhöht die hohe Frauenteilzeiterwerbsrate zum Arbeitsmarktbeginn in der Kohorte 1975-83 auch die Wahrscheinlichkeit für Frauen, den gleichen beruflichen Status wie der Vater zu realisieren. Die berufliche Geschlechtersegregation scheint allerdings für Frauen keinerlei Einfluss auf soziale Immobilität zu haben, während sie für Männer der Nachkriegskohorte den positiven Einfluss auf Aufstiege widerspiegelt.

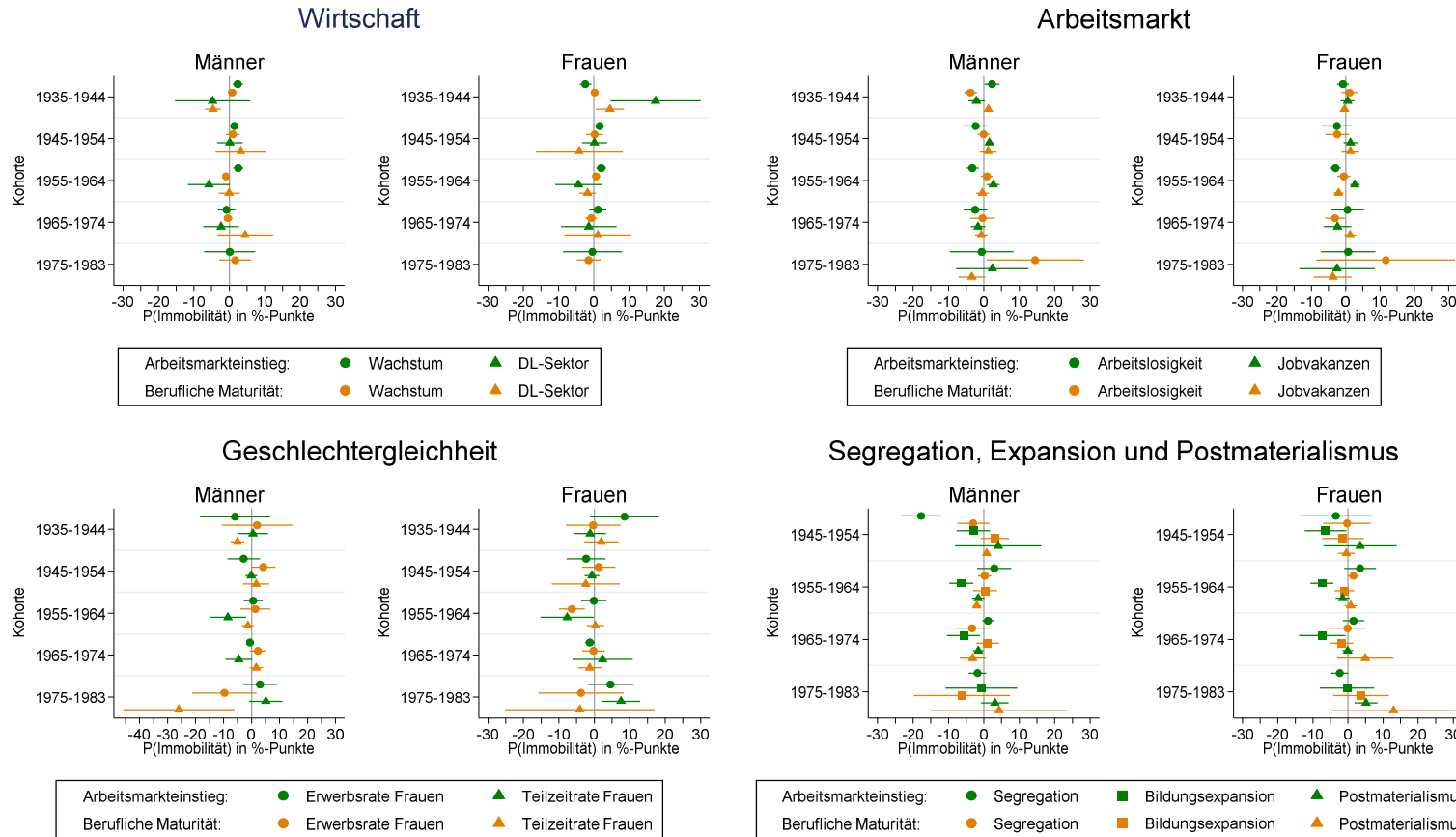
Abbildung 3.6 Geschätzte Wahrscheinlichkeit für einen Abstieg – je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Kohorten



Daten: Mannheimer Mobilitätsdatensatz (1976-2018) und historische Rahmenbedingungen (siehe Tabelle 3.1). Eigene Berechnungen.

Erläuterung: Durchschnittliche marginale Effekte für eine Rahmenbedingung auf die geschätzte Abstiegs Wahrscheinlichkeit in Abhängigkeit der verschiedenen Kohorten. DL-Sektor= Dienstleistungssektor; Segregation= berufliche Geschlechtersegregation.

Abbildung 3.7 Geschätzte Wahrscheinlichkeit für Immobilität – je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Kohorten



Daten: Mannheimer Mobilitätsdatensatz (1976-2018) und historische Rahmenbedingungen (siehe Tabelle 3.1). Eigene Berechnungen. Effekte: Durchschnittliche marginale Effekte für eine Rahmenbedingung auf die geschätzte Aufstiegswahrscheinlichkeit in Abhängigkeit der verschiedenen Kohorten. DL-Sektor= Dienstleistungssektor; Segregation= berufliche Geschlechtersegregation.

3.4 Fazit

Das Ziel dieses Kapitels bestand darin, die Bedeutung historischer Rahmenbedingungen für Kohortenunterschiede in der intergenerationalen sozialen Mobilität näher zu beleuchten. Hierfür wurde erstmals die soziale Mobilität von Individuen, die zwischen 1976 und 2018 erfasst wurde, mit verschiedenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zum Arbeitsmarkteinstieg sowie der beruflichen Maturität zusammengeführt. Anhand von bivariaten Korrelationen und multivariaten Mehrebenenregressionen wurde der Zusammenhang von neun relevanten Rahmenbedingungen untersucht.

Die Ergebnisse erlauben eine differenzierte Einschätzung zum Zusammenhang zwischen den wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der sozialen Mobilität. Die Bildungsexpansion und in einem geringeren Maße die Jobvakanz sowie der wachsende Dienstleistungssektor zeigen den erwarteten positiven Effekt auf die Wahrscheinlichkeit, intergenerational aufzusteigen. Jedoch liefern diese Faktoren keine eindeutige Erklärung für die hohe soziale Mobilität in den Nachkriegskohorten und die darauffolgende Abnahme bzw. Stabilität der sozialen Mobilität. Die vorliegende Studie unterstreicht am ehesten die herausragende Bedeutung der Bildungsexpansion für die Aufstiegschancen von Individuen – insbesondere auch in den jüngeren Kohorten.

Darüber hinaus scheint das Wachstum im Dienstleistungssektor eine wichtige Rolle für intergenerationale Aufstiege zu spielen, mit Abstrichen gilt dies auch für die historischen Schwankungen in den Jobvakanz und den Arbeitslosenquoten. Das Wirtschaftswachstum hingegen zeigt nur schwache und mitunter unerwartete negative Effekte: Das Wirtschaftswachstum senkt für die meisten Kohorten die Aufstiegschance und erhöht gleichzeitig für Frauen, die zwischen 1935 und 1944 geboren sind, die Abstiegschance. An diesem Ergebnis wird deutlich, dass Wachstum per se soziale Aufstiege nicht begünstigen muss, sondern Mobilität auch von den Aufstiegsmöglichkeiten in den jeweiligen Sektoren abhängt. Die Jobvakanz wiederum scheinen weniger bedeutsam für die Wahrscheinlichkeit, intergenerational beruflich aufzusteigen, zu sein als erwartet. Auch hier wäre eine weitere Differenzierung nach Sektoren sinnvoll, die hierfür notwendigen Daten sind jedoch leider nicht verfügbar.

Ebenso unerwartet sind die geringen Geschlechterunterschiede, insbesondere die Tatsache, dass die Aufstiegschance von Frauen vermutlich nicht deutlich stärker von der steigenden Frauenerwerbsbeteiligung beeinflusst wird als die der Männer. Auch hier wäre es hilfreich, diese Zusammenhänge detaillierter sektorenspezifisch zu untersuchen, um der vorherrschenden Geschlechtersegregation auf dem Arbeitsmarkt besser Rechnung zu tragen.

Für Ostdeutschland konnten diese Analysen aufgrund fehlender Daten nicht durchgeführt werden. Fraglich ist, ob historische Daten zu Wirtschaftswachstum und Jobvakanz aus den DDR-Statistiken ausreichend valide wären. Aufgrund des unterschiedlichen Wirtschafts- und Bildungssystems verbieten sich an dieser Stelle Spekulationen über mögliche Wirkungen historischer Rahmenbedingungen. Es sei jedoch u.a. auf die Arbeiten von Solga (1995) verwiesen, die Auf- und Abstiegsprozesse während der DDR-Zeit untersucht hat.

Es soll an dieser Stelle jedoch noch einmal darauf hingewiesen werden, dass es sich bei diesen Analysen um erste empirische Annäherungen an sehr komplexe Mehrebenenprozesse zwischen Individuen und ihren historischen Startbedingungen in den Arbeitsmarkt handelt, die keinesfalls einen Anspruch auf Kausalität erheben. Die teilweise schwer zu interpretierenden Befunde könnten auch auf Grenzen

des Studiendesigns und der Daten zurückzuführen sein.²⁴ Um die individuellen Bildungs- und Erwerbsverläufe exakt mit den historischen Rahmenbedingungen verknüpfen zu können, sind längsschnittliche Individualdaten (idealerweise komplette Biografien) für alle Kohorten notwendig (vgl. Becker und Blossfeld 2017). Die Originaldatensätze des hier verwendeten Mannheimer Mobilitätsdatensatzes lassen eine solch umfangreiche Analyse jedoch nur für die jüngeren Kohorten zu. Die Neuaufbereitung komplexer Biografiedatensätze für die älteren Kohorten und deren Verbindung mit sektorenspezifischen historischen Daten wäre für künftige Forschung ein wichtiger nächster Schritt.

²⁴ Jedoch kommen Becker und Blossfeld (2018) mit einem größeren „Modernisierungsindex“ zu ähnlich uneindeutigen Zusammenhängen.

4. Bildungsübergänge von der Schulzeit bis zum Eintritt in die Erwerbstätigkeit

Der höchste Bildungsabschluss spielt eine entscheidende Rolle für den Zugang zum Arbeitsmarkt, den Beschäftigungsverlauf und das Arbeitseinkommen. Darüber hinaus stellt die Forschung heraus, dass der Bildungsabschluss die Gesundheit und die Lebenserwartung beeinflusst, aber auch Einstellungen und Wahrnehmungen, beispielsweise den Grad, in dem man anderen Personen vertraut (Oropoulos und Salvanes 2011). Aufgrund der enormen Folgen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene ist es wichtig zu verstehen, welche Faktoren das Erreichen eines Bildungsabschlusses beeinflussen. Hierfür muss der endgültige Bildungsabschluss als Prozess von aufeinanderfolgenden Bildungsentscheidungen gesehen werden. Dieser Perspektive folgend, basiert eine Vielzahl von wissenschaftlichen Arbeiten, die die Einflussfaktoren eines Bildungsabschlusses analysieren, auf sequentiellen Modellen. Deren Untersuchungen umfassen dabei den gesamten Bildungsverlauf einer Person (Hillmert und Jacob 2010; Buchholz und Schier 2015; Biewen und Tapalaga 2017).

Im Folgenden wird ähnlich wie in der Studie von IAW (2015) ein verwandter, aber etwas vereinfachter Ansatz gewählt: Es werden nur die wichtigsten Übergänge auf dem Weg zum endgültigen Bildungsabschluss erforscht. Betrachtet werden der Übergang zwischen Grundschule und weiterführender Schule, der Übergang zwischen Schule und Ausbildung sowie der Übergang zwischen Ausbildung und Beruf. Der Vorteil einer gezielten Analyse einzelner Bildungsübergänge gegenüber einer Analyse des gesamten Bildungsverlaufs ist, dass die Übergänge sehr detailliert beschrieben werden können. Ein Nachteil besteht darin, dass eine mögliche dynamische Selektivität, das heißt der über die Bildungsstufen kumulierende Einfluss nicht beobachtbarer Faktoren, nicht ausreichend berücksichtigt wird. Ferner ist die Größe der geschätzten Einflüsse nicht direkt zwischen den verschiedenen Übergängen vergleichbar.

Der Aufbau des Kapitels folgt dem Lebensverlauf chronologisch. Zuerst wird der Übergang zwischen Grundschule und Sekundarstufe behandelt. Anschließend folgt eine Analyse des Übergangs zwischen Schule und Ausbildung. Zuletzt wird der Übergang von der Ausbildung in das Erwerbsleben thematisiert. In jedem Unterkapitel werden zu Beginn die Daten und Variablen vorgestellt, die für die Analyse genutzt werden. Im Anschluss daran werden detaillierte deskriptive Ergebnisse diskutiert. Im dritten Teil jedes Unterkapitels werden multivariate Wahrscheinlichkeitsmodelle mit einer großen Anzahl an Hintergrundvariablen geschätzt, um so die Determinanten des entsprechenden Übergangs zu ermitteln. Die Analysen des Kapitels basieren auf Panelbefragungen des Nationalen Bildungspanels von Kindergartenkindern und Schülern und Schülerinnen der ersten Klassenstufe (Startkohorte 2), Schülern und Schülerinnen, die die 9. Klasse besuchen (Startkohorte 4) und Personen, die zwischen 1944 und 1986 geboren wurden (Startkohorte 6).

Ziel des Kapitels ist es, auf der Grundlage einer erheblich erweiterten und aktuelleren Datenbasis eine Aktualisierung der Ergebnisse der Vorstudie (IAW 2015) vorzunehmen. Dabei basieren die Analysen auf Daten des Nationalen Bildungspanels Startkohorten 2 und 4 anstelle von Daten des Nationalen Bildungspanels Startkohorte 3 und der BIBB-Übergangsstudie. Für Daten des Nationalen Bildungspanels der Startkohorte 6 können wegen der Verfügbarkeit neuer Befragungswellen eine größere Anzahl an Personen in die Untersuchung aufgenommen werden.

4.1 Bildungsübergänge von der Grundschule zur weiterführenden Schule

Im Folgenden sollen die Einflussfaktoren im Übergang von der Grundschule zur weiterführenden Schule bestimmt und analysiert werden. Dieser Übergang spielt eine besonders große Rolle, da vor allem die Schulwahl in jungen Jahren die Weichen für das weitere Leben stellt (Hilmert und Jacob 2010; Marcenaro-Gutierrez, Galindo-Rueda und Vignoles 2007). In Deutschland ist er zudem aufgrund des Bildungssystems, welches Kinder früh einem bestimmten Schulweg zuordnet, von großer Bedeutung.

4.1.1 Datengrundlage (NEPS Startkohorte 2)

Die Analyse basiert auf einer Panelbefragung von (anfangs) Vierjährigen, die im Jahr 2010/2011 startete. Im Jahr 2012/2013 wurde die Stichprobe mit Schülern und Schülerinnen der ersten Klassenstufe aufgestockt. Die Ergebnisse begründen sich auf die Daten, die vom genannten Erhebungsstart bis zum Jahr 2016/2017 gesammelt wurden, in welchem die Schüler und Schülerinnen den Übergang von der Grundschule in die Sekundarstufe vollzogen haben.

Wie bereits erwähnt, bieten die Daten durch Befragungen von Kindern und verschiedenen Kontextpersonen eine große Anzahl an Hintergrundvariablen. Zu den befragten Kontextpersonen zählen neben den Eltern die Lehrerschaft und die Schulleitung. So können der höchste Bildungsabschluss und der berufliche Status der Eltern sowie das Haushaltseinkommen in die Analyse aufgenommen werden. Zusätzlich ist es möglich, Informationen über das Verhalten und die Einstellung der Eltern und der Lehrer und Lehrerinnen einzubeziehen. Informationen dieser Art liegen auch über die Schüler und Schülerinnen vor und können als erklärende Komponenten in die Analyse eingeschlossen werden. So werden neben demografischen Informationen Maße für Persönlichkeitsmerkmale, Aspirationen und Kompetenzen der Schüler und Schülerinnen genutzt. Zudem können Eigenschaften der Grundschule wie Größe, Anzahl an Kooperationen mit Vereinen oder ganztägige beziehungsweise halbtägige Form einen Einfluss auf die Schulwahl haben und werden dementsprechend analysiert.

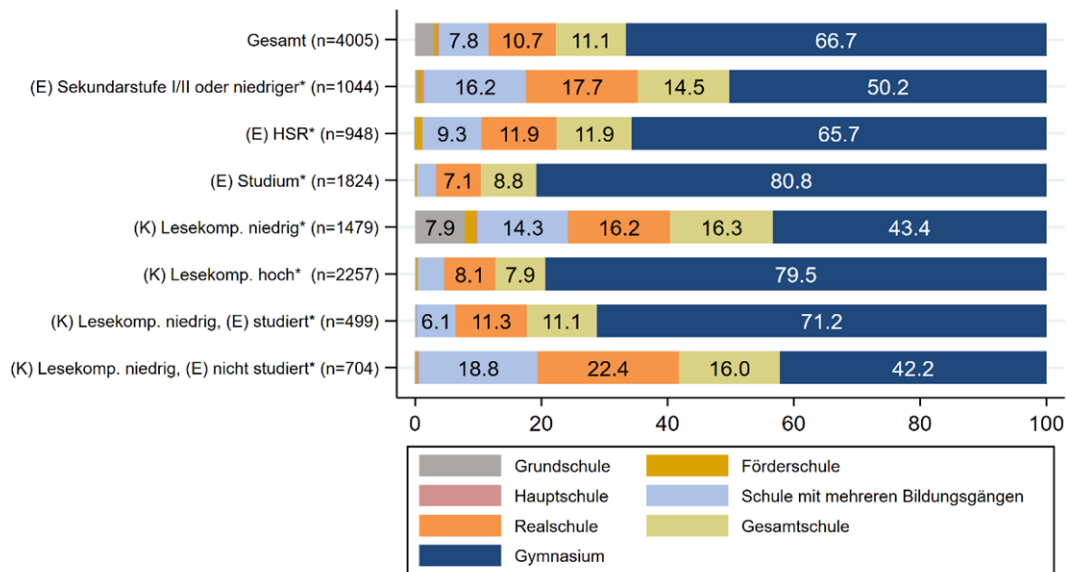
4.1.2 Deskriptive Ergebnisse

Nachfolgend werden deskriptive Ergebnisse für die Wahl der Schule vier Jahre nach der Einschulung vorgestellt. Um mit Hilfe der deskriptiven Analyse Aussagen treffen zu können, die repräsentativ für die Grundgesamtheit gelten, basieren die Ergebnisse auf Daten, die für die Teilnahme an der Befragung in der 4. und 5. Klasse gewichtet wurden. Die verschiedenen Schularten werden über die bivariaten Analysen detailliert unterteilt: Grundschule, Förderschule, Hauptschule, Realschule, Schule mit mehreren Bildungsgängen, Gesamtschule und Gymnasium.

In Abbildung 4.1 ist die Schulwahl nach der Bildung der Eltern und den Lesekompetenzen der Schüler und Schülerinnen dargestellt. Eine Markierung der Achsenbeschriftung durch ein Sternchen zeigt an, ob die Anteile signifikant verschieden zur Vergleichsgruppe sind. Im Anhang werden die Grafiken nach Geschlecht unterteilt dargestellt. Insgesamt wählen 67 % aller Schüler und Schülerinnen das Gymnasium, 11 % die Gesamtschule, 11 % die Realschule und 8 % eine Schule mit mehreren Bildungsgängen. Im Vergleich dazu liefert das Statistische Bundesamt einen deutlich geringeren Anteil an Schülern, die 2016/2017 das Gymnasium in der 5. Klasse besuchten. Trotzdem ist das Gymnasium mit 37 % die meist gewählte Schulart. Die Gesamtschule wählen nach dieser Quelle 17 %, die Realschule 16 % und eine Schule mit mehreren Bildungsgängen 11 % aller Schüler und Schülerinnen. Rund 7 % gehen auf eine Hauptschule. Das zeigt, dass trotz Gewichtung verhältnismäßig mehr Schüler und Schülerinnen höherer Schularten beobachtet werden als aus niedrigeren. Die Aussagekraft der Analyse wird dadurch jedoch nicht beeinträchtigt, da sie sich auf Determinanten der Übergänge und nicht auf die quantitative Verteilung gewählter Schularten bezieht.

Von der zweiten bis zur vierten Reihe wird die Schulwahl von Schülern und Schülerinnen nach der Bildung der Eltern in drei Kategorien aufgeteilt: Eltern, die einen Abschluss der Sekundarstufe II oder niedriger haben, Eltern, von denen mindestens ein Elternteil die Hochschulreife hat und Eltern, von denen mindestens ein Elternteil studiert hat. Der Zusammenhang mit der Bildung der Eltern ist hier stark sichtbar. Ist der höchste Bildungsabschluss der Eltern ein Abschluss der Sekundarstufe II oder niedriger, gehen vier Jahre nach der Einschulung nur rund 50 % auf das Gymnasium, 15 % auf die Gesamtschule und rund 34 % auf eine Schule, die auf einen Real- oder Hauptschulabschluss vorbereiten.

Abbildung 4.1 Schulwahl nach Bildung der Eltern und Lesekompetenzen der Kinder



Quelle: NEPS Startkohorte 2, eigene Berechnungen. * Unterschied zwischen den jeweiligen Teilgruppen statistisch signifikant zum 5 %-Niveau.

Mit steigendem höchsten Bildungsabschluss der Eltern nimmt der Anteil derer stark zu, die vier Jahre nach der Einschulung ein Gymnasium besuchen, die Anteile der restlichen Schularten gehen hingegen zurück. So besuchen rund 81 % ein Gymnasium, wenn die Eltern eine Hochschule besucht haben. Wie im Anhang in Abbildung A.4.1 und A.4.2 zu sehen, unterscheiden sich Mädchen und Jungen hierbei vor allem, wenn die Eltern die Hochschulreife haben: Während 63 % der Jungen das Gymnasium wählen, entscheiden sich 70 % der Mädchen für diese Schulart. Haben die Eltern einen Abschluss der Sekundarstufe II oder niedriger oder haben die Eltern einen Hochschulabschluss erlangt, unterscheiden sich die Anteile derer, die das Gymnasium besuchen zwischen Jungen und Mädchen kaum.

Als nächstes wird der bivariate Zusammenhang zwischen den Lesekompetenzen und der Schulwahl dargestellt. Wie zu erwarten, beschreiten Schüler und Schülerinnen mit höheren Lesekompetenzen eher einen höheren Schulweg. So ist der Anteil der Gymnasiasten und Gymnasiastinnen mit überdurchschnittlichen Lesekompetenzen mit rund 80 % fast doppelt so hoch wie der Anteil derer mit unterdurchschnittlichen Lesekompetenzen.

Die letzten beiden Zeilen zeigen, welche Schule die Schüler und Schülerinnen mit niedrigen Lesekompetenzen besuchen, wenn die Eltern studiert bzw. nicht studiert haben. Auch hier wird der Einfluss der Eltern erkennbar. Fallen die Lesekompetenzen der Kinder, deren Eltern einen Studienabschluss haben, unterdurchschnittlich aus, gehen rund 71 % von ihnen auf das Gymnasium. Haben die Eltern nicht studiert, gehen nur rund 42 % auf das Gymnasium. Die Bildungschancen von Kindern mit

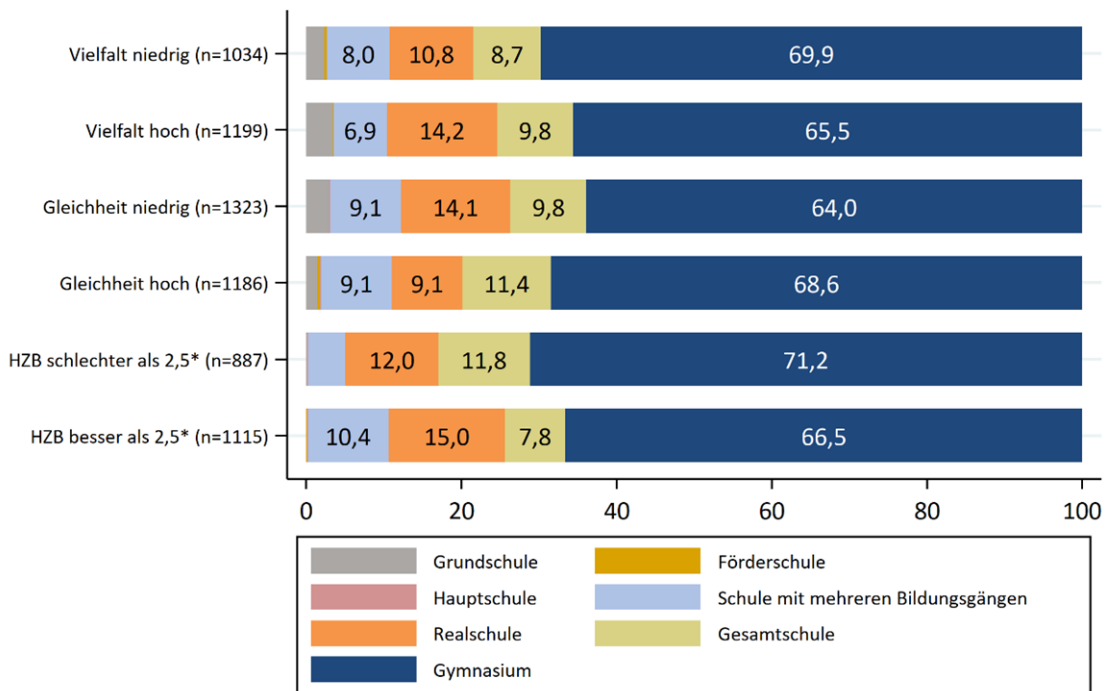
ähnlichen Kompetenzen unterscheiden sich damit erheblich mit Bezug auf die elterlichen Voraussetzungen.

Im Anhang in Abbildung A.4.3 wird die Schulwahl in Verbindung mit soziodemografischen Merkmalen der Kinder abgebildet. Getrennt nach diesen Merkmalen können nur wenige Unterschiede festgestellt werden. Schüler und Schülerinnen aus Ostdeutschland besuchen aufgrund der verschiedenen Schulsysteme in den Bundesländern keine Haupt- und Realschulen, sondern Schulen mit mehreren Bildungsgängen. Schüler und Schülerinnen mit Migrationshintergrund besuchen eher niedrigere Schultracks. Dieses Ergebnis stimmt mit Ergebnissen aus der Literatur überein (vgl. etwa Schnepf 2002). In diesem Zusammenhang ist auch auf Unterschiede in Aspirationen und Erfolgseinschätzungen zwischen Familien mit und ohne Migrationshintergrund zu verweisen, da Bildungsentscheidungen und damit Bildungswege in großem Maße davon beeinflusst werden (Solga 2008).

In der Literatur wird die Wichtigkeit der Lehrkräfte für die Entwicklung der Schüler und Schülerinnen häufig betont (Darling-Hammond 2000). Sanders und Rivers (1996) finden, dass die Effektivität der Lehrkräfte (*teacher effectiveness*) einen relevanten Einflussfaktor für den schulischen Erfolg darstellt. Vor allem leistungsschwächere Schüler profitieren von Lehrkräften, die ihre Schüler effektiver unterstützen können. Hill, Rowan und Ball (2005) finden Evidenz für einen ähnlichen Zusammenhang bezüglich der Schulleistungen im Fach Mathematik. Demnach stellen sich signifikant bessere Leistungen bei denjenigen Schülerinnen und Schülern ein, deren Lehrkräfte besser qualifiziert sind. Die Qualifikation der Lehrerin oder des Lehrers bezieht sich hierbei auf die Kompetenz, mathematische Probleme zu erklären und darzustellen. Die Leistungserwartung der Lehrkräfte an die Schülerinnen und Schüler ist eine weitere in der Literatur betrachtete Komponente. Diese wird häufig durch die zurückliegenden eigenen schulischen Leistungen der Lehrerin oder des Lehrers bestimmt. Allerdings können auch Faktoren wie der sozioökonomische Status oder die ethnische Zugehörigkeit des Lehrers oder der Lehrerin eine Rolle bei der Bildung von Erwartungen über die Entwicklung der schulischen Leistung der Schüler und Schülerinnen spielen (Tenenbaum und Ruck 2007; Gershenson, Holt und Papageorge 2016). Dies kann sich entscheidend auf die tatsächliche Entwicklung der Schülerinnen und Schüler auswirken, da sie von den Lehrkräften aufgrund unterschiedlicher Erwartungen auch unterschiedlich behandelt werden und deren Leistung somit in die erwartete Richtung gelenkt werden kann. Diese selbsterfüllenden Prophezeiungen (*self-fulfilling prophecies*) scheinen vor allem Schülerinnen und Schüler aus stigmatisierten sozialen Gruppen zu betreffen (Jussim & Harber 2005). Daher ist es naheliegend, dass neben qualifikatorischen Aspekten der Lehrkräfte auch deren sozialen Werte und dem damit einhergehenden Umgang mit den Schülerinnen und Schülern auf die schulischen Leistungen Einfluss nehmen kann, was sich wiederum auf die Schulwahl auswirken kann.

Die bivariaten Zusammenhänge werden in Abbildung 4.2 dargestellt. Die Zusammenhänge zwischen den betrachteten Charakteristika der Lehrerinnen und Lehrer und der Schulwahl können multivariat nicht analysiert werden, da die Anzahl der verwertbaren Beobachtungen aufgrund von fehlenden Werten zu stark zurückgehen würde. Die ersten beiden Zeilen zeigen, welche Rolle kulturelle Vielfalt an der Schule bzw. in der schulischen Arbeit des Lehrers und der Lehrerin spielt. Dieses Maß wurde mit Hilfe einer Hauptkomponentenanalyse aus einer Reihe von Fragen zu diesem Thema gebildet. Beispielsweise beinhalten diese Fragen die Meinungen der Lehrerinnen und Lehrer bezüglich der Wichtigkeit kultureller Vielfalt als Bestandteil der Lehrerausbildung und im Unterricht. Diese umfasst beispielsweise das Erarbeiten von Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschiedener Kulturen im Unterricht. Signifikante Unterschiede können hier jedoch nicht gefunden werden. Bezüglich der geschlechtergetrennten Darstellung in Abbildung A.4.4 und A.4.5 lässt sich die Tendenz erkennen, dass die Einstellung des Lehrers oder der Lehrerin zur Vielfalt nur für Jungen relevant zu sein scheint. So besuchen Jungen häufiger ein Gymnasium, wenn der Lehrer oder die Lehrerin die Wichtigkeit von Vielfalt in der Lehrerausbildung und im Schulalltag als weniger hoch einschätzt. Allerdings ist auch dieser Unterschied nicht signifikant.

Abbildung 4.2 Schulwahl nach Eigenschaften des Lehrers oder der Lehrerin



Quelle: NEPS Startkohorte 2, eigene Berechnungen. * Unterschied zwischen den jeweiligen Teilgruppen statistisch signifikant zum 5 %-Niveau.

In den nächsten beiden Zeilen wird die Schulwahl nach der Einstellung des Lehrers oder der Lehrerin zur Gleichheit dargestellt. Diese stützt sich unter anderem auf Fragen zur Einschätzung der persönlichen Wichtigkeit von allgemeiner Gleichbehandlung von Menschen bzw. zur Befürwortung von sozialer Gleichheit aller. Auch hier wurde ein Maß mit Hilfe einer Hauptkomponentenanalyse generiert. Die Schulwahl scheint jedoch nicht stark mit der Einstellung des Lehrers oder der Lehrerin zusammenzuhängen. Tendenziell lässt sich eine Orientierung hin zu höheren Schularten beobachten, wenn Gleichheit für den Lehrer oder die Lehrerin einen hohen Stellenwert hat.

Zuletzt wird betrachtet, inwieweit die Schulwahl der Schülerinnen und Schüler mit der Abiturnote des Lehrers oder der Lehrerin zusammenhängt. Hier kann ein signifikant unterschiedliches Schulwahlverhalten beobachtet werden. Schülerinnen und Schüler mit Lehrkräften, die ein Abitur mit einer besseren Gesamtnote als 2,5 abgelegt haben, besuchen vier Jahre nach der Einschulung häufiger niedrigere Schularten. Dieser Befund könnte mit höheren Ansprüchen des Lehrers oder der Lehrerin im Unterricht zusammenhängen. Folglich fallen Leistungsbewertungen negativer aus und Empfehlungen für die Schulwahl nach der Grundschule richten sich eher an niedrigere Sekundarschulen. Allerdings ist hier darauf hinzuweisen, dass es sich ausschließlich um bivariate Zusammenhänge handelt, bei denen alle anderen korrelierten Faktoren ausgeblendet werden. Jedoch finden multivariate Studien wie die von Stocké (2007), in der unter anderem die Determinanten der Wahl der weiterführenden Schule analysiert wird, dass Lehrereinschätzungen und -bewertungen allgemein als wichtiger Faktor für die Bildungsentscheidungen wirksam sind.

4.1.3 Multivariate Analyse

In den bisherigen Analysen wurde die Wahl zwischen allen Schularten mit Hilfe von bivariaten Auswertungen betrachtet. Im Weiteren soll beschrieben werden, welche Faktoren für Schüler und Schülerinnen in der 4. Klasse ausschlaggebend sind, damit sie den Weg zum Abitur einschlagen. Dadurch sollen die Determinanten ermittelt werden, die entscheidend dafür sind, dass ein Schüler oder eine Schülerin entweder ein Gymnasium oder eine Gesamtschule im gymnasialen Zweig gegenüber einer Haupt- oder Realschule, einer Schule mit mehreren Bildungsgängen oder einer Gesamtschule im Haupt- oder Realschulzweig bevorzugt.²⁵ Die Schüler und Schülerinnen, die entweder noch auf der Grundschule sind, eine Förderschule besuchen, auf einer Gesamtschule sind, jedoch noch keinen Zweig gewählt haben oder eine integrierte Gesamtschule besuchen, in der kein Zweig gewählt wird, werden in der folgenden Analyse ausgeschlossen. Durch diese Definition können 3.302 Schüler und Schülerinnen im Übergang von der Grundschule zur weiterführenden Schule beobachtet werden. Die Analyse stützt sich auf eine logistische Regression, in der die Ergebnisvariable die Entscheidung zwischen dem Weg zur Hochschulreife und dem Weg zu einem Abschluss der Sekundarstufe I oder II darstellt. Es ist wichtig zu beachten, dass durch den Ausschluss von Schülern und Schülerinnen Verzerrungen in den Ergebnissen entstehen können, wenn für bestimmte Gruppen, zum Beispiel sozial Benachteiligte, systematisch noch kein Übergang beobachtet werden kann. Im Rahmen der Analyse wurden nach und nach weitere Determinanten aus verschiedenen Bereichen in das Modell aufgenommen. Das schrittweise Hinzufügen von Determinanten erlaubt ein Urteil darüber, welche Determinanten durch Hinzufügen weiterer Determinanten ihre Bedeutung behalten und welche nicht. Durch den Verlust an Beobachtungen aufgrund fehlender Werte basieren die Regressionen letztlich auf 932 Beobachtungen.

Um zum einen die Ergebnisse der logistischen Regression interpretieren und zum anderen die Koeffizienten zwischen den Modellen vergleichen zu können, werden durchschnittliche partielle Effekte ausgewiesen. Diese geben an, um wie viele Prozentpunkte die Wahrscheinlichkeit für die entsprechende Schulwahl höher oder niedriger ist, wenn die betreffende Variable um eine (ggf. standardisierte) Einheit erhöht wird. Die Ergebnisse der Analyse werden in Tabelle 4.1 mit einer sogenannten „Heatmap“ dargestellt. Die unterschiedlichen Spalten stellen die geschätzten logistischen Regressionsergebnisse dar. Mit jeder Spalte wird die Regressionsanalyse durch eine weitere Gruppe von Determinanten ergänzt, bis schließlich in der letzten Spalte alle Determinanten zusammen betrachtet werden.

Mit Hilfe der Heatmap können durch die farbliche Kennzeichnung besonders hohe bzw. besonders niedrige Effekte hervorgehoben werden – je gelber die Zelle, desto größer und je türkisfarbener die Zelle, desto kleiner ist der Effekt. Stetige Variablen wie der ISEI-Wert, also den beruflichen Status gemäß Ganzeboom (2010)²⁶, das Äquivalenzeinkommen²⁷ oder Variablen, die über eine Hauptkomponentenanalyse generiert wurden, werden standardisiert, so dass die durchschnittlichen partiellen Effekte als eine Änderung um eine Standardabweichung interpretiert werden müssen. Zusätzlich zu einer Analyse der Gesamtpopulation wurde die Analyse getrennt für Jungen und Mädchen durchgeführt. Die Ergebnisse sind in Tabelle A.4.1 und Tabelle A.4.2 dargestellt.

²⁵ Es wurde ebenfalls ein multinomiales Logit-Modell mit den Wahlmöglichkeiten Gymnasium, Gesamtschule, Real- oder Hauptschule inklusive Schulen mit mehreren Bildungsgängen geschätzt. Dies führt jedoch zu qualitativ ähnlichen Ergebnissen.

²⁶ ISEI steht für International Socio-Economic Index of occupational status. Die Einordnung der Berufe erfolgt über die Dimensionen Bildung und Einkommen. Der ISEI nimmt Werte zwischen 16 (niedrigster Status) und 90 (höchster Status) an (Ganzeboom & Treiman, 1996).

²⁷ Das Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen bezeichnet das fiktiv verfügbare Einkommen pro Person in einem Haushalt. Die Gewichtung der Personen basiert hierbei auf der neuen OECD-Skala (Hagenaars, Vos und Zaidi, 1994).

In der ersten Spalte der Tabelle 4.1 wird die Regression nur mit Variablen der demografischen Eigenschaften der Schüler und Schülerinnen durchgeführt. Neben dem Geschlecht und einem Indikator, der angibt, ob mindestens ein Elternteil einen Migrationshintergrund hat, ist auch das Bundesland der Schule darin enthalten. Übereinstimmend mit deskriptiven Ergebnissen ergibt sich kein Unterschied im Schulwahlverhalten zwischen Jungen und Mädchen. Auch der Einfluss eines Migrationshintergrunds der Eltern hat keinen signifikanten Einfluss auf die Wahl für den Besuch eines Gymnasiums.

In der zweiten Spalte wird der höchste Bildungsabschluss der Eltern und in der dritten Spalte der berufliche Status der Eltern in das Modell aufgenommen, wodurch positiv signifikante Effekte angezeigt werden. Dies ist so zu interpretieren, dass bei gleichem Bildungs- und Berufsstatus der Eltern Kinder mit Migrationshintergrund mit einer höheren Wahrscheinlichkeit das Gymnasium wählen. Dieser Effekt verschwindet jedoch wieder, wenn zusätzlich andere Eigenschaften berücksichtigt werden.

Aus der zweiten Spalte ist zu erkennen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass ein Gymnasium besucht wird, um ca. 26 Prozentpunkte höher ist, wenn mindestens ein Elternteil einen Hochschulabschluss erlangt hat, im Vergleich zur Konstellation, dass beide Eltern maximal einen Abschluss der Sekundarstufe II erreicht haben. Um ca. 10 Prozentpunkte ist die Wahrscheinlichkeit größer, wenn mindestens ein Elternteil die Hochschulreife hat. Mit dem Einfügen von weiteren Determinanten schwächen sich diese Effekte jedoch ab, sodass im vollen Modell kein positiver Einfluss der Bildung der Eltern auf die Wahrscheinlichkeit, auf das Gymnasium zu gehen, gefunden werden kann.

Im dritten Modell wird der berufliche Status der Mutter und des Vaters gemessen durch den ISEI-Wert sowie das Äquivalenzeinkommen des Haushalts in das Modell eingefügt. Steigt der ISEI-Wert des Vaters um eine Standardabweichung, so ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind in der 5. Klasse ein Gymnasium besucht, um rund 6 Prozentpunkte höher. Dieser Effekt sinkt im vollen Modell auf 3 Prozentpunkte ab, ist jedoch noch immer statistisch signifikant. So spielt der Einfluss des beruflichen Status des Vaters eine wichtige Rolle für die Schulwahl, unabhängig von anderen Eigenschaften der Eltern und von Kompetenzen sowie von der Persönlichkeit des Kindes (Boll und Hoffmann 2015; Chevalier und Lanot 2002). Das kann vor allem für Mädchen beobachtet werden.

Tabelle 4.1 Durchschnittliche partielle Effekte auf die Schulwahl nach Modellen

Weiblich	-0.009	0.005	0.006	-0.009	-0.026	-0.031	-0.027	-0.030
Mind. ein Elternteil MGH	0.018	0.056	0.087*	0.037	0.052	0.052	0.042	0.042
Bildung Eltern: Studium	-	0.259***	0.099**	-0.003	-0.037	-0.016	-0.027	-0.036
Bildung Eltern: HSR	-	0.104***	0.040	-0.022	-0.043	-0.037	-0.033	-0.043*
ISEI des Vaters	-	-	0.063***	0.053***	0.039***	0.026**	0.029***	0.031***
ISEI der Mutter	-	-	0.038**	0.007	0.011	0.006	0.011	0.012
Haushaltseinkommen	-	-	0.096***	0.057**	0.056**	0.030	0.029	0.031
Alleinerziehend	-	-	-	-0.066	-0.012	-0.007	-0.002	0.001
Anzahl Geschwister	-	-	-	-0.013	-0.003	-0.006	-0.008	-0.007
Geschlechterrolle der Eltern	-	-	-	-0.008	-0.011	-0.007	-0.003	0.002
Kontrolle der Eltern	-	-	-	0.034***	0.018	0.010	0.018*	0.017*
Wissen Bildungssystem (Eltern)	-	-	-	0.005	0.005	0.004	0.011	0.016
Ideal. Aspiration: Abitur (Eltern)	-	-	-	0.338***	0.286***	0.223***	0.203***	0.213***
Kosten durch Abitur mittel (Eltern)	-	-	-	-0.013	-0.026	-0.022	-0.028	-0.022
Kosten durch Abitur hoch (Eltern)	-	-	-	-0.004	-0.028	-0.027	-0.011	-0.009
Metakognition (Kind)	-	-	-	-	0.035**	0.026*	0.020	0.020
Lesekompetenz (Kind)	-	-	-	-	0.047***	0.047***	0.045***	0.045***
Mathekompetenz (Kind)	-	-	-	-	0.078***	0.056***	0.046***	0.048***
Nicht-Kognitive Kompetenz (Kind)	-	-	-	-	0.055***	0.045***	0.038***	0.041***
Ideal. Aspiration: Abitur (Kind)	-	-	-	-	-	0.211***	0.187***	0.196***
Big Five: Extraversion	-	-	-	-	-	-	-0.020*	-0.018*
Big Five: Gewissenhaftigkeit	-	-	-	-	-	-	0.021**	0.023**
Big Five: Neurotizismus	-	-	-	-	-	-	-0.018*	-0.017*
Big Five: Offenheit/Intellekt	-	-	-	-	-	-	0.053***	0.054***
Big Five: Verträglichkeit	-	-	-	-	-	-	-0.016	-0.019*
Ganztagsschule	-	-	-	-	-	-	-	0.059**
Einzugsgebiet: Großstadt (Schule)	-	-	-	-	-	-	-	-0.027
Wettbewerbsintensität (Schule)	-	-	-	-	-	-	-	0.040
Anzahl der Schüler (Schule)	-	-	-	-	-	-	-	-0.020*

Koeffizient

Demografisch + Bildung der Eltern + Berufl. Status der Eltern + Verhalten der Eltern + Kompetenzen der Eltern + Aspiration des Kindes + Persönlichkeit des Kindes + Schulinformation

Quelle: NEPS Startkohorte 2, eigene Berechnungen. Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Für stetige Variablen werden standardisierte durchschnittliche partielle Effekte angegeben. Migrationshintergrund (MGH) umfasst Eltern mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft und Eltern, die bei Zuwanderung jünger als 15 Jahre waren. Standardfehler sind cluster-robust auf Schulklassenebene.

Erläuterung: ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau

Für Jungen wird der Einfluss des ISEI-Wertes des Vaters mit der Zunahme von Kontrollvariablen immer geringer und insignifikant. Der Einfluss des beruflichen Status der Mutter ist im Modell ohne weitere Determinanten zwar signifikant, sinkt jedoch durch das Einfügen weiterer Variablen. Das könnte darauf hindeuten, dass der ISEI-Wert der Mutter, wie die Bildung, über andere Kanäle, wie das Verhalten der Eltern, wirkt (IAW 2015; Boll und Hoffmann 2015). Ein um eine Standardabweichung höheres Äquivalenzeinkommen steigert, gegeben der berufliche Status und die Bildung der Eltern, die Wahrscheinlichkeit, dass das Kind ein Gymnasium besucht, um rund 10 Prozentpunkte. Für Jungen scheint dieser Effekt größer als für Mädchen zu sein. Die positive Assoziation zwischen dem Besuch einer höheren Schulart und des Haushaltseinkommens wird von der aktuellen Literatur bestätigt (Erikson, Jackson, Goldthorpe und Yaish 2007; Kirk, Lewis, Nilsen und Colvin 2011). Jedoch verblasst dieser Effekt ebenfalls mit dem Einfügen weiterer Eigenschaften. Welchen Einfluss die Bildung, der Beruf und das Einkommen der Eltern auf die Schulwahl hat und wie diese die Eigenschaften des Kindes beeinflussen, wird in Kapitel 5 noch eingehender analysiert.

Die Beobachtung, dass der Einfluss des Elternhintergrunds schwindet, wenn weitere Variablen in das Modell aufgenommen werden, legt nahe, dass der Effekt der Bildung und des beruflichen Status der Eltern, sowie des Haushaltseinkommens auf die Schulwahl hauptsächlich durch das Verhalten der Eltern sowie durch die Kompetenzen und die Persönlichkeit des Kindes wirkt (IAW 2015). Die zuletzt genannten Variablen werden in den darauffolgenden Modellen in die Schätzung miteinbezogen.

In der vierten Spalte der Tabelle 4.1 werden Determinanten berücksichtigt, die das Verhalten der Eltern beschreiben. Diese können sehr bedeutend für die Bildungsentscheidung der Kinder sein (Davis-Kean 2005; Chevalier und Lanot 2002). Ob das Kind in einem Haushalt mit nur einem Elternteil lebt, hat keinen Einfluss auf die Schulwahl. Ob ein Kind wenige oder viele Geschwister hat, scheint vor allem für Jungen relevant zu sein. Hat das Kind Eltern, die feste Hausaufgabenzeiten vorgeben, täglich mit dem Kind lesen oder Regeln für den Umgang mit dem Computer aufstellen, so ist die Wahrscheinlichkeit für einen Übergang auf das Gymnasium größer. Genauer gesagt ist die Wahrscheinlichkeit um rund 2 Prozentpunkte höher, wenn der Faktor, der aus einer Reihe von solchen Fragen durch eine Hauptkomponentenanalyse generiert wurde, um eine Standardabweichung wächst („Kontrolle der Eltern“). Das kann vor allem für Mädchen beobachtet werden, für Jungen nicht.

Auffällig groß ist der positive Einfluss der idealistischen Bildungsaspiration der Eltern für das Kind. Finden die Eltern, dass das Kind das Abitur machen sollte, ist es um rund 34 Prozentpunkte wahrscheinlicher, das Gymnasium als Sekundarbildungsform zu wählen. Der Koeffizient wird durch das Einfügen weiterer Variablen, wie beispielsweise Kompetenzen, zwar geringer, ist aber im vollen Modell mit einem positiven Einfluss von rund 21 Prozentpunkten sehr groß (vgl. Müller et al. 2015). Der Einfluss der Aspiration der Eltern stellt für Jungen einen etwas größeren Einflussfaktor dar als für Mädchen. Die Stärke des Einflusses legt es allerdings nahe, dass die Aspiration möglicherweise mit Einflüssen, die nicht im Modell enthalten sind, korreliert ist.

Ob die Kosten, die zur Erreichung des Abiturs erfordert werden, für die Eltern tragbar sind, spielt überraschenderweise in der gesamten Population und insbesondere für Mädchen keine nennenswerte Rolle. Für Jungen ist der Einfluss jedoch nicht zu vernachlässigen. So fällt die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen, um rund 6 Prozentpunkte geringer aus, wenn die Eltern die Kosten für das Abitur nach eigener Aussage nicht tragen können.

Im nächsten Regressionsmodell werden die Kompetenzen des Kindes hinzugefügt. Dabei sollen mathematische Kompetenzen „die Fähigkeit einer Person, die Rolle zu erkennen und zu verstehen, die Mathematik in der Welt spielt, fundierte mathematische Urteile abzugeben und Mathematik in einer Weise zu verwenden, die den Anforderungen des Lebens dieser Person als konstruktivem, engagiertem und reflektiertem Bürger entspricht“ beschreiben (OECD 2003). Die Lesekompetenzen sollen ab-

bilden, wie gut die Schüler und Schülerinnen mit Texten in verschiedenen charakteristischen Alltagssituationen umgehen können. Das Schulverhalten soll abbilden, wie sich das Kind in der Schule verhält und welche Einstellung es zur Schule hat. Dieses Maß wird durch eine Hauptkomponentenanalyse generiert. Grundlage sind Informationen darüber, ob sich das Kind im Unterricht störend verhält, ob es Freude am Lernen hat und in welchem Maß es sich in der Schule anstrengt. Wie zu erwarten, sind die Kompetenzmaße sehr bedeutsam für die Wahl des Gymnasiums als Schulart. Sind zum Beispiel die Mathematikkompetenzen im vollen Modell um eine Standardabweichung höher, so ist die Wahrscheinlichkeit für den Besuch eines Gymnasiums um rund 5 Prozentpunkte größer. Die Metakognition ist genauer gesagt ein Maß für die Intelligenz des Kindes, welchem in der Analyse für Jungen eine überraschend geringe Bedeutsamkeit zuzuschreiben ist. Für Mädchen spielt sie jedoch, wie auch die Lesekompetenzen, eine erwartete große Rolle. Bei Jungen scheinen für den Schulübergang vor allem Mathematikkompetenzen wichtig zu sein, andere Kompetenzen jedoch eher weniger (siehe auch Schnepf 2002).

Wie die Bildungsaspiration der Eltern für ihr Kind ist auch der Einfluss der Aspiration des Kindes selbst auf die Schulwahl sehr groß, wie aus der nächsten Spalte zu ersehen ist. Im finalen Modell hat die Kindesaspiration einen Einfluss von rund 20 Prozentpunkten auf die Wahl des Gymnasiums. Das bedeutet, dass die Bildungsaspiration des Kindes zusätzlich zu der Bildungsaspiration der Eltern einen erheblichen zusätzlichen Einfluss auf die Schulwahl hat.

In der vorletzten Spalte werden die sogenannten „Big Five“ als Maße für die Persönlichkeitsmerkmale der Schüler und Schülerinnen hinzugenommen (Rammstedt und John 2007). Ist das Kind offen und intelligent bzw. gewissenhaft, so ist die Wahrscheinlichkeit bei einer Erhöhung des Faktors um eine Standardabweichung um rund 5 bzw. 2 Prozentpunkte größer. Ist das Kind durch einen extrovertierten oder neurotischen Charakter gekennzeichnet, ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Gymnasium in der 5. Klasse begonnen wird, um jeweils 2 Prozentpunkte geringer.

Zuletzt werden Eigenschaften der Grundschule in das Modell eingefügt. Weder das Einzugsgebiet noch die Stärke des Wettbewerbs zu anderen Schulen oder die Anzahl an Kooperationen mit umliegenden Vereinen sind, gegeben alle anderen Faktoren, von entscheidender Bedeutung für die Schulwahl. Ist die Grundschule jedoch eine Ganztagschule, so ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Schüler oder die Schülerin das Gymnasium besucht, um 5 Prozentpunkte größer, unabhängig von Kontrollvariablen wie Elternhintergrund und Kompetenzen. Dieser Effekt spielt vor allem für Jungen eine Rolle. Er kann zum Beispiel auf eine steigende Motivation der Schüler und Schülerinnen, die möglicherweise nicht hinreichend durch die im Modell eingefügten Determinanten gemessen wird, zurückgeführt werden (Fischer, Radisch und Stecher 2009). Auch möglich wäre, dass, häufiger Schüler und Schülerinnen höheren sozialen Hintergrunds eine Ganztagschule besuchen und die Ganztagschule auf diese Weise in den unabhängigen Variablen sonst nicht abgebildete Teile des Elternhintergrunds auf die Schulwahl abfängt. Dabei muss betont werden, dass das Konzept Ganztagschule in Deutschland sehr unterschiedliche Angebote umfassen kann. Zuletzt übt die Größe der Grundschule einen signifikanten Einfluss aus: Erhöht sich die Anzahl der Schüler um eine Standardabweichung, so ist die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen, um 2 Prozentpunkte geringer.

4.1.4 Zusammenfassung

Die Ergebnisse dieses Abschnitts sind mit Vorsicht zu interpretieren, da Schüler und Schülerinnen, die noch keine Schulwahl getroffen haben, aus der Analyse ausgeschlossen werden. Die multivariaten Ergebnisse bestätigen jedoch die in der Literatur bekannten Ergebnisse. Der soziale Hintergrund der Kinder ist, wie zu erwarten, positiv mit der Schulwahl assoziiert. Der Einfluss wird jedoch durch das Einfügen von Kontrollvariablen wie dem Verhalten der Eltern, Kompetenzen und Persönlichkeit des Kindes immer geringer und teilweise sogar insignifikant. Das zeigt, dass die Bildung, der berufliche

Status und das Haushaltseinkommen die Schulwahl vor allem durch das Verhalten und die Einstellung der Eltern sowie durch die Persönlichkeit und die Kompetenzen des Kindes beeinflussen. Als besonders wichtiger Kanal für den Einfluss der Bildung der Eltern auf die Schulwahl gelten deren Aspirationen für ihr Kind. Ferner wird gezeigt, dass auch die eigenen Aspirationen der Kinder eine wichtige Determinante für die Wahl für oder gegen ein Gymnasium darstellen, selbst wenn der soziale Status der Eltern, die Aspiration der Eltern in Bezug auf ihr Kind und die Persönlichkeit und die Kompetenzen des Kindes berücksichtigt werden. Die Einstellung der Kinder zur weiterführenden Schule ist daher wesentlich. Unterschiede in Hinblick auf Geschlecht und Migrationshintergrund können nicht gefunden werden.

Bezüglich der Relevanz der Determinanten ist neben der statistischen Signifikanz auch die Größenordnung der Assoziation relevant. So haben die Eltern einen sehr großen Einfluss auf die Schulwahl der Kinder. Dieser Einfluss scheint aber weniger direkt, sondern eher indirekt zu sein und wirkt neben Kompetenzen hauptsächlich durch Aspirationen der Eltern für ihre Kinder auf die Schulwahl. Eine weitere Determinante mit hohem Einfluss ist die Bildungsaspiration der Kinder selbst. Der Einfluss des sozialen Hintergrunds der Eltern auf die Schulwahl wird in Kapitel 5 noch einmal vertieft analysiert. Dort wird der Einfluss der Eltern nach Boudon (1974) in einen primären und einen sekundären Effekt aufgeteilt (Combet 2013).

4.2 Bildungsübergänge von der weiterführenden Schule in die Ausbildung

Die nächste wichtige Weiche für das weitere Leben stellt der Übergang von der Sekundarbildung zur anschließenden Ausbildung dar. Besonders interessant ist hier die Analyse, welche Faktoren einen direkten Übergang und welche einen Übergang mit Umwegen, beispielsweise über ein Soziales Jahr oder eine Berufsvorbereitung, von der Schule in eine Ausbildung oder ein Studium determinieren. Da das deutsche Bildungssystem die Möglichkeit bietet, einen Bildungsabschluss über unterschiedliche Wege zu erlangen (beispielsweise der Anschluss der Hochschulreife an die Mittlere Reife), ist die Betrachtung solcher indirekten Wege zu einem Bildungsabschluss, der so genannten „Second-Chance-Optionen“, wichtig.

Die folgenden Analysen beschreiben den Bildungsweg der Schüler und Schülerinnen in Abhängigkeit ihrer Eigenschaften und anderer Faktoren. Zum einen werden die Sequenzen der Stationen auf dem Bildungsweg betrachtet. Zum anderen wird untersucht, wo sich die Schüler und Schülerinnen zu ausgewählten Zeitpunkten befinden. Gehen die Jugendlichen beispielsweise zwei Jahre nach der 9. Klasse noch auf die Schule oder befinden sie sich in einer Ausbildung oder in einem Studium? Oder haben sie bereits eine Beschäftigung aufgenommen?

Häufig sind junge Erwachsene während dieses Übergangs zum selben Zeitpunkt in mehreren Zuständen zu beobachten. So übt ein wesentlicher Teil von ihnen parallel zur Schule oder zum Studium einen Nebenjob auf 450 Euro-Basis aus. In solchen Fällen werden die Nebentätigkeiten ignoriert und nur die Haupttätigkeiten analysiert. Zusätzlich werden Tätigkeiten ignoriert, die nur über einen kurzen Zeitraum von wenigen Wochen oder Monaten ausgeübt wurden.

4.2.1 Datengrundlage (NEPS Startkohorte 4)

Wie in Kapitel 4.1 basiert die folgende Untersuchung auf den Datenerhebungen des Nationalen Bildungspanels, nun jedoch auf denen von Startkohorte 4. Darin wurden Schüler und Schülerinnen, die im Schuljahr 2010/2011 die 9. Klasse besucht haben, befragt und über die Jahre weiterverfolgt. Die vorliegende Analyse bezieht sich auf die Daten, die bis 2016 (Welle 10) erhoben wurden, sodass die Jugendlichen bis sechs Jahre nach der 9. Klasse beobachtet werden. Gleichmaßen wie in der Start-

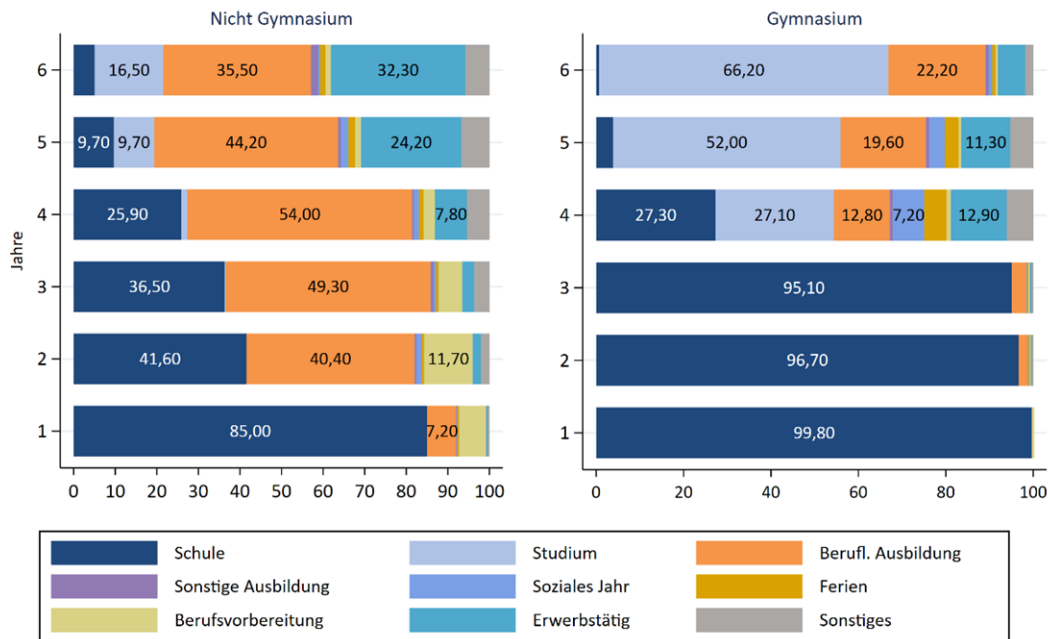
kohorte 2 wurden nicht nur die Schüler und Schülerinnen befragt, sondern auch deren Kontextpersonen. Dies bedeutet, dass zusätzlich zu den Ergebnissen aus der Schüler- und Schülerinnenbefragung auch die Elternbefragung miteinbezogen wird. Auf diese Weise kann auch für die Startkohorte 4 auf eine große Anzahl an Determinanten des Übergangs zurückgegriffen werden.

4.2.2 Deskriptive Ergebnisse

Im weiteren Verlauf werden die deskriptiven Ergebnisse für die verschiedenen Zustände der Jugendlichen vom ersten bis zum sechsten Jahr nach der 9. Klasse erläutert. Als Zustände werden der Besuch einer allgemeinbildenden Schule, ein Studium oder eine berufliche, schulische oder sonstige Ausbildung, der Besuch einer berufsvorbereitenden Maßnahme und eine Erwerbstätigkeit betrachtet. Zudem werden Tätigkeiten wie etwa ein Soziales Jahr oder längere Reisen einbezogen. Da Schüler, die in der 9. Klasse eine Schule mit Abiturabschluss besuchen (Gymnasium oder Gesamtschule im gymnasialen Zweig), andere Wahlmöglichkeiten haben als Schüler und Schülerinnen, die in der 9. Klasse auf dem Weg zu einem Haupt- bzw. Realschulabschluss sind, wird die Analyse getrennt nach diesen zwei Gruppen durchgeführt.

In Abbildung 4.3 wird der Bildungsweg der Jugendlichen nach der zuvor beschriebenen Definition von Zuständen dargestellt. Ein Jahr nach der 9. Klasse besuchen noch rund 85 % der Schüler und Schülerinnen der Real- oder Hauptschule eine Schule. Die meisten der Schüler und Schülerinnen verfolgen demnach mindestens die mittlere Reife. Zwei Jahre nach der 9. Klasse nimmt der Anteil derer, die die Schule besuchen, stark ab und der Anteil der Jugendlichen, die einer beruflichen Ausbildung nachgehen, nimmt mit 40 % stark zu. Dieser Anteil wächst über die folgenden Jahre weiter an, bis er fünf bzw. sechs Jahre nach der 9. Klasse wieder abnimmt. Eine Teilnahme an einer Berufsvorbereitung stellt mit ca. 7 % im ersten, 12 % im zweiten und 5 % im dritten Jahr den Zustand dar, der am dritthäufigsten gewählt wird. Ab dem vierten Jahr nach der 9. Klasse nehmen nur noch sehr wenige Jugendliche an einer Berufsvorbereitung teil. Demnach nehmen vor allem diejenigen, die die Schule früh verlassen, die Option einer Berufsvorbereitung wahr. Der Anteil der erwerbstätigen Personen steigt, wie zu erwarten, mit jedem weiteren Jahr an, bis sechs Jahre nach der 9. Klasse rund 32 % einer Beschäftigung nachgehen. Einem Studium nachzugehen, ist für Schüler und Schülerinnen der Haupt- oder Realschule wegen fehlender Hochschulzulassungsberechtigung in den ersten vier Jahren nach der 9. Klasse eine praktisch nicht realisierte Bildungsform. Im fünften Jahr befinden sich, erstmals deutlich erkennbar, rund 10 % der Jugendlichen dieser Schularten in einem Studium. Die Anzahl der Studierenden wächst schließlich im sechsten Jahr auf fast 17 %; ein Studium ist damit in diesem Jahr der dritthäufigste Zustand. Die Kategorie Sonstige nimmt mit den Jahren zu. Sie enthält Datenlücken, Elternzeit und auch Arbeitslosigkeit. Insgesamt befindet sich nur ein geringer Teil der Jugendlichen in den ersten sechs Jahren nach der 9. Klasse in Arbeitslosigkeit oder einem anderen dieser „sonstigen“ Zustände.

Abbildung 4.3 Bildungswahl nach Art der Bildungseinrichtung bzw. Tätigkeit nach der 9. Klasse



Quelle: NEPS Startkohorte 4, eigene Berechnungen.

Wie bereits vermutet unterscheidet sich der Übergang von der Sekundarschule in den nachfolgenden Zustand stark danach, ob ein Gymnasium oder eine der beiden bereits erläuterten Schularten des Haupt- oder Realschultyps besucht wird. So verbleiben ein Jahr nach der 9. Klasse noch fast alle Gymnasiasten und Gymnasiastinnen auf der Schule. Vier Jahre nach der 9. Klasse, das heißt nach dem planmäßigen Erhalt des Abiturs auf einem achtjährigen Gymnasium (G8), fällt der Anteil derer, die die Schule besuchen, auf ca. 29 %. Daneben studieren rund 27 % und 13 % befinden sich in einer beruflichen Ausbildung. Die restlichen 32 % absolvieren entweder ein Soziales Jahr, gehen einer Beschäftigung nach oder es trifft nichts von alledem auf sie zu. Ein Jahr später schließen planmäßig die Schüler und Schülerinnen eines G9-Gymnasiums die Sekundarschule ab, sodass 5 Jahre nach der 9. Klasse nur noch ein kleiner Teil der Jugendlichen eine Schule besucht. Diese Gruppe umfasst Personen, die eine Klasse wiederholen, und solche, die das Gymnasium mit der mittleren Reife vorerst verlassen haben und das Abitur nun nachholen. Der Anteil derer, die studieren, steigt im fünften Jahr nach der 9. Klasse auf 52 % an. Ein Jahr später sind bereits 66 % der Abiturienten und Abiturientinnen an einer Hochschule eingeschrieben. Nach der Hochschulreife, im vierten oder fünften Jahr nach der 9. Klasse, ist ein Überbrückungsjahr also durchaus beliebt, während Schulabgänger und Schulabgängerinnen der Real- und Hauptschule dieses weniger stark nachfragen.

Im Anhang in den Abbildungen A.4.6 bis A.4.10 werden die Analysen nach ausgewählten Eigenschaften der Schüler und Schülerinnen getrennt veranschaulicht. So besuchen Jugendliche aus Westdeutschland, die auf eine Real- oder Hauptschule gehen, länger die Schule und verlassen diese dementsprechend mit einem höheren Abschluss. Sie beginnen in Verbindung damit erst später eine berufliche Ausbildung als die Vergleichsgruppe in Ostdeutschland. Jugendliche aus Westdeutschland, die ein Gymnasium besucht haben, beginnen über die Jahre seltener eine berufliche Ausbildung, jedoch häufiger ein Studium als Jugendliche aus Ostdeutschland.

Wird der Bildungsweg von Frauen mit dem von Männern verglichen, erkennt man, dass junge Frauen, die kein Gymnasium besucht haben, in den ersten vier Jahren nach der 9. Klasse eher eine Schule besuchen als junge Männer mit derselben schulischen Ausbildung. Dadurch beginnen Frauen häufiger erst später eine berufliche Ausbildung als Männer. Letztere nehmen folglich im Durchschnitt früher eine Erwerbstätigkeit auf. Frauen, die von einem Gymnasium abgehen, entscheiden sich in größerer Zahl für ein Brückenjahr, während Männer bis fünf Jahre nach der 9. Klasse in einem vergleichsweise größeren Anteil ein Studium oder eine berufliche Ausbildung absolvieren.

Betrachtet man den Bildungsweg nach Migrationshintergrund, stellt man fest, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund, die kein Gymnasium besucht haben, durchschnittlich länger die Schule besuchen und seltener eine berufliche Ausbildung aufnehmen. Im Zeitraum von vier bis fünf Jahren nach der 9. Klasse sind diese häufiger erwerbstätig. Besuchen Jugendliche mit Migrationshintergrund in der 9. Klasse das Gymnasium, gehen sie seltener nach der 10. Klasse von der Schule ab und besuchen über die ersten fünf Jahre nach der 9. Klasse die Schule im Durchschnitt länger als Gymnasiasten und Gymnasiastinnen ohne Migrationshintergrund. Die Daten zeigen, dass dies nicht auf Klassenwiederholungen zurückzuführen ist. Daneben nehmen sie seltener eine berufliche Ausbildung oder ein Studium auf als Gymnasiasten und Gymnasiastinnen ohne Migrationshintergrund. Dabei ist zu beachten, dass die Anzahl der Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die in der 9. Klasse ein Gymnasium besucht haben, in den Daten sehr gering ist.

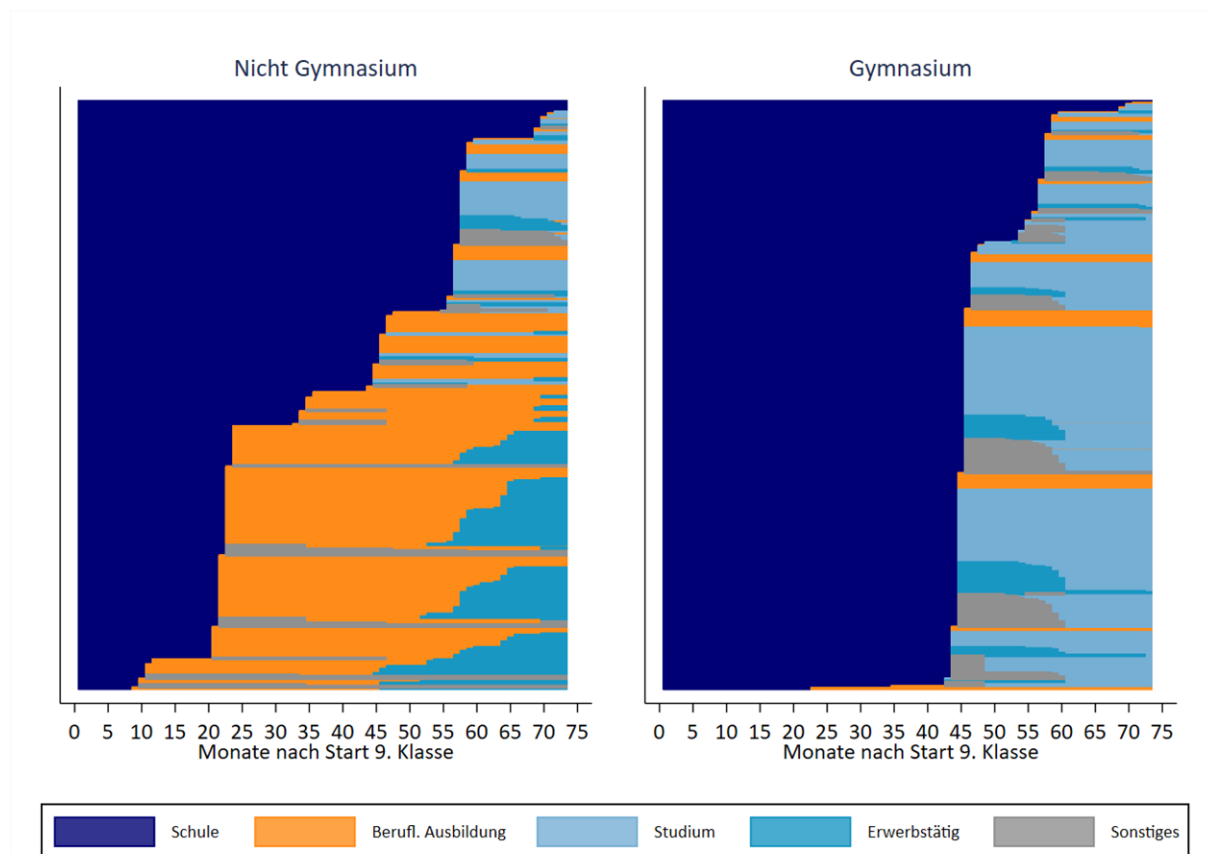
Analysiert man die Bildungsverläufe danach, ob die Eltern ein Hochschulstudium absolviert haben oder nicht bzw. ob der Schüler oder die Schülerin, verglichen mit den anderen Jugendlichen des gleichen Schultyps, über- oder unterdurchschnittliche Lesekompetenzen hat, erkennt man ein ähnliches Muster. Jugendliche, deren Eltern eine Hochschulausbildung haben oder deren Kompetenzen hoch sind, verlassen die Schule mit einem höheren Abschluss, nehmen seltener eine berufliche Ausbildung und häufiger ein Studium auf.

4.2.3 Sequenzanalyse

Um die multivariaten Ergebnisse im nachfolgenden Kapitel besser einordnen zu können, werden an dieser Stelle Sequenzen dargestellt, die die Jugendlichen ab Beginn der 9. Klasse durchlaufen. Um ein aussagekräftiges Bild zu erhalten, liegt dabei der Fokus auf den 100 häufigsten Sequenzen. Das Ergebnis wird in Abbildung 4.4 dargestellt. Auf der horizontalen Achse wird die Anzahl der Monate seit dem Start der 9. Klasse abgetragen.

Für Jugendliche, die in der 9. Klasse kein Gymnasium besuchen, geht der Anteil derer, die die Schule besuchen, graduell zurück. Sehr wenige dieser Jugendlichen haben die Schule schon ein Jahr nach der 9. Klasse beendet. Ein Teil absolviert anschließend eine berufsvorbereitende Maßnahme, ein anderer Teil beginnt eine berufliche bzw. schulische Ausbildung. Der Großteil der Jugendlichen besucht die Schule noch länger und verlässt diese vermutlich mit der mittleren Reife. Die meisten davon beginnen anschließend eine berufliche oder schulische Ausbildung. Ungefähr vier Jahre nach der 9. Klasse nehmen die ersten Jugendlichen, die keine Hochschulzulassung haben, nach abgeschlossener beruflicher bzw. schulischer Ausbildung eine Erwerbstätigkeit auf. Die meisten Schüler und Schülerinnen, die die Schule erst rund fünf Jahre nach der 9. Klasse verlassen, erlangen die Hochschulreife. Rund die Hälfte davon beginnt direkt im Anschluss ein Studium, ein weiterer großer Teil dieser jungen Erwachsenen beginnt eine schulische bzw. berufliche Ausbildung.

Abbildung 4.4 Sequenzdarstellung der häufigsten Tätigkeiten nach der 9. Klasse



Quelle: NEPS Startkohorte 4, eigene Berechnungen.

Die meisten Jugendlichen, die in der 9. Klasse auf einer Schule mit dem Ziel einer Hochschulzulassung sind, gehen bis einschließlich der 12. Klasse zur Schule. Ein kleinerer Teil besucht das Gymnasium bis zur 13. Klasse. Nur sehr wenige der Jugendlichen brechen das Gymnasium nach der 10. Klasse ab und beginnen eine schulische bzw. berufliche Ausbildung. Die meisten derjenigen, die mit der 12. (bzw. 13. Klasse) die Schule abschließen, nehmen im Anschluss ein Studium auf. Ein kleinerer Teil dieser Jugendlichen beginnt dagegen eine berufliche bzw. schulische Ausbildung. Nicht zu vernachlässigen ist der Anteil derer, die nach der Schule ein Soziales Jahr machen, eine kurzfristige Beschäftigung oder gar eine Beschäftigung über mehr als sechs Monate aufnehmen oder auf die nichts von alledem zutrifft. Im Anschluss an ein solches Überbrückungsjahr beginnen die Jugendlichen meist ein Studium.

In den Abbildungen A.4.11 bis A.4.19 werden die Sequenzanalysen nach Merkmalen der Jugendlichen getrennt dargestellt. Daraus ist zu ersehen, dass Frauen, Jugendliche mit Migrationshintergrund, Jugendliche aus Westdeutschland, Jugendliche der Haupt- und Realschule, deren Eltern studiert haben und Jugendliche der Haupt- und Realschule mit überdurchschnittlichen Kompetenzen länger die Schule besuchen als ihre jeweilige Vergleichsgruppe. Frauen, Jugendliche, deren Eltern keinen Migrationshintergrund haben, Jugendliche, deren Eltern studiert haben und Jugendliche mit überdurchschnittlichen Kompetenzen nehmen häufiger ein Studium auf. Betrachtet man Jugendliche, die in der 9. Klasse die Haupt- oder Realschule besucht haben, erkennt man, dass solche mit Migrationshintergrund oder Jugendliche, deren Eltern ein Studium abgeschlossen haben, früher in ein langfristiges Beschäftigungsverhältnis übergehen, als solche Jugendliche, die keinen Migrationshintergrund haben bzw. Jugendliche, deren Eltern nicht studiert haben. Ostdeutsche Jugendliche und Jugendliche mit

Migrationshintergrund, die in der 9. Klasse kein Gymnasium besucht haben, nehmen häufiger an berufsvorbereitenden Maßnahmen teil als westdeutsche bzw. Jugendliche ohne Migrationshintergrund. Das betrifft vor allem diejenigen Jugendlichen, die die Schule früh verlassen.

Auch zwischen Jugendlichen, die in der 9. Klasse ein Gymnasium besucht haben, ergeben sich Unterschiede im Bildungsverlauf. Frauen nehmen seltener eine berufliche bzw. schulische Ausbildung auf und legen häufiger ein Brückenjahr ein. Jugendliche mit Migrationshintergrund und Ostdeutsche brechen das Gymnasium auffällig häufiger nach der 10. Klasse ab, machen seltener ein Brückenjahr und nehmen früher eine Beschäftigung auf als Jugendliche ohne Migrationshintergrund bzw. aus Westdeutschland. Verbleiben die Jugendlichen mit Migrationshintergrund jedoch bis zum Abitur auf dem Gymnasium, nehmen sie, verglichen mit Jugendlichen ohne Migrationshintergrund, sehr selten eine berufliche bzw. schulische Ausbildung und häufiger ein Studium auf.

4.2.4 Multivariate Analyse

Im Folgenden werden die Einflussfaktoren des Bildungswegs mit Hilfe eines multinominalen Logit-Modells analysiert (zum Modell siehe Anhang zu Kapitel 4). Dadurch werden determinierende Faktoren identifiziert, die mit den unterschiedlichen Zuständen in der Zeit von zwei, vier und sechs Jahren nach der 9. Klasse assoziiert werden können. Um für jeden Bildungsweg über eine ausreichend große Anzahl an Befragten zu verfügen, werden die unterschiedlichen Zustände im Gegensatz zu den deskriptiven Ergebnissen weniger stark differenziert. Es wird zwischen Schule, beruflicher bzw. schulischer Ausbildung, Studium und Erwerbstätigkeit unterschieden. Die restlichen Bildungswege werden in der Kategorie Sonstige zusammengefasst. Hierzu zählen auch Erwerbstätigkeiten, die zwischen zwei unterschiedlichen Zuständen liegen und weniger als 6 Monate andauern.²⁸

Die betrachteten Determinanten stammen aus unterschiedlichen Bereichen: Soziodemografie, Bildung und beruflicher Status der Eltern, Einstellungen der Eltern, Kompetenzen und Persönlichkeit der Jugendlichen (alles gemessen zum Zeitpunkt der 9. Klasse). Die Ergebnisse werden wie im Abschnitt 4.1 durch eine Heatmap dargestellt. Jede Spalte stellt einen der möglichen Zustände, jede Zeile eine Determinante dar. In jeder Zelle wird der durchschnittliche partielle Effekt einer der Determinanten auf eine bestimmte Tätigkeit aufgezeigt. Leere Spalten bedeuten, dass der entsprechende Zustand von zu wenigen Jugendlichen gewählt wurde, als dass aussagekräftige Ergebnisse möglich sind.

Die multivariaten Ergebnisse für Jugendliche, die in der 9. Klasse auf einer Haupt- oder Realschule waren, werden in Tabelle 4.2 dargestellt. Im Anhang in den Tabellen A.4.3 und A.4.4 wird zusätzlich zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen unterschieden. Hervorgehobene Koeffizienten stellen einen signifikanten Einfluss auf einem Signifikanzniveau von 1 % (***) , 5 % (**) oder 10 % (*) dar.

²⁸ Diese Kategorie wird unter den Jugendlichen, die in der 9. Klasse nicht auf dem Weg zur Hochschulreife waren, nach zwei Jahren hauptsächlich von denen in Berufsvorbereitung, nach vier Jahren hauptsächlich von denen in Berufsvorbereitung und in Arbeitslosigkeit und nach sechs Jahren hauptsächlich von denen in Arbeitslosigkeit bestimmt. Für Jugendliche, die in der 9. Klasse auf dem Gymnasium waren, ist die Gruppe Sonstige nach zwei Jahren mit nur 42 Personen sehr klein. Nach vier Jahren besteht sie hauptsächlich aus denjenigen, die sich in einer Art Ferien oder in einem Sozialen Jahr befinden oder aus Personen, die eine kurzfristige Beschäftigung aufgenommen haben. Nach sechs Jahren beobachtet man in dieser Kategorie neben den genannten Personengruppen zusätzlich einige arbeitslos gemeldete Personen, wobei die mit einer kurzfristigen Beschäftigung nun zu einem geringeren Anteil vertreten sind.

Tabelle 4.2 Tätigkeiten von Jugendlichen der Haupt- und Realschule nach zwei, vier und sechs Jahren nach der 9. Klasse

	2 Jahre nach 9. Klasse					4 Jahre nach 9. Klasse					6 Jahre nach 9. Klasse					Koeffizient
	Schule	Beruf, Ausbildung	Studium	Beschäftigt	Sonstiges	Schule	Beruf, Ausbildung	Studium	Beschäftigt	Sonstiges	Schule	Beruf, Ausbildung	Studium	Beschäftigt	Sonstiges	
Weiblich	0,073***	-0,075***	-	0,004	-0,003	0,055**	-0,115***	-0,004	0,020	0,045***	-0,036***	0,044	0,051***	-0,050*	-0,009	
Ostdeutschland	-0,090**	0,117***	-	-0,006	-0,021	0,018	0,073	-0,010	-0,042	-0,039	-0,024	-0,031	0,013	0,091***	-0,049*	
Migrationshintergrund	0,004	-0,006	-	0,002	-0,000	0,065	-0,124***	-0,008	0,026	0,041	0,025	-0,063	0,020	-0,019	0,037	
Bildung der Eltern: Hochschulreife	0,061**	-0,027	-	0,004	-0,038*	0,043	-0,012	0,001	-0,013	-0,019	0,004	-0,003	-0,004	0,030	-0,028	
Bildung der Eltern: Studium	0,132***	-0,098**	-	0,011	-0,045*	0,136***	-0,101**	0,015	0,003	-0,052**	0,033*	-0,021	0,025	-0,064	0,027	
ISEI des Vaters	0,013	-0,030**	-	0,001	0,016*	0,016	-0,015	-0,001	-0,014*	0,014	0,000	0,015	0,017	-0,027**	-0,006	
ISEI der Mutter	0,035***	-0,006	-	-0,008**	-0,022**	0,013	-0,016	0,000	0,009	-0,007	0,010	-0,009	0,018*	-0,020	0,001	
Anzahl der Geschwister	-0,021	0,009	-	0,002	0,009	-0,015	-0,003	-0,001	0,004	0,014	0,013*	-0,035*	-0,008	0,017	0,014	
Alleinerziehend	0,099***	-0,114***	-	0,006	0,009	0,084***	-0,103***	0,005	0,001	0,012	-0,040**	0,014	-0,002	0,003	0,025	
Aspiration der Eltern: Studium	0,229***	-0,218***	-	-0,002	-0,008	0,177***	-0,216***	0,007	-0,006	0,039**	-0,010	-0,007	0,137***	-0,106***	-0,014	
Beruf. Aspiration des Kindes (ISEI)	0,073***	-0,066***	-	0,003	-0,010	0,060***	-0,055***	0,006	-0,002	-0,008	0,008	-0,002	0,026***	-0,043***	0,012*	
Big 5: Offen	0,002	-0,008	-	-0,002	0,008	0,011	-0,024**	0,003	0,002	0,008	0,013**	-0,010	0,010	-0,007	-0,006	
Big 5: Neurotisch	0,031***	-0,039***	-	0,001	0,007	0,007	-0,015	0,003	-0,001	0,005	-0,004	0,014	0,010	-0,026**	0,005	
Big 5: Gewissenhaft	0,012	0,006	-	-0,002	-0,016**	0,015	0,019	-0,006	-0,004	-0,024***	-0,006	-0,003	0,007	0,005	-0,003	
Big Five: Verträglichkeit	0,000	0,004	-	-0,000	-0,003	-0,005	-0,003	-0,001	0,012*	-0,002	0,002	0,005	-0,012	-0,004	0,009	
Big 5: Extraversion	-0,002	0,007	-	0,001	-0,006	-0,002	0,006	-0,006*	0,009*	-0,006	0,018***	-0,004	-0,008	-0,006	-0,000	
Problemverhalten	-0,019	0,007	-	-0,000	0,012*	-0,008	-0,001	-0,005	0,005	0,008	0,013**	0,011	-0,017*	-0,012	0,006	
Prosozial	-0,004	0,008	-	-0,002	-0,002	-0,006	-0,000	0,002	-0,006	0,011	-0,007	0,019	-0,005	0,001	-0,008	
Metakognition	0,038**	-0,032**	-	-0,004	-0,002	0,064***	-0,030**	-0,005	-0,016***	-0,013	-0,013**	0,020	0,039***	-0,036**	-0,010	
Lesekompetenz	0,037**	-0,027*	-	0,005	-0,015	0,045***	-0,044***	0,006	-0,005	-0,001	0,017**	-0,008	0,027**	-0,050***	0,015*	
Mathekompetenz	0,032**	-0,004	-	-0,004***	-0,024***	0,055***	-0,038***	-0,001	-0,004**	-0,012***	0,000	-0,058***	0,077***	-0,007	-0,012***	

Quelle: NEPS Startkohorte 4, eigene Berechnungen.

Erläuterung: Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Für stetige Variablen werden standardisierte durchschnittliche partielle Effekte angegeben. Migrationshintergrund umfasst Eltern mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft oder Eltern, die im Ausland geboren wurden. Standardfehler sind cluster-robust auf Schulklassenebene. ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1%-, 5%- bzw. 10%-Niveau

Die oben abgebildeten deskriptiven Ergebnisse weisen bereits auf die große Bedeutung von soziodemographischen Eigenschaften beim Übergang von der Sekundarstufe in die Ausbildung hin. Dies gilt auch für die hier dargestellten multivariaten Ergebnisse. So ist es für Frauen (im Vergleich zu Männern) um 7 Prozentpunkte wahrscheinlicher, zwei Jahre nach der 9. Klasse eine Schule zu besuchen. Dahingegen ist deren Wahrscheinlichkeit, zu diesem Zeitpunkt in einer beruflichen oder schulischen Ausbildung zu sein, um rund 8 Prozentpunkte geringer. Vier Jahre später befinden sich Frauen mit einer noch niedrigeren Wahrscheinlichkeit in einer beruflichen oder schulischen Ausbildung. Allerdings ist es dann wahrscheinlicher, sie in einer Schule oder in einem der „sonstigen“ Zustände anzutreffen. Sechs Jahre nach der 9. Klasse ist die Wahrscheinlichkeit, eine Schule zu besuchen, für Frauen im Vergleich zu Männern um rund 4 Prozentpunkte geringer. Eine Erwerbstätigkeit ist um 5 Prozentpunkte weniger wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit eines Studiums fällt dagegen um 5 Prozentpunkte höher aus. Dies deutet darauf hin, dass Frauen mit einer größeren Wahrscheinlichkeit die Schule mit einem höheren Abschluss verlassen und im Anschluss ein Studium beginnen (IAW 2015). Dieses Ergebnis wird durch die oben beschriebenen Sequenzanalysen unterstützt.

Deutliche Unterschiede zeigen sich zwischen West- und Ostdeutschland, auch wenn sonstige Merkmale berücksichtigt werden. Verglichen mit Jugendlichen aus Westdeutschland ist für Jugendliche aus Ostdeutschland die Wahrscheinlichkeit zwei Jahre nach der 9. Klasse die Schule zu besuchen, um 9 Prozentpunkte geringer. Eine berufliche Ausbildung ist hingegen um 12 Prozentpunkte wahrscheinlicher. Sechs Jahre nach der 9. Klasse sind Ostdeutsche, gegeben Elternhintergrund, Persönlichkeit und Kompetenzen, mit einer höheren Wahrscheinlichkeit in einer Beschäftigung und gehen mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit einer sonstigen Tätigkeit nach.

Für Jugendliche mit Migrationshintergrund ist die Wahrscheinlichkeit, vier Jahre nach der 9. Klasse in einer beruflichen Ausbildung zu sein, um 12 Prozentpunkte geringer. Dieser Effekt scheint hauptsächlich von Männern getrieben zu sein, da unter den Frauen kein signifikanter Unterschied beobachtet werden kann. Verglichen mit Jugendlichen, deren Eltern keinen Schulabschluss oder einen Schulabschluss der Sekundarstufe I oder II erreicht haben, besuchen Jugendliche, deren Eltern die Hochschulreife erreicht haben bzw. studiert haben, zwei Jahre nach der 9. Klasse mit einer um 6 bzw. 13 Prozentpunkte höheren Wahrscheinlichkeit eine Schule. Die Wahrscheinlichkeit einer Berufsvorbereitung oder eines „sonstigen“ Zustands ist für beide zuvor genannten Gruppen um 4 Prozentpunkte weniger wahrscheinlich.

Haben die Eltern studiert, ist es zudem weniger wahrscheinlich, dass ihre Kinder zwei bzw. vier Jahre nach der 9. Klasse eine berufliche Ausbildung absolvieren. Haben die Eltern einen höheren Bildungsabschluss, fällt demnach die Wahrscheinlichkeit höher aus, dass auch deren Kind die Schule mit einem höheren Schulabschluss verlässt.

Ist der berufliche Status des Vaters gemäß ISEI-Klassifikation um eine Standardabweichung höher, so ist es für das Kind um 3 Prozentpunkte unwahrscheinlicher, zwei Jahre nach der 9. Klasse eine berufliche Ausbildung zu absolvieren. In den anschließenden Jahren ist bei steigendem ISEI-Wert die Wahrscheinlichkeit, einer Beschäftigung nachzugehen, geringer. Fällt der berufliche Status der Mutter um eine Standardabweichung höher aus, ist die Wahrscheinlichkeit, zwei Jahre nach der 9. Klasse eine Schule zu besuchen, sogar um 4 Prozentpunkte größer. Die Wahrscheinlichkeit, einer Beschäftigung oder sonstigen Tätigkeit nachzugehen, ist hingegen geringer. Sechs Jahre nach der 9. Klasse erhöht der berufliche Status der Mutter die Wahrscheinlichkeit eines Studiums. Diese Erkenntnisse deuten darauf hin, dass sowohl die Bildung der Eltern als auch der berufliche Status der Eltern den Bildungsweg des Kindes signifikant beeinflussen. Jugendliche, deren Eltern einen hohen beruflichen Status innehaben, streben einen höheren Schulabschluss sowie einen höheren beruflichen Abschluss, also ein Studium, an (Riphahn und Schieferdecker 2012).

Ist die elterliche Aspiration für ihr Kind durch den Wunsch nach einem Studienabschluss gekennzeichnet, ist es erheblich wahrscheinlicher, dass dieses zwei, sowie vier Jahre nach der 9. Klasse einen höheren Schulabschluss und sechs Jahre später eher ein Studium verfolgt. Die Wahrscheinlichkeit, eine Schule zu besuchen, ist in diesem Fall zwei Jahre nach der 9. Klasse um 23 Prozentpunkte höher, die Wahrscheinlichkeit in einer beruflichen oder schulischen Ausbildung zu sein, ist signifikant um rund 22 Prozentpunkte geringer. Sechs Jahre nach der 9. Klasse, ist es um 14 Prozentpunkte wahrscheinlicher, ein Studium aufzunehmen. Bezüglich der beruflichen Aspiration des Jugendlichen sind ähnliche Effekte zu beobachten. Diese starken Effekte der Bildungsaspirationen entsprechen den Ergebnissen des Abschnitts 4.1.

Auch die Persönlichkeit des Jugendlichen ist für den Bildungsübergang entscheidend. So finden Solga und Kohlrausch (2012) für Schulabgänger und Schulabgängerinnen der Hauptschule einen signifikanten Einfluss der Persönlichkeit auf die Chance, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Dass die Persönlichkeit eine große Rolle spielt, wird auch in der vorliegenden Analyse ersichtlich. So ist es für gewissenhafte Jugendliche unwahrscheinlicher, zwei Jahre nach der 9. Klasse an einer Berufsvorbereitung teilzunehmen, und für sich problematisch verhaltende Jugendliche ist es sechs Jahre nach der 9. Klasse unwahrscheinlicher, dass sie ein Studium aufnehmen. Wenig überraschend wählen Jugendliche mit höheren Kompetenzen Bildungswege mit höheren Abschlüssen. So gehen sie länger zur Schule und studieren mit einer höheren Wahrscheinlichkeit. Sind die Jugendlichen in der 9. Klasse auf dem Weg zur Hochschulreife, unterscheidet sich der Verlauf des Übergangs stark, da sie andere Wahlmöglichkeiten haben. Die Ergebnisse werden in Tabelle 4.3 dargestellt sowie nach Geschlecht getrennt in den Abbildungen A.4.5 und A.4.6 im Anhang angezeigt.

Frauen gehen, unter sonst gleichen Umständen, zwei Jahre nach der 9. Klasse mit einer höheren Wahrscheinlichkeit noch zur Schule, sind aber mit einer signifikant geringeren Wahrscheinlichkeit als Männer in einer beruflichen oder schulischen Ausbildung. Vier Jahre nach der 9. Klasse ist es für eine Frau weiterhin unwahrscheinlicher, in einer beruflichen Ausbildung zu sein, jedoch ist dann die Wahrscheinlichkeit höher, entweder einer längerfristigen Beschäftigung von mehr als sechs Monaten nachzugehen oder in einem „sonstigen“ Zustand zu sein. Daraus ist zu folgern, dass Frauen nach dem Abitur durchschnittlich später eine Ausbildung beginnen, da sie im Vergleich zu Männern mit einer größeren Wahrscheinlichkeit ein Überbrückungsjahr machen, indem sie reisen, eine kurzzeitige Beschäftigung aufnehmen oder ein soziales Jahr absolvieren. Diese Tendenz kann beispielsweise auf mangelnde konkrete Berufswünsche von Frauen zurückgeführt werden (Schuhen und Schuerkmann 2015).

Für Jugendliche aus Ostdeutschland ist die Wahrscheinlichkeit, zwei bzw. vier Jahre nach der 9. Klasse einer beruflichen oder schulischen Ausbildung nachzugehen, um 1 bzw. 7 Prozentpunkte höher als für Jugendliche aus Westdeutschland. Dagegen ist die Wahrscheinlichkeit, vier Jahre nach der 9. Klasse eine Schule zu besuchen, für Jugendliche aus Ostdeutschland um 11 Prozentpunkte niedriger. Entsprechend ist sechs Jahre nach der 9. Klasse die Wahrscheinlichkeit, ein Studium aufzunehmen, für Ostdeutsche geringer als für Westdeutsche. Wie auch die deskriptive Evidenz zeigt, gehen die Jugendlichen aus Ostdeutschland also mit einer höheren Wahrscheinlichkeit mit dem Abschluss der Mittleren Reife von der Schule ab und gehen schneller in eine berufliche Ausbildung über als Jugendliche aus Westdeutschland. Für ostdeutsche Jugendliche ist es, zumindest in den ersten sechs Jahren nach der 9. Klasse, unwahrscheinlicher, ein Studium zu beginnen.

Tabelle 4.3 Tätigkeiten von Jugendlichen des Gymnasiums nach zwei, vier und sechs Jahren nach der 9. Klasse

	2 Jahre nach 9. Klasse					4 Jahre nach 9. Klasse					6 Jahre nach 9. Klasse					Koeffizient
	Schule	Beruf. Ausbildung	Studium	Beschäftigt	Sonstiges	Schule	Beruf. Ausbildung	Studium	Beschäftigt	Sonstiges	Schule	Beruf. Ausbildung	Studium	Beschäftigt	Sonstiges	
Weiblich	0,017**	-0,013**	-	-	-0,002	-0,022	-0,059***	-0,020	0,041**	0,059***	0,002	-0,021	0,028	0,001	-0,009	
Ostdeutschland	0,017	0,013***	-	-	-0,009	-0,112***	0,074***	0,031	0,028	-0,021	-0,004	0,037	-0,060**	0,011	0,016	
Migrationshintergrund	0,135***	0,007	-	-	-0,122***	0,064	-0,050	-0,038	0,045	-0,021	-0,085***	-0,071	0,130**	0,027	-0,002	
Bildung der Eltern: Hochschulreife	0,031**	-0,015*	-	-	0,001	-0,005	-0,038***	-0,061**	0,071***	0,033	0,006	-0,038*	0,025	0,002	0,005	
Bildung der Eltern: Studium	0,006	-0,007	-	-	-0,003	-0,024	-0,053***	0,017	0,040*	0,021	0,005	-0,059**	0,072***	-0,008	-0,011	
ISEI des Vaters	0,009**	-0,006**	-	-	-0,001	-0,008	-0,029***	0,005	0,012	0,021*	-0,003	-0,042***	0,042***	0,000	0,003	
ISEI der Mutter	-0,003	0,002	-	-	0,003	0,010	-0,010	-0,014	-0,010	0,023**	-0,002	-0,011	0,012	-0,003	0,005	
Anzahl der Geschwister	-0,001	-0,001	-	-	0,002	-0,003	-0,004	-0,012	0,008	0,010	0,002	-0,013	-0,020*	0,020***	0,012*	
Alleinerziehend	0,002	0,010	-	-	0,007	-0,004	0,035*	-0,044	-0,002	0,014	-0,082***	0,040	0,050	0,010	-0,018	
Aspiration der Eltern: Studium	0,024***	-0,020***	-	-	-0,001	0,003	-0,062***	0,078**	-0,024	0,004	-0,005	-0,085***	0,110***	-0,022**	0,002	
Beruf. Aspiration des Kindes (ISEI)	0,003	-0,002	-	-	-0,000	-0,015	-0,027***	0,029***	-0,009	0,021**	0,003	-0,027***	0,033***	-0,009	-0,000	
Big 5: Offen	-0,000	0,002	-	-	0,000	-0,012	0,008	-0,005	-0,005	0,015	-0,001	-0,003	-0,003	0,005	0,004	
Big 5: Neurotisch	-0,001	-0,002	-	-	0,003	-0,005	0,007	-0,004	0,011	-0,008	-0,004*	0,010	0,001	-0,006	-0,001	
Big 5: Gewissenhaft	0,002	0,004	-	-	-0,004**	-0,009	-0,007	0,026**	-0,009	-0,001	-0,001	-0,014	0,033***	-0,007	-0,011**	
Big Five: Verträglichkeit	-0,005	0,001	-	-	0,004	0,002	0,003	-0,018	0,005	0,008	-0,000	0,013	-0,012	0,000	-0,001	
Big 5: Extraversion	-0,004	0,004	-	-	-0,001	0,011	0,010	-0,031***	0,014*	-0,005	0,003	-0,004	-0,002	0,003	0,000	
Problemverhalten	-0,001	-0,000	-	-	0,000	0,022*	-0,004	0,002	-0,010	-0,011	0,003*	0,017*	-0,017	-0,004	0,001	
Prosozial	0,001	0,001	-	-	-0,002	-0,000	0,005	-0,008	0,001	0,002	-0,000	-0,006	0,002	-0,005	0,009*	
Metakognition	0,001	-0,002	-	-	0,000	-0,024	-0,014	-0,005	0,010	0,032*	-0,001	-0,020	0,037**	-0,002	-0,014*	
Lesekompetenz	0,018***	-0,008*	-	-	-0,008**	-0,022*	-0,024***	0,048***	0,005	-0,006	0,002	-0,024**	0,048***	-0,025***	-0,002	
Mathekompetenz	0,006*	-0,002	-	-	-0,003	-0,072***	-0,019***	0,062***	0,007	0,022***	-0,005***	-0,059***	0,080***	-0,009	-0,008	

Quelle: NEPS Startkohorte 4, eigene Berechnungen.

Erläuterung: Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Für stetige Variablen werden standardisierte durchschnittliche partielle Effekte angegeben. Migrationshintergrund umfasst Eltern mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft oder Eltern, die im Ausland geboren wurden. Standardfehler sind cluster-robust auf Schulklassenebene.

***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau

Haben die Jugendlichen einen Migrationshintergrund, so ist die Wahrscheinlichkeit, zwei Jahre nach der 9. Klasse noch eine Schule zu besuchen, um 14 Prozentpunkte erhöht. Entsprechend ist es sechs Jahre nach der 9. Klasse wahrscheinlicher, dass diese Personen studieren. Jugendliche mit Migrationshintergrund, die in der 9. Klasse ein Gymnasium besucht haben, verfolgen demnach eher einen akademischen Bildungsweg als andere (Flake, Malin und Risius 2017).

Verglichen mit Jugendlichen, deren Eltern entweder keinen oder nur einen Abschluss der Sekundarstufe I oder II erreicht haben, ist die Wahrscheinlichkeit für den Beginn einer beruflichen bzw. schulischen Ausbildung von Jugendlichen, deren Eltern mindestens die Hochschulreife erreicht oder sogar studiert haben, geringer. Zugleich studieren diese Jugendlichen sechs Jahre nach der 9. Klasse mit einer um 7 Prozentpunkte erhöhten Wahrscheinlichkeit. Das deutet darauf hin, dass auch für Schüler und Schülerinnen, die bereits ein Gymnasium besucht haben, die Bildung der Eltern eine große Rolle spielt (IAW 2015). So gehen Schüler und Schülerinnen, deren Eltern einen höheren Bildungsabschluss haben, einem höheren Bildungsweg nach. Wie Tabelle A.4.6 zeigt, gilt dies vor allem für Frauen. Für Männer (Tabelle A.4.5) sind die Effekte geringer und nicht statistisch signifikant.

Neben der Bildung der Eltern ist auch der berufliche Status der Eltern für den Bildungsweg nach der 9. Klasse von großer Relevanz. Weist der Vater einen um eine Standardabweichung höheren ISEI-Wert (vgl. Kapitel 2) auf, ist die Wahrscheinlichkeit, zwei Jahre nach der 9. Klasse eine Schule zu besuchen, um einen Prozentpunkt größer. Die Wahrscheinlichkeit, eine berufliche Ausbildung zu absolvieren, ist um rund einen Prozentpunkt geringer. Vier Jahre nach der 9. Klasse ist es um 3 Prozentpunkte weniger wahrscheinlich, eine berufliche Ausbildung zu absolvieren und um rund 2 Prozentpunkte weniger wahrscheinlich, in einem „sonstigen“ Status zu sein. Sechs Jahre nach der 9. Klasse ist die Wahrscheinlichkeit, in einer beruflichen Ausbildung zu sein, um rund 4 Prozentpunkte kleiner, die Wahrscheinlichkeit zu studieren jedoch um 4 Prozentpunkte höher. Wird der ISEI-Wert der Mutter um eine Standardabweichung größer, so ist die Wahrscheinlichkeit, vier Jahre nach der 9. Klasse einer sonstigen Tätigkeit nachzugehen, um 2 Prozentpunkte geringer. Haben die Eltern einen höheren beruflichen Status, ist es also wahrscheinlicher, dass das Kind ein Studium aufnimmt, jedoch auch, dass sich das Kind für ein Brückenjahr entscheidet. Wie Tabelle A.4.5 zeigt, findet sich ein Einfluss des beruflichen Status der Eltern hauptsächlich bei jungen Männern und weniger bei jungen Frauen.

Bei einer höheren Anzahl von Geschwistern ist ein Studium sechs Jahre nach der 9. Klasse um rund 2 Prozentpunkte weniger wahrscheinlich. Entsprechend ist es eher wahrscheinlich, beschäftigt zu sein oder in einem „sonstigen“ Status zu sein. Diese Effekte sind hauptsächlich für Frauen zu beobachten. Unter den Männern ist die Wahrscheinlichkeit höher, vier Jahre nach der 9. Klasse eine Schule zu besuchen, während sie in Bezug auf eine berufliche Ausbildung geringer ist.

Auch die Bildungsaspirationen spielen eine Rolle für den weiteren Bildungsweg. Streben die Eltern einen Studienabschluss für ihr Kind an, verfolgt dieses mit einer größeren Wahrscheinlichkeit einen höheren Schulabschluss und befindet sich sechs Jahre nach der 9. Klasse eher in einem Studium. Gleichzeitig ist es über alle betrachteten Zeitpunkte signifikant weniger wahrscheinlich, eine berufliche oder schulische Ausbildung zu absolvieren. Haben die Jugendlichen selbst eine hohe Aspiration, findet man den gleichen Effekt: die Wahrscheinlichkeit, ein Studium aufzunehmen, fällt höher, die Wahrscheinlichkeit eine berufliche bzw. schulische Ausbildung zu absolvieren, fällt geringer aus (Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissensforschung [DZHW] 2014).

Betrachtet man den Einfluss der Persönlichkeit auf den Verlauf nach der 9. Klasse, ist die Wahrscheinlichkeit, ein Studium zu beginnen, nach vier und sechs Jahren höher, wenn die Person sich

durch eine starke Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet. Bei Jugendlichen mit Problemverhalten ist die Wahrscheinlichkeit, vier oder sechs Jahre nach der 9. Klasse noch auf der Schule zu sein, signifikant größer. Das ist vermutlich teilweise dem Umstand geschuldet, dass eine Klasse wiederholt wurde. Zudem ist es wahrscheinlicher, sechs Jahre nach der 9. Klasse eine berufliche bzw. schulische Ausbildung zu absolvieren.

Kompetenzen haben den zu erwartenden Effekt: Bei stärkeren Kompetenzen ist auch die Wahrscheinlichkeit höher, zwei Jahre nach der 9. Klasse weiterhin eine Schule zu besuchen. Dahingegen ist die Wahrscheinlichkeit, eine Ausbildung zu absolvieren, zu jedem Messzeitpunkt geringer. Vier sowie sechs Jahre nach der 9. Klasse ist es unwahrscheinlicher, dass die Jugendlichen mit höheren Kompetenzen noch die Schule besuchen. Die Wahrscheinlichkeit zu studieren ist hingegen vier und sechs Jahre nach der 9. Klasse deutlich größer. Vier Jahre nach der 9. Klasse ist es für Jugendliche mit höheren Kompetenzen wahrscheinlicher, einer sonstigen Tätigkeit nachzugehen, also ein soziales Jahr zu absolvieren, Urlaub zu machen oder einer kurzfristigen Beschäftigung nachzugehen. Wie Abbildung A.4.6 zeigt, beeinflussen Kompetenzen, davon vor allem die Metakognition und die Lesekompetenzen, den Bildungsweg von Frauen stärker als den von Männern.

4.2.5 Zusammenfassung

Zusammenfassend bestätigt dieser Abschnitt die Ergebnisse der aktuellen Forschungsliteratur. Die Analyse zeigt, dass Jugendliche, deren Eltern eine höhere Bildung und einen höheren beruflichen Status haben, nach einem Haupt- oder Realschulabschluss eher einen höheren Schulabschluss sowie eher einen höheren beruflichen Abschluss anstreben. Diese Effekte sind trotz vieler Kontrollvariablen für Persönlichkeit und Kompetenzen der Jugendlichen sowie Aspirationen der Eltern und Jugendlichen signifikant. Das zeigt, dass „zweite Chancen“ nicht primär von Individuen genutzt werden, die durch weniger günstige elterliche Voraussetzungen von höheren Bildungsgängen abgehalten wurden. Vielmehr nehmen Schulabgängerinnen und -abgänger mit einem günstigeren soziodemografischen Hintergrund die „zweite Chance wahr, um sich der sozialen Position ihrer Eltern anzunähern (Buchholz und Schier 2015; Biewen und Tapalaga 2017). Zusätzlich zeigt die Analyse, dass weibliche Jugendliche sowie Jugendliche aus Westdeutschland häufiger nach dem Haupt- oder Realschulabschluss einen höheren schulischen und beruflichen Abschluss anstreben als Männer bzw. Jugendliche aus Ostdeutschland.

Auch für Jugendliche, die in der 9. Klasse ein Gymnasium besuchen, scheinen die Eltern eine maßgebliche Rolle für den weiteren Verlauf des Bildungsweges zu spielen, obwohl, wie in Abschnitt 4.1 gezeigt, schon der Besuch eines Gymnasiums stark von den Eltern abhängt. Vor allem Jugendliche, deren Eltern einen höheren Bildungs- oder Berufsstatus haben, streben nicht nur häufiger einen höheren Schulabschluss an, indem sie seltener nach der 10. Klasse das Gymnasium verlassen, sondern beginnen auch seltener eine berufliche bzw. schulische Ausbildung und dafür häufiger ein Studium. Ein weiteres Ergebnis ist, dass Jugendliche, die in der 9. Klasse ein Gymnasium besuchen, nach dem Schulabschluss häufig ein Brückenjahr einlegen. Das trifft vor allem auf Jugendliche mit günstigerem sozialen Hintergrund, Jugendliche mit höheren Aspirationen und Jugendliche mit stärkeren Kompetenzen zu, also die Jugendlichen, die später mit höherer Wahrscheinlichkeit ein Studium aufnehmen. Das deutet darauf hin, dass Jugendliche mit weniger günstigem sozialem Hintergrund schneller ein Studium aufnehmen als andere. Zusätzlich zeigt die Analyse Unterschiede zwischen Männer und Frauen. Junge Männer nehmen früher ein Studium auf als Frauen, während die jungen Frauen häufiger ein Brückenjahr einlegen. Zudem scheint es, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund, die das Gymnasium besuchen, besonders motiviert sind, einen höheren tertiären Abschluss zu erreichen. Die Größe des Koeffizienten

ist relativ groß, muss aber wegen geringer Fallzahlen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die in der 9. Klasse ein Gymnasium besucht haben, mit Vorsicht interpretiert werden. So ist der Verlauf des Übergangs von der Schule in die Ausbildung vor allem mit dem Geschlecht und dem Elternhintergrund assoziiert. Erwartungsgemäß spielen Mathematik- und Lesekompetenzen eine große Rolle für den Bildungsverlauf.

4.3 Bildungsübergänge von der Ausbildung in das Erwerbsleben

Zuletzt soll der Übergang von der Ausbildung in das Erwerbsleben analysiert werden. Es wird betrachtet, welche Faktoren diesen Übergang determinieren. Dabei steht zum einen der Zusammenhang zwischen sozio-demografischen Charakteristika und dem Übergang in eine Erwerbstätigkeit oder eine weitere Bildungsstation im Fokus. Zum anderen wird auch die Beschäftigungsqualität untersucht, da so zwischen einem gesicherten und weniger gesicherten Einstieg in die Erwerbstätigkeit unterschieden werden kann. So wird beispielsweise untersucht, wovon es abhängt, dass manche Menschen schneller in eine unbefristete Vollzeitbeschäftigung übergehen als andere, oder auch welche Faktoren Personen eher zu einer Weiterbildungsmaßnahme veranlassen. Hierbei stehen vor allem die Personen im Fokus, die nach 1965 geboren wurden. Die Analyse folgt demselben Aufbau wie die vorhergehenden Abschnitte. Zuerst werden bivariate Ergebnisse und anschließend multivariate Ergebnisse diskutiert. Auch hier kann es vorkommen, dass mehrere Zustände gleichzeitig eingenommen werden. Wieder wird ausschließlich der Hauptzustand betrachtet und beispielsweise geringfügige Erwerbstätigkeiten neben einer Ausbildung vernachlässigt.

4.3.1 Datengrundlage (NEPS Startkohorte 6)

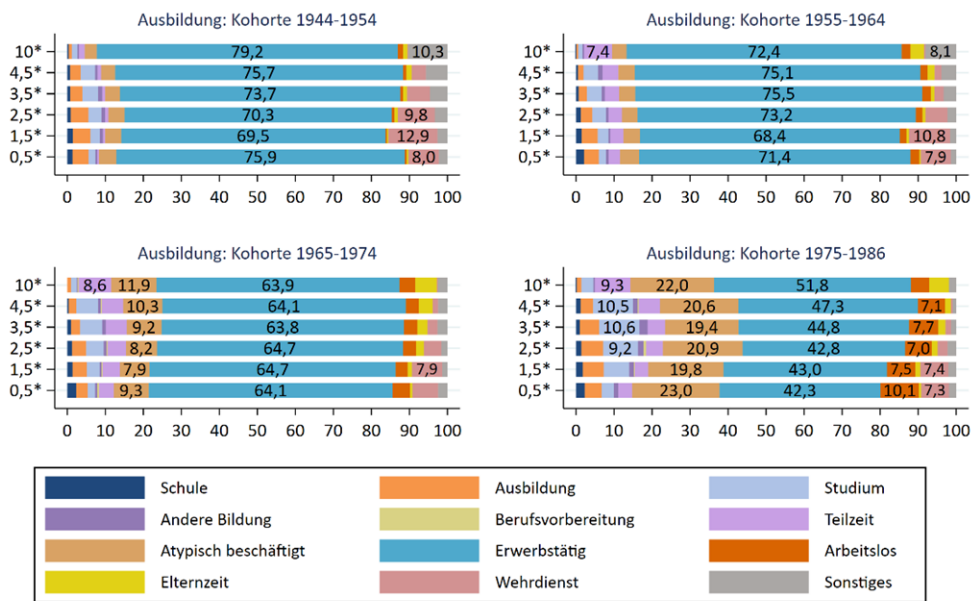
Die Datenbasis der Analyse bildet die Erwachsenenbefragung des Nationalen Bildungspanels (Startkohorte 6). Diese Panelbefragung, die seit 2006/2007 jährlich stattfindet, umfasst Personen, die zwischen 1944 und 1986 geboren wurden. Jedoch wird bei den Auswertungen besonderes Augenmerk auf jüngere Kohorten gelegt, weshalb Personen, die nach 1965 geboren wurden, analysiert werden. Die Daten wurden, im Gegensatz zu den Befragungen der Startkohorte 2 und Startkohorte 4, retrospektiv erhoben. Das hat zur Folge, dass kein Persönlichkeits- sowie Kompetenzmaß zum Zeitpunkt des Übergangs verfügbar ist.

4.3.2 Deskriptive Ergebnisse

Es folgen deskriptive Ergebnisse zum Übergang ins Arbeitsleben, wobei wiederum zwischen verschiedenen soziodemografischen Eigenschaften unterschieden wird. Hierbei wird, ähnlich wie in den vorhergehenden Abschnitten, der Zustand betrachtet, den die Person zu einem ausgewählten Zeitpunkt innehat. Die Darstellung beginnt bei einem halben Jahr nach der Ausbildung und zeigt die Anteile in Jahresschritten bis 4,5 Jahre sowie die nach 10 Jahren.

Abbildung 4.5 illustriert den Bildungs- bzw. Berufsweg der jungen Erwachsenen, die eine berufliche Ausbildung absolviert haben, getrennt nach Kohorten. In allen vier Kohorten macht die Normalbeschäftigung (also eine unbefristete Vollzeittätigkeit) den größten Anteil aus. Dieser Anteil wird aber von der ersten bis zur vierten Kohorte immer geringer. Der Anteil der Personen in einem atypischen Beschäftigungsverhältnis nimmt hingegen kontinuierlich zu (Sozio-oekonomisches Panel [SOEP] 2013). Dies spiegelt den langfristigen Bedeutungsgewinn geringfügiger oder befristeter Beschäftigungsverhältnissen hin. Die Anteile derer, die atypisch beschäftigt sind, bleiben über die Jahre nach der Beendigung der Ausbildung konstant. Über die Kohorten nimmt zusätzlich der Anteil der Arbeitslosen zu. Dieser sinkt mit zunehmender Zeit im Berufsleben.

Abbildung 4.5 Bildungs- und Berufsweg mit einer Ausbildung nach Kohorten



Quelle: NEPS Startkohorte 6, eigene Berechnungen. * Unterschied zwischen den jeweiligen Teilgruppen statistisch signifikant zum 5 %-Niveau.

In Abbildung A.4.20 wird der Übergang in den Beruf von Studierenden über die Kohorten dargestellt. Hier können über die Kohorten die gleichen Tendenzen beobachtet werden: Der Anteil derer, die eine atypische Beschäftigung haben oder arbeitslos sind, nimmt zu. Auffällig ist hier, dass sowohl der Anteil der atypisch Beschäftigten, als auch der Anteil der Arbeitslosen über die Jahre im Beruf abnehmen (IAW 2015).

In Abbildung A.4.21 bis A.4.23 werden deskriptive Analysen nach Geschlecht, Migrationshintergrund und Ost-West dokumentiert. Diese sollen hier nicht weiter diskutiert werden, da sie ähnliche Schlussfolgerungen zulassen wie die multivariaten Analysen, die im nächsten Abschnitt dargestellt werden.

4.3.3 Multivariate Analysen

Ähnlich wie für den Übergang zwischen Sekundarstufe und Ausbildung wird der Übergang zwischen Ausbildung und Beruf mit Hilfe von multinominalen Logit-Modellen analysiert. Da die Daten retrospektiv erhoben wurden, stehen zum Zeitpunkt des Übergangs von der Ausbildung in den Beruf nur eine kleine Anzahl von Determinanten zur Verfügung. Beispielsweise können keine Maße für Kompetenzen, Persönlichkeit oder Verhalten der Eltern beobachtet werden.

Im folgenden Abschnitt werden die Zustände auf die beschränkt, die am häufigsten vorkommen. Die Analyse legt hier den Fokus zum einen auf die Frage, welche Personen eine weitere Ausbildung aufnehmen. Zum anderen soll analysiert werden, welche Rolle der sozio-demografische Hintergrund auf die Qualität der Beschäftigung hat. So wird zwischen einer Normalbeschäftigung im Sinne einer unbefristeten Vollzeitbeschäftigung, einer Beschäftigung in Teilzeit, einer atypischen Beschäftigung, Arbeitslosigkeit, einer weiteren Ausbildung und einer sonstigen Aktivität unterschieden. Die multinominalen Logit-Modelle werden 6, 18 sowie 30 Monate nach Ab-

schluss der ersten Ausbildung betrachtet. Hierbei werden, wie schon in den deskriptiven Analysen, Übergänge von einer beruflichen oder schulischen Ausbildung in den Beruf und Übergänge von einem Studium in den Beruf getrennt behandelt.

In Tabelle 4.4 wird der Verlauf von einer schulischen bzw. beruflichen Ausbildung in den Beruf dargestellt. Tabelle A.4.7 und A.4.8 zeigen die Analysen getrennt nach Männern und Frauen.

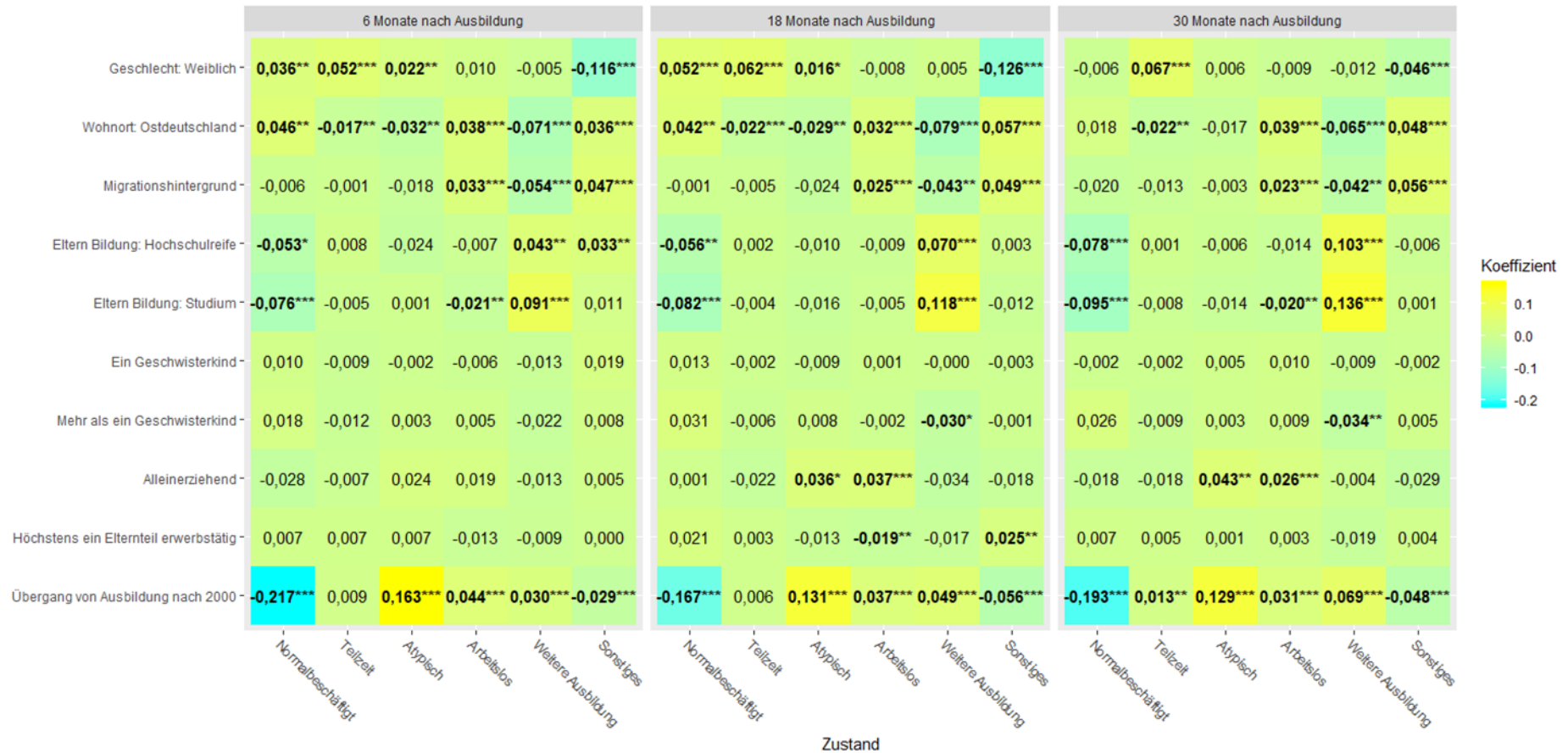
Frauen befinden sich allgemein über die ersten 18 Monate nach der Ausbildung mit einer höheren Wahrscheinlichkeit in einem Beschäftigungsverhältnis – ob normalbeschäftigt, in Teilzeit oder atypisch beschäftigt. Männer hingegen gehen die ersten 30 Monate häufiger einer sonstigen Tätigkeit, darunter auch Wehr- oder Zivildienst, nach. Die Wahrscheinlichkeit hiervon nimmt mit zunehmender Entfernung zur Beendigung der Ausbildung ab. So unterscheidet sich die Wahrscheinlichkeit zwischen Männern und Frauen, normal- oder befristet beschäftigt zu sein, 30 Monate nach dem Abschluss der Ausbildung nicht mehr. Für Frauen ist es jedoch um rund 7 Prozentpunkte wahrscheinlicher, in Teilzeit zu arbeiten.

Für Personen aus Ostdeutschland ist die Wahrscheinlichkeit, zu den ersten zwei Messzeitpunkten (6 und 18 Monate) nach der Ausbildung einer Normalbeschäftigung nachzugehen, um rund 4 Prozentpunkte höher als für Personen in Westdeutschland. Wie in Tabelle A.4.7 zu sehen ist, kann für Männer 18, sowie 30 Monate nach Beendigung der Ausbildung keine signifikante Veränderung mehr gefunden werden, für Frauen ist dies jedoch der Fall.

Die Wahrscheinlichkeit einer Beschäftigung in Teilzeit und einer atypischen Beschäftigung, fällt geringer aus. Wie Tabelle A.4.8 zeigt, trifft eine Beschäftigung in Teilzeit oder eine atypische Beschäftigung vor allem Frauen, die in Ostdeutschland leben, Männer nicht. Trotz der höheren Wahrscheinlichkeit, mit der Personen in Ostdeutschland einer Beschäftigung nachgehen, steigt die Wahrscheinlichkeit für alle Stichtage, in Arbeitslosigkeit zu sein. Dieses Ergebnis gilt vor allem für Männer. Westdeutsche befinden sich zudem mit einer höheren Wahrscheinlichkeit in einer weiteren Ausbildung und in einem „sonstigen“ Erwerbsstatus.

Haben die Befragten einen Migrationshintergrund, so wird die Wahrscheinlichkeit mit allen drei Messzeitpunkten geringer, eine weitere Ausbildung zu absolvieren. Die Wahrscheinlichkeit arbeitslos zu sein und einer sonstigen Tätigkeit nachzugehen, wird hingegen für Personen mit Migrationshintergrund mit allen drei Messzeitpunkten größer. Das muss nicht zwingend bedeuten, dass junge Erwachsene häufiger arbeitslos sind, sondern kann auch daran liegen, dass sie über einen längeren Zeitraum arbeitslos sind (Franz und Fitzenberger 1997; Riphahn und Zibrowius 2013).

Tabelle 4.4 Tätigkeiten 6,18 und 30 Monate nach der beruflichen bzw. schulischen Ausbildung



Quelle: NEPS Startkohorte 6, eigene Berechnungen.

Erläuterung: Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Für stetige Variablen werden standardisierte durchschnittliche partielle Effekte angegeben. Migrationshintergrund umfasst Personen mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft, Personen, die nicht in Deutschland geboren wurden und Personen, deren Eltern nicht in Deutschland geboren wurden. ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau

In Hinblick auf eine weitere Ausbildung spielt die Bildung der Eltern eine große Rolle. So ist die Wahrscheinlichkeit, sechs Monate nach der Ausbildung eine weitere Ausbildung zu beginnen, um rund 9 Prozentpunkte höher, wenn mindestens ein Elternteil studiert hat und um rund 4 Prozentpunkte höher, wenn mindestens ein Elternteil die Hochschulreife hat. Auch 18 sowie 30 Monate nach Abschluss der Ausbildung nimmt die Wahrscheinlichkeit, in einem weiteren Bildungsgang zu sein, zu. Die Wahrscheinlichkeit, einer Normalbeschäftigung nachzugehen, wird hingegen geringer. Hat der oder die Befragte mehr als zwei Geschwister, ist im Durchschnitt die Wahrscheinlichkeit, eine weitere Ausbildung zu absolvieren, im Verlauf der betrachteten Monate geringer – das trifft vor allem auf Frauen zu. Die Anzahl der Geschwister verändert die Wahrscheinlichkeit für Männer, sich nach der ersten beruflichen oder schulischen Ausbildung weiter zu qualifizieren, nicht signifikant. Daraus kann gefolgert werden, dass die Wahrscheinlichkeit, nach der schulischen bzw. beruflichen Ausbildung eine weitere Ausbildung zu absolvieren, vor allem für sozial bevorzugte Gruppen höher ist (Biewen und Tapalaga 2017).

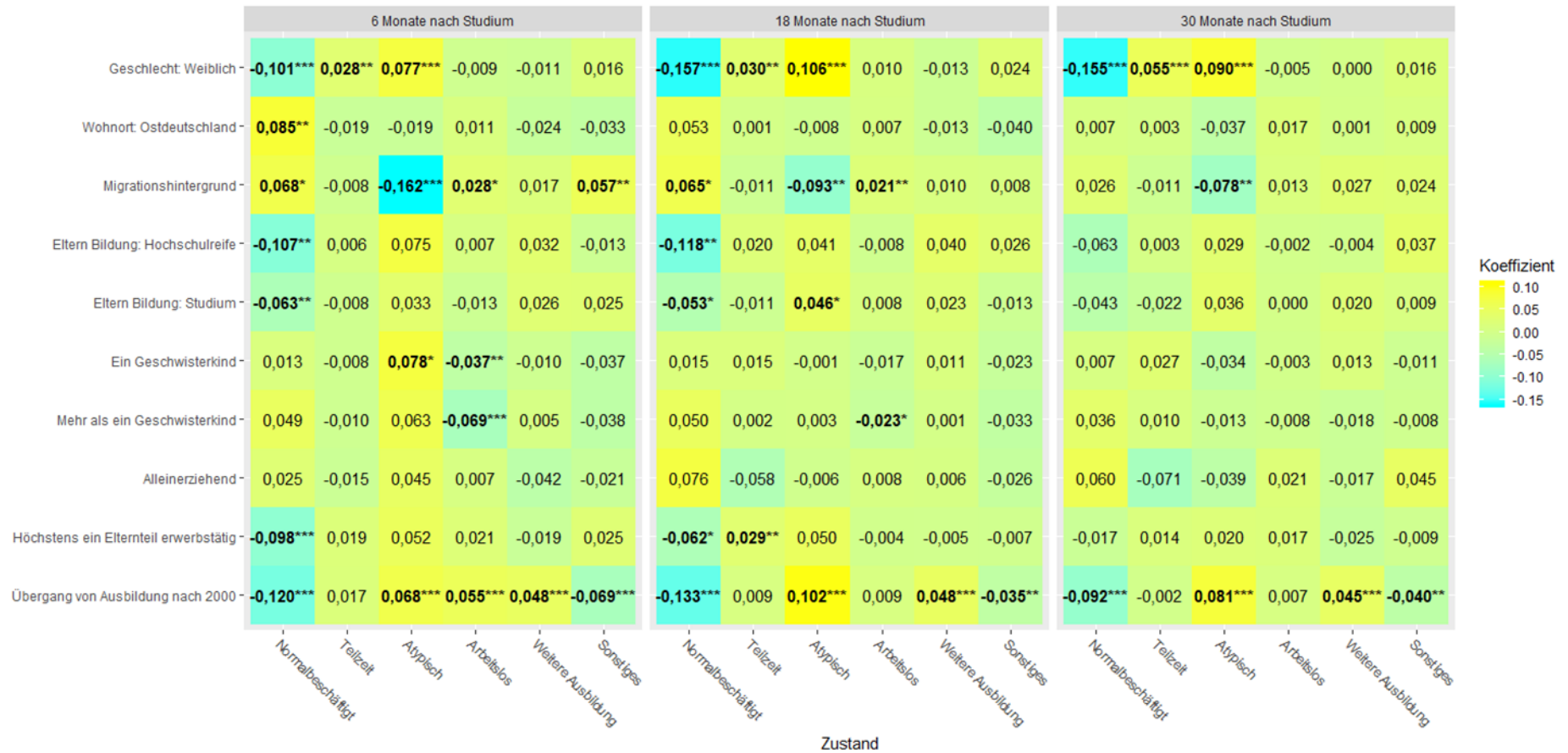
Kommt der oder die Befragte aus einem Haushalt mit nur einem Elternteil, ist die Wahrscheinlichkeit, atypisch beschäftigt oder arbeitslos zu sein, 18 und 30 Monate nach Ende der Ausbildung höher. Hiervon sind allerdings Männer nicht signifikant betroffen.

Findet der Übergang nach dem Jahr 2000 statt, verläuft der Weg von der Ausbildung in den Beruf oft anders als bei einem Übergang vor dem Jahr 2000. So fällt die Wahrscheinlichkeit, in einer atypischen Beschäftigung zu sein, mit der Zeit deutlich höher aus: sechs Monate nach der Ausbildung um 16 Prozentpunkte, 18 Monate nach der Ausbildung um rund 13 Prozentpunkte und 30 Monate der Ausbildung ebenfalls um rund 13 Prozentpunkte. Zusätzlich ist es über die Jahre zunehmend wahrscheinlicher, eine weitere Ausbildung zu beginnen, jedoch erhöht sich auch die Wahrscheinlichkeit, während des Verlaufs arbeitslos zu werden. Ersteres spiegelt die Bildungsexpansion wider, letzteres die gewachsenen Risiken auf dem Arbeitsmarkt.

Für Personen, die ein Studium als erste Ausbildung abgeschlossen haben, werden die Determinanten des Verlaufs in Tabelle 4.5 dargestellt, sowie nach Geschlecht getrennt in Tabelle A.4.9 und A.4.10. Bei Frauen (im Vergleich zu Männern mit ähnlichen Eigenschaften) wird die Wahrscheinlichkeit, sechs, 12 sowie 18 Monate nach der Beendigung des Studiums in einer Normalbeschäftigung zu sein, geringer, die Wahrscheinlichkeit, in Teilzeit beschäftigt zu sein oder einer atypischen Beschäftigung nachzugehen, jedoch höher.

Verglichen mit dem Übergang zwischen einer schulischen bzw. beruflichen Ausbildung in den Beruf fallen die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland nicht allzu groß aus. Bei Personen aus Ostdeutschland mit einem abgeschlossenen Studium sind Unterschiede vor allem für Frauen festzustellen. So ist die Wahrscheinlichkeit, schon 6 Monate nach dem Abschluss in einer Normalbeschäftigung zu sein, für Frauen in Ostdeutschland um rund 8 Prozentpunkte höher. Zudem ist 30 Monate nach Abschluss des Studiums die Wahrscheinlichkeit einer atypischen Beschäftigung um rund 11 Prozentpunkte geringer. Arbeitslosigkeit ist dagegen um 4 Prozentpunkte wahrscheinlicher.

Tabelle 4.5 Tätigkeiten 6, 18 und 30 Monate nach dem Studium



Quelle: NEPS Startkohorte 6, eigene Berechnungen.

Erläuterung: Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Für stetige Variablen werden standardisierte durchschnittliche partielle Effekte angegeben. Migrationshintergrund umfasst Personen mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft, Personen, die nicht in Deutschland geboren wurden und Personen, deren Eltern nicht in Deutschland geboren wurden. ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau

Der Übergang von Befragten mit Migrationshintergrund unterscheidet sich vor allem kurz nach Beendigung des Studiums von dem von Personen ohne Migrationshintergrund. So ist sechs und 18 Monate nach dem Studium die Wahrscheinlichkeit, einer Normalbeschäftigung nachzugehen, um rund 7 Prozentpunkte höher, die Wahrscheinlichkeit atypisch beschäftigt zu sein dagegen geringer. Sechs Monate nach dem Studium ist die Wahrscheinlichkeit um rund 16 Prozentpunkte, 18 Monate nach dem Studium um ungefähr 9 Prozentpunkte und 30 Monate nach dem Studium um 8 Prozentpunkte geringer für eine atypische Beschäftigung. Die Wahrscheinlichkeit, arbeitslos zu sein, ist ein halbes Jahr, sowie 1,5 Jahre nach Ende des Studiums um rund 3 bzw. 2 Prozentpunkte höher.

Personen aus einem Elternhaus, in dem die Eltern einen höheren Bildungsabschluss haben, befinden sich mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit in einer Normalbeschäftigung und mit einer höheren in einer atypischen Beschäftigung. So ist es für Personen, von denen mindestens ein Elternteil ein Studium abgeschlossen hat, um 5 Prozentpunkte wahrscheinlicher, 18 Monate nach dem Studium atypisch beschäftigt zu sein. Dahingegen ist der Status der befristeten Beschäftigung 30 Monate nach dem Studium nicht mehr mit der Bildung der Eltern assoziiert. Eine Erklärung für diese Unterschiede könnte sein, dass eine befristete Beschäftigung häufig eine Einstiegsposition für Höherqualifizierte darstellt.

Hat die befragte Person Geschwister, fällt die Wahrscheinlichkeit, sechs Monate nach dem Studium arbeitslos zu sein, geringer aus als bei anderen, bei einem Geschwisterkind um 4 Prozentpunkte und bei zwei oder mehr Geschwisterkindern um 7 Prozentpunkte. Der Einfluss nimmt über die Zeit ab. Das deutet darauf hin, dass Personen aus einem großen Haushalt schneller einen Beruf finden, wobei eine Reihe unterschiedlicher Mechanismen zur Erklärung in Frage kommen.

Auch bei Personen mit Hochschulabschluss hat sich die Häufigkeit von bestimmten Erwerbsstatus über die Jahre verändert. War der Übergang nach dem Jahr 2000, so befinden sich die Befragten sechs, 18 und 30 Monate nach dem Abschluss des Studiums mit signifikant geringerer Wahrscheinlichkeit in einer Normalbeschäftigung und mit signifikant höherer Wahrscheinlichkeit in einem atypischen Beschäftigungsverhältnis. Zudem ist für Personen, die nach 2000 den Übergang vollzogen haben, die Wahrscheinlichkeit, 6 Monate nach dem Studium arbeitslos zu sein, um 5 Prozentpunkte höher. Des Weiteren wird von denen, deren Übergang in den späteren Jahren stattfand, mit einer größeren Wahrscheinlichkeit eine weitere Ausbildung absolviert.

In diesem Abschnitt konnten keine Maße für Kompetenzen und Persönlichkeit in die Analyse aufgenommen werden, da es sich um eine retrospektive Studie handelt. Dadurch konnten die Maße nicht wie für Startkohorten 2 und 4 aus den Abschnitten 4.1 und 4.2 vor dem Bildungsübergang gemessen werden, sondern erst danach. Deswegen ist bei der Interpretation der Ergebnisse zu beachten, dass direkte Effekte des Elternhintergrunds sowie andere sozio-demografische auf den Übergang zwischen Ausbildung und Beruf möglicherweise überschätzt werden.

4.3.4 Zusammenfassung

Die Ergebnisse des Abschnitts bestätigen die Ergebnisse der aktuellen Forschungsliteratur. Dabei ähneln sie den Ergebnissen des Vorgutachtens IAW (2015) stark. Zusammenfassend zeigt die Analyse, dass Personen, die ihre Ausbildung, ob berufliche Ausbildung oder Studium, nach dem Jahr 2000 abgeschlossen haben, sowohl mit einer höheren Wahrscheinlichkeit atypisch beschäftigt sind, als auch mit einer höheren Wahrscheinlichkeit ihre Bildungskarriere fortsetzen. Trotz der großen Prägnanz dieses Ergebnisses ist jedoch auch die Rolle von sozio-demografischen Einflüssen im Übergang zwischen Ausbildung und Beruf sind jedoch nicht zu vernachlässigen.

So kann unter Personen mit Hochschulabschluss beobachtet werden, dass gerade Personen mit einem geringeren Bildungsstand der Eltern den Übergang von Studium zu Beruf gut meistern. So befinden sich Personen, deren Eltern eine niedrigere Bildung haben, mit größerer Wahrscheinlichkeit in einer Normalbeschäftigung. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass die Befristung nur eines unter vielen Merkmalen der Beschäftigung ist und nicht zwangsläufig eine geringere Qualität der Beschäftigung bedeuten muss. Für Personen, die eine berufliche Ausbildung absolviert haben, kann im Hinblick auf die verschiedenen Optionen, einen höheren Abschluss zu erreichen, ein ähnliches Ergebnis wie in Abschnitt 4.2 gefunden werden: Die Wahrscheinlichkeit, nach der schulischen bzw. beruflichen Ausbildung eine weitere Ausbildung – insbesondere ein Studium – zu absolvieren, ist vor allem für sozial bevorzugte Gruppen höher (Biewen und Tapalaga 2017).

Im Hinblick auf demografische Faktoren können noch weitere Unterschiede beobachtet werden. Personen mit Migrationshintergrund sind mit höherer Wahrscheinlichkeit arbeitslos. Das kann mit einer höheren Arbeitslosendauer von Migranten und Migrantinnen erklärt werden. Unter den Personen mit Hochschulabschluss sind vor allem Frauen mit einer höheren Wahrscheinlichkeit atypisch beschäftigt, was darauf zurückgeführt werden kann, dass vor allem Arbeitskräfte in Dienstleistungsberufen atypisch beschäftigt werden und Frauen mit Studium vor allem in letzteren tätig sind (BA 2019c). Dass Frauen häufiger als Männer in Teilzeit arbeiten, kann schon im Übergang beobachtet werden. Der Übergang von der schulischen bzw. beruflichen Ausbildung in das Erwerbsleben unterscheidet sich stark zwischen Personen aus Ost- und Westdeutschland. Personen aus Ostdeutschland absolvieren seltener eine weitere Ausbildung, sind häufiger arbeitslos, aber seltener in Teilzeit oder atypisch beschäftigt. Der Übergang scheint sich für Personen aus Ostdeutschland, die ein Studium abgeschlossen haben, nicht vom Verlauf des Übergangs von Personen mit abgeschlossenem Studium zu unterscheiden.

5. Primäre und sekundäre Effekte des Elternhauses

5.1 Einleitung

Die gesellschaftliche Position, die sich in weitem Maße im akademischen Bildungsgrad einer Person widerspiegelt, sollte im Sinne des meritokratischen Prinzips ausschließlich von der Leistung einer Person abhängen, nicht aber von der sozialen Herkunft oder von genetischen Faktoren (Mirowsky und Ross 2003; Foerder Institute for Economic Research 1991; Marks 2014). Es ist jedoch in der Forschung vollkommen unbestritten, dass es für den persönlichen Bildungsverlauf von großer Bedeutung ist, welche Kompetenzen und sozio-ökonomischen Ausstattungen der Eltern vorhanden sind und an deren Kinder weitergetragen werden (Erikson, Goldthorpe, Jackson, Yaish und Cox 2007; Dumont, Maaz, Neumann und Becker 2014; Kohler, Karlson und Holm 2011; Bundesministerium für Bildung und Forschung [BMBF] 2010).

Der Gesamteffekt des Bildungs- und sozialen Status der Eltern auf das Bildungsniveau und die damit verbundenen Bildungsperspektiven des Kindes wird nach Boudon (1974) in primäre und sekundäre Effekte aufgeteilt (Combet 2013). Der primäre Effekt beschreibt den Einfluss der familiären Herkunft auf die Kompetenzentwicklung und damit auf die schulischen Leistungen und Fähigkeiten des Kindes, die wesentlich in Verbindung mit vorhandenen Ressourcen des Elternhauses stehen. Die Unterschiede gründen sich dabei auf genetischer Ausstattung oder soziokulturellen Umständen (Bourdieu 1983). Der verbleibende Einfluss des Elternhintergrunds auf die Bildungsentscheidungen, wenn Kompetenzen und Schulleistungen berücksichtigt werden, wird als sekundärer Effekt bezeichnet (Erikson et al. 2007; Stocké 2007; Chatzitheochari und Platt 2018). Soziale Ungleichheiten in der Bildungsbeileiligung werden im Zusammengang mit sekundären Effekten nicht auf Leistungsunterschiede, sondern auf unterschiedliche Bildungsaspirationen und ein unterschiedliches Entscheidungsverhalten zurückgeführt (Dumont et al 2014; Cebolla Boado 2010). Eine Zerlegung des Gesamteffekts des Elternhintergrunds auf den Bildungsabschluss des Kindes gibt an, wieviel Prozent dieses Effekts über die Beeinflussung der Kompetenzen des Kindes verläuft (primärer Effekt) und zu wie vielen verbleibenden Prozent der Elternhintergrund direkt, d.h. unabhängig von den Kompetenzen, den Bildungsabschluss des Kindes beeinflusst (sekundärer Effekt).

Die Forschungsliteratur belegt, dass sowohl primäre als auch sekundäre Effekte wesentliche Erklärungskraft bezüglich des Bildungsstands und des Bildungsverlaufs des Kindes haben (Nash 2006; Kloostermann, Ruiters, de Graaf und Kraaykamp 2009). So zeigen Erikson und Rudolphi (2009) mit schwedischen Daten, dass die Verringerung der Bildungsungleichheit auf eine Abnahme der Wirkung sowohl der primären als auch der sekundären Effekten zurückgeführt werden kann. Für Deutschland findet Stocké (2007), dass der primäre Effekt, ausgehend vom Bildungsstand der Mutter, 50 % des Gesamteffekts und 70 % des Effekts ausgehend von der sozialen Klasse erklärt. Statuscharakteristika des Vaters spielen nach dieser Studie eine geringere Rolle als die der Mutter. Neben den Einflüssen von Vater und Mutter unterscheiden sich primäre und sekundäre Effekte ebenfalls zwischen Schülern und Schülerinnen mit unterschiedlichen Leistungsniveaus. So werden die mittleren Leistungsschichten am stärksten von sekundären Effekten beeinflusst (Kloostermann et al. 2009). Boado (2011) findet Hinweise, dass primäre Effekte den initialen Benachteiligungsgrund von Migranten und Migrantinnen bilden, wobei sekundäre Effekte sogar einen positiven Einfluss auf Migranten haben könnten. Gerade im Hinblick auf mögliche politische Interventionen spielt die Zerlegung des Gesamteffekts der Eltern in primäre und sekundäre Effekte eine wichtige Rolle. So würde ein hoher primärer Effekt nahelegen, dass Kinder von Eltern mit niedrigerem sozialen Status in der Schule mehr gefördert werden sollten, damit sie bessere Leistungen erbringen. Beeinflusst die soziale Herkunft der Eltern jedoch eher die Bildungsentscheidungen der Kinder, wären Interventionen zur Unterstützung von Eltern und Kindern bei den zentralen Bildungsentscheidungen sinnvoll.

Die Wichtigkeit der Analyse von primären und sekundären Effekten im deutschen Bildungssystem wird von Solga (2008) betont. Sie zieht einen Vergleich des Einflusses der sozialen Herkunft auf die schulische Leistung des Kindes zwischen Deutschland und anderen Ländern wie Finnland, Island oder Kanada. Demnach wirkt die Struktur des deutschen Bildungssystems verstärkend auf Bildungungleichheiten. Durch geeignete Anpassung des Bildungssystems könnten primäre und sekundäre Effekte verringert werden, um so die Abhängigkeit des Bildungsweges der Kinder durch die Eltern zu senken. So werden sekundäre Effekte durch ein System, in dem Kinder früh einer Schulart zugeordnet werden, verstärkt.

In Kapitel 4.1 wurde gezeigt, dass die Bildung, der berufliche Status und das Einkommen der Eltern keinen signifikanten Einfluss auf die Schulwahl haben, sofern das Verhalten der Eltern sowie die Persönlichkeit und die Kompetenzen des Kindes berücksichtigt werden. Zweck der nachfolgenden Analyse ist eine detaillierte Dekomposition des Einflusses des sozialen Status der Eltern auf die Schulwahl der Kinder. Sie soll der Frage nachgehen, wie Eltern die Schulwahl der Kinder beeinflussen: eher indirekt über die Kompetenzentwicklung (primärer Effekt) oder direkt über den Entscheidungsprozess (sekundärer Effekt).

Dabei soll im Folgenden der Einfluss der Eltern auf den Übergang von der Grundschule in die Sekundarschule analysiert werden. Genauer betrachtet die folgende Analyse den Einfluss der Eltern auf die Entscheidung, einen Bildungsweg einzuschlagen, der im Regelfall zum Abitur führt. Dazu wird der Besuch eines Gymnasiums oder einer Gesamtschule im gymnasialen Zweig dem Besuch einer Haupt- oder Realschule, einer Schule mit mehreren Bildungsgängen oder einer Gesamtschule im Haupt- oder Realschulzweig gegenübergestellt.

Da die Ergebnisvariable binär ist, wird wie in Kapitel 4 auf ein Logit-Modell zurückgegriffen. Eine methodische Herausforderung stellt die Nicht-Linearität eines solchen Modells dar, da zur Analyse des sozialen Hintergrunds der Eltern bzw. zur Zerlegung in primäre und sekundäre Effekte die Schätzung zweier Modelle und der anschließende Vergleich der Koeffizienten notwendig sind. Die Koeffizienten verschiedener Logit-Modelle sind jedoch nicht vergleichbar. Zur Lösung des Problems zählen eine Reihe von Methoden wie die Analyse von durchschnittlichen partiellen Effekten wie in Kapitel 4 (Wooldridge 2002) oder beispielsweise einer speziellen Dekompositionsmethode für binäre Modelle (Erikson, Goldthorpe, Jackson, Yaish und Cox 2005). Im Weiteren wird ein dritter Ansatz gewählt, der sich in verschiedenen praktischen Anwendungen sowie über Simulationsstudien bewährt hat: einer Generalisierung der Dekompositionseigenschaften von linearen Modellen, der KHB-Methode (Karlson, Holm und Breen 2012).

In Deutschland wird im Rahmen solcher Studien häufig auf die Daten des Nationalen Bildungspanels (NEPS), des Sozioökonomischen Panels (SOEP) oder des Deutschen Jugendinstituts zurückgegriffen (Neugebauer 2010; Atanasova 2012). Die folgende Analyse basiert wie die Analysen aus Kapitel 4.1 auf Daten der Startkohorte 2 des Nationalen Bildungspanels. Diese Daten erfassen den sozialen Hintergrund in reichhaltiger Weise. Im Folgenden werden insbesondere die Bildung der Eltern, der berufliche Status der Eltern und das Äquivalenzeinkommen des Haushalts in die Untersuchung einbezogen.

Eine Herausforderung stellt die Wahl der Mediatoren, also der Kompetenzmaße, dar. Stocké (2007) und Erikson und Rudolphi (2009) machen auf die Schwierigkeit aufmerksam, alle Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler einzubeziehen. Werden die Kompetenzen unvollkommen erfasst, resultiert daraus eine Unterbewertung der primären Effekte. Dienen Kompetenzen, die mit Hilfe kognitiver Fähigkeitstests gemessen wurden, als Mediatoren, macht der sekundäre Effekt rund zwei Drittel aus, auf Basis von Noten als Mediatoren beträgt er nur rund ein Drittel (Erikson und Rudolphi 2009).

Die Startkohorte 2 des NEPS enthält eine große Anzahl an Kompetenzmaßen, die in die Analyse einfließen könnten. So werden zum einen etablierte Kompetenzmaße, nämlich die deklarative Metakognition, Lesekompetenzen, Mathematikkompetenzen, sowie das Verhalten der Kinder in der Schule als Mediatoren betrachtet (engere Definition von Kompetenzen). Die deklarative Metakognition umfasst dabei das Wissen über das eigene kognitive System, wie beispielsweise eigene Stärken und Schwächen bei Gedächtnis- und Lernaufgaben zu kennen oder zu wissen, welche Strategien für das Einprägen von Lernstoff nützlich sind. Mathematische Kompetenzen beschreiben „die Fähigkeit einer Person, die Rolle zu erkennen und zu verstehen, die Mathematik in der Welt spielt, fundierte mathematische Urteile abzugeben und Mathematik in einer Weise zu verwenden, die den Anforderungen des Lebens dieser Person als konstruktivem, engagiertem und reflektiertem Bürger entspricht“ (OECD 2003). Die Lesekompetenzen sollen abbilden, wie gut die Schüler und Schülerinnen mit Texten in verschiedenen charakteristischen Alltagssituationen umgehen können. Das Schulverhalten soll wiedergeben, wie sich das Kind in der Schule verhält und welche Einstellung es zur Schule hat. So beinhaltet dieses Maß, welches über eine Hauptkomponentenanalyse generiert wird, die Anstrengungsbereitschaft, die Lernfreude sowie ein mögliches Störverhalten des Kindes. Zusätzlich soll ein breiteres Feld an Kompetenzen in die Analyse einfließen, damit die primären Effekte nicht unterschätzt bzw. die sekundären Effekte nicht überschätzt werden. In dieser weiteren Fassung von Kompetenzen werden Persönlichkeitsmaße, d.h. nicht-kognitive Kompetenzen im Sinne von Heckman (2001), sowie die Aspirationen des Kindes berücksichtigt (weite Definition von Kompetenzen). Die Persönlichkeit wird hier durch die Big Five gemessen (Rammstedt und John 2007), die Aspirationen durch die Frage, ob das Kind das Ziel hat, das Abitur zu erreichen oder nicht.

Der Rest dieses Kapitels ist wie folgt gegliedert: Im nächsten Abschnitt werden die Ergebnisse der Dekomposition des Gesamteffekts des Elternhintergrunds auf die Schulwahl nach der 4. Klasse vorgestellt. Dabei wird die Analyse getrennt nach Mädchen und Jungen vorgenommen. In Abschnitt 5.3 wird der Einfluss der Mediatoren, also der Kompetenzmaße, auf die Gesamtheit der primären Effekte untersucht.

5.2 Primäre und sekundäre Effekte

In Abbildung 5.1 und

Abbildung 5.2 Primäre und Sekundäre Effekte nach Geschlecht (enge Kompetenzdefinition)

Abbildung 5.2 wird die Dekomposition des Gesamteffekts des Elternhintergrunds bei Verwendung einer engen Kompetenzdefinition, welche die Metakognition, die Lesekompetenzen, die Mathematikkompetenzen sowie das Verhalten in der Schule umfasst, grafisch abgebildet. Die Schätzung basiert auf der Generalisierung von Dekompositionseigenschaften von linearen Modellen nach Karlson, Holm und Breen (2012). Als Kontrollvariablen werden in der gesamten Analyse Indikatoren verwendet, die anzeigen, ob die Eltern einen Migrationshintergrund haben und ob das Kind in West- oder Ostdeutschland wohnt. Für Analysen, die nicht nach Geschlecht getrennt durchgeführt werden, wird zudem das Geschlecht des Kindes berücksichtigt. Der orange Balken zeigt den sekundären Effekt und der blaue Balken den primären Effekt an. In den Balken wird jeweils der geschätzte durchschnittliche partielle Effekt dargestellt. Die Sterne zeigen an, ob und ggf. auf welchem Signifikanzniveau der Effekt statistisch signifikant ist. Angegeben wird ferner die Summe der beiden Effekte, also der Gesamteffekt des Elternhintergrunds.

Als Maße für den sozialen Hintergrund der Kinder werden Indikatoren von beiden Elternteilen in der Analyse verwendet. Dabei wird die Bildung des Vaters und der Mutter in drei Kategorien unterteilt: einen Abschluss der Sekundarstufe II oder niedriger, Hochschulreife oder Studium. Ersteres gibt in

den Analysen dabei die Basiskategorie an. Der Einfluss des beruflichen Status des Vaters und der Mutter wird wie in Kapitel 4 mit dem jeweiligen ISEI-Score gemessen. Als Einkommensvariable wird das Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen²⁹ verwendet.

Die Gesamteffekte zeigen, dass der Besuch eines Gymnasiums um 5 Prozentpunkte wahrscheinlicher wird, wenn der Vater einen Studienabschluss und nicht nur einen Abschluss der Sekundarstufe II oder niedriger als höchsten Bildungsabschluss hat. Hat die Mutter studiert, ist die Wahrscheinlichkeit sogar um 10 Prozentpunkte höher. Die Dekomposition dieses Gesamteffekts zeigt, dass die Anteile des primären Effekts am Gesamteffekt bei beiden Elternteilen mit ungefähr 40 % gleich sind. Somit erklärt der sekundäre Effekt 60 % des Gesamteffekts.

Die Höhe des primären Effekts beträgt bei der Mutter 4 Prozentpunkte. Die Tatsache, eine Mutter mit einem Hochschulabschluss zu haben, beeinflusst also die Kompetenzen des Kindes, und dadurch ergibt sich ein erheblicher Effekt auf die Schullaufbahn. Bei Müttern, die nicht studiert, aber immerhin die Hochschulreife erworben haben, ist der primäre Effekt auf ihre Kinder dagegen nur halb so hoch. Väter mit Hochschulabschluss haben ebenfalls einen geringen primären Effekt als Mütter mit Hochschulabschluss, und Väter mit Hochschulzugangsberechtigung, aber ohne Studium, geben offenbar nur in geringem Umfang Kompetenzen an ihre Kinder weiter. Bei allen Gruppen von Vätern bzw. Müttern sind die sekundären Effekte höher als die primären. Der sekundäre Effekt bei Müttern mit Hochschulabschluss ist der größte Einzeleffekt der elterlichen Bildung, gefolgt von den sekundären Effekten der Eltern mit der Hochschulzugangsberechtigung als höchstem Bildungsabschluss.

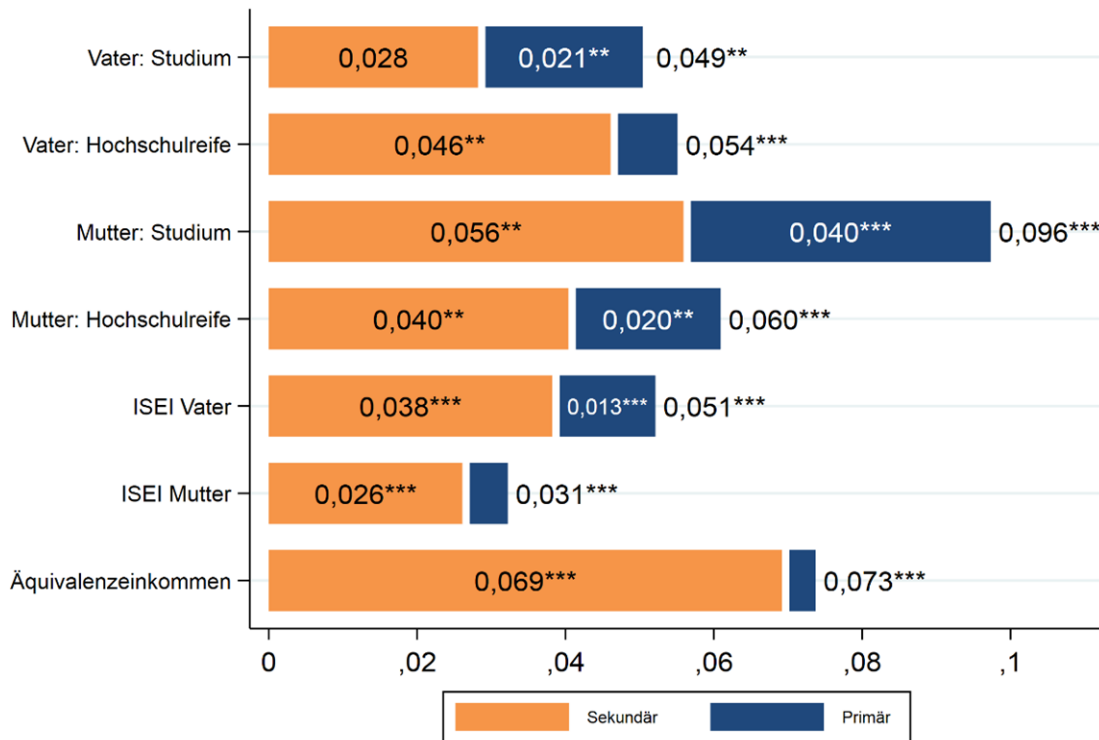
In Abbildung 5.2 werden die Ergebnisse der Analyse nach Geschlecht dargestellt. Der Gesamteinfluss der Bildung des Vaters ist für Jungen und Mädchen gleich. Die Anteile von primären und sekundären Effekten am Gesamteffekt unterscheiden sich jedoch, wenn der Vater eine Hochschulreife hat. So beläuft sich der Anteil des sekundären Effekts für Jungen auf praktisch 100 %, für Mädchen auf 66 %. Der Einfluss der Bildung der Mutter wirkt sich zwischen Jungen und Mädchen dagegen unterschiedlich stark aus. Zum einen ist der Gesamteffekt der Mutter für Mädchen höher. So ist es um 11 bzw. 9 Prozentpunkte wahrscheinlicher, dass ein Mädchen das Gymnasium besucht, wenn die Mutter einen Studienabschluss bzw. die Hochschulreife hat und nicht nur einen Abschluss der Sekundarstufe II oder niedriger. Für Jungen liegt der Unterschied der Wahrscheinlichkeiten bei 8 Prozentpunkten, wenn die Mutter studiert hat und bei 3 Prozentpunkten, wenn die Mutter eine Hochschulreife hat. Letzteres ist aber nicht signifikant von Null verschieden.

Nicht nur der Gesamteffekt, sondern auch der Anteil des primären Effekts am Gesamteffekt ist für Mädchen und Jungen jedoch unterschiedlich. Hat die Mutter studiert, erklärt der primäre Effekt für Mädchen fast 50 % des Gesamteffekts, für Jungen dagegen nur rund 30 %. Wenn die Mutter eine Hochschulzugangsberechtigung besitzt, ergibt sich ein ähnliches Bild: Der Anteil des primären Effekts am Gesamteffekt beträgt rund 40 % für Mädchen und rund 12 % für Jungen. Diese Ergebnisse zeigen zum einen, dass die Bildung der Mutter eine wichtigere Rolle für die Schulwahl spielt als die Bildung des Vaters. Dabei spielt die Bildung der Mutter für Mädchen eine noch größere Rolle als für Jungen. Zum anderen zeigt sich, dass die primären Effekte der Bildung der Eltern für Mädchen einen höheren Anteil des Gesamteffekts erklären als für Jungen. So sind für Jungen primäre Effekte nicht bzw. wenig bedeutsam, wenn der Vater bzw. die Mutter nicht studiert hat. Für Mädchen ist das nicht der Fall. Offenbar ist die Schulwahl von Mädchen im Vergleich zu der von Jungen stärker durch gene-

²⁹ Das Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen bezeichnet das fiktiv verfügbare Einkommen pro Person in einem Haushalt. Die Gewichtung der Personen basiert hierbei auf der neuen OECD-Skala (Hagenaars, Vos und Zaidi, 1994).

tische oder soziokulturelle Faktoren, die auf die Kompetenzbildung wirken, beeinflusst, und vergleichsweise weniger durch Bildungsaspirationen des Elternhauses oder ein für den Elternhintergrund spezifisches Entscheidungsverhalten.

Abbildung 5.1 Primäre und Sekundäre Effekte – Gesamt (enge Kompetenzdefinition)



Quelle: NEPS Startkohorte 2, eigene Berechnungen.

Erläuterung: Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Kontrolliert werden Geschlecht, Wohnort (Ost-West) und Migrationshintergrund. Migrationshintergrund umfasst Eltern mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft und Eltern, die bei Zuwanderung jünger als 15 Jahre waren. Standardfehler sind cluster-robust auf Schulklassenebene.

***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1%-, 5%- bzw. 10%-Niveau

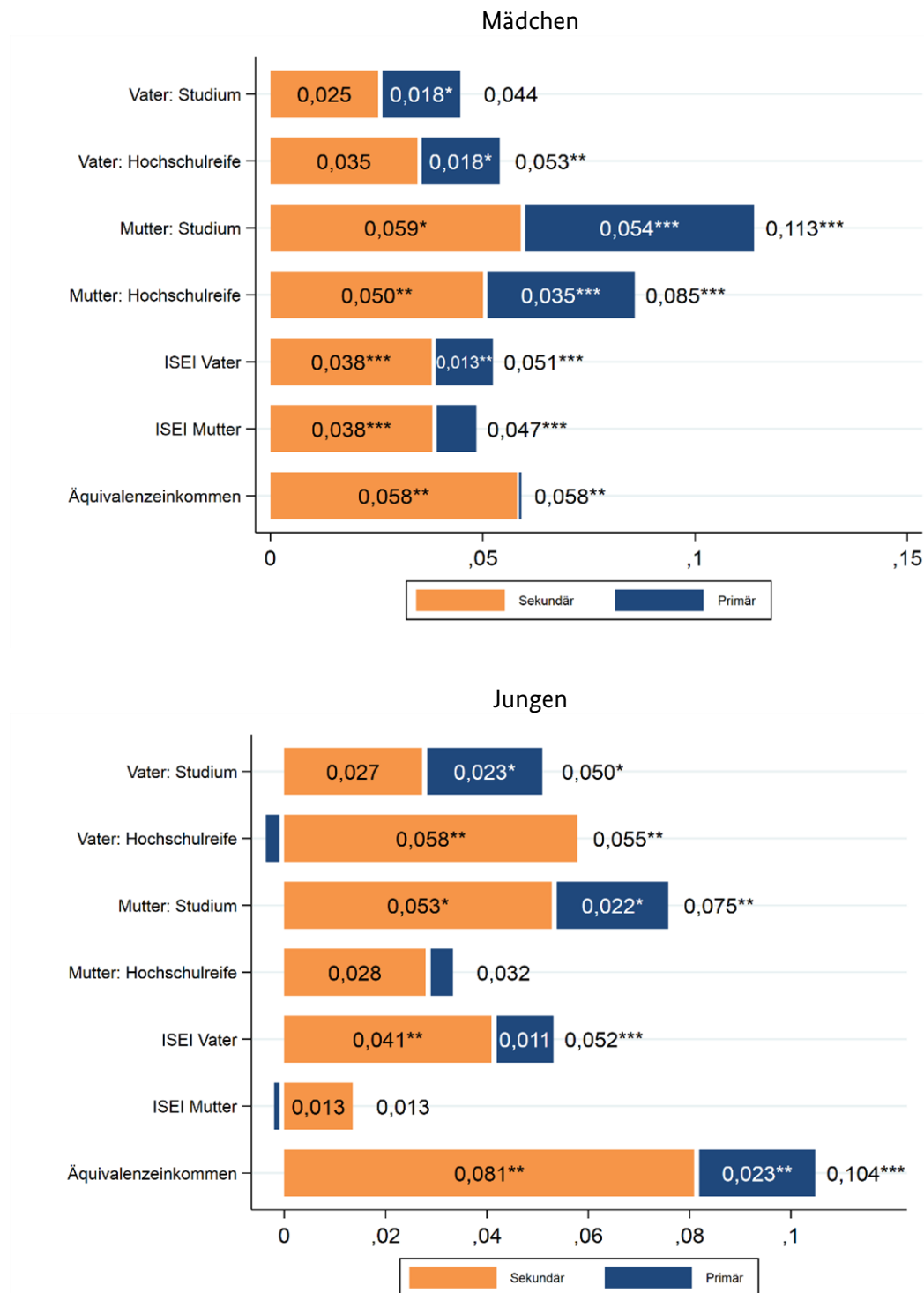
Neben der Bildung spielt auch der berufliche Status der Eltern eine Rolle für die Schulwahl. Steigt der ISEI-Wert des Vaters um eine Standardabweichung, so ist die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen, um 5 Prozentpunkte höher, wovon rund 75 % auf sekundäre und 25 % auf primäre Effekte zurückgeführt werden können. Der Gesamteffekt des beruflichen Status der Mutter auf die Bildungsentscheidung ist mit 3 Prozentpunkten geringer als der Einfluss des beruflichen Status des Vaters. Davon sind 84 % auf den sekundären Effekt zurückzuführen. Wird die Analyse wie in Abbildung 5.2

Primäre und Sekundäre Effekte nach Geschlecht (enge Kompetenzdefinition)

nach Geschlecht getrennt, unterscheidet sich der Einfluss des beruflichen Status des Vaters nicht zwischen Jungen und Mädchen. Der Einfluss des beruflichen Status der Mutter fällt jedoch zwischen Mädchen und Jungen unterschiedlich aus. So ist der Gesamteffekt des beruflichen Status der Mutter mit rund einem Prozentpunkt für Jungen geringer als für Mädchen und nicht signifikant von Null verschieden. Der sekundäre Effekt nimmt einen Anteil von 100 % ein. Für Mädchen scheint der Status der Mutter mit rund 5 Prozentpunkten eine größere Rolle zu spielen, wovon 20 % durch den primären Effekt erklärt werden. So wirkt der berufliche Status der Eltern stark über sekundäre Effekte,

also über die Entscheidungsprozesse und Aspirationen. Wie die Bildung der Mutter ist auch der berufliche Status der Mutter für Mädchen relevanter als für Jungen, der berufliche Status des Vaters beeinflusst Jungen und Mädchen jedoch gleichermaßen.

Abbildung 5.2 Primäre und Sekundäre Effekte nach Geschlecht (enge Kompetenzdefinition)



Quelle: NEPS Startkohorte 2, eigene Berechnungen.

Erläuterung: Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Kontrolliert werden Wohnort (Ost-West) und Migrationshintergrund. Migrationshintergrund umfasst Eltern mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft und

Eltern, die bei Zuwanderung jünger als 15 Jahre waren. Standardfehler sind cluster-robust auf Schulklassenebene.

***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau

Bei höherem Äquivalenzeinkommen ist die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen, um 7 Prozentpunkte höher, wovon bei Betrachtung der gesamten Stichprobe 95 % dem sekundären Effekt zuzuschreiben sind. Jungen werden mit einem Gesamteffekt von 10 Prozentpunkten stärker beeinflusst als Mädchen. Für Jungen macht der primäre Effekt rund 20 % am Gesamteffekt aus. Für Mädchen erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen, um 6 Prozentpunkte (Gesamteffekt). Dabei zeigt sich ein primärer Effekt von null; so sind bei Mädchen rund 100 % dem sekundären Effekt zuzuschreiben.

Es ergibt sich der bildungspolitisch relevante Befund, dass Kinder aus Haushalten mit höherem Haushaltseinkommen nicht deswegen zu höheren Schularten tendieren, weil das hohe Einkommen zu einer besseren Kompetenzentwicklung führt. Vielmehr zeigt das Ergebnis, dass das Haushaltseinkommen die Schulwahl der Kinder über deren Entscheidungsverhalten beeinflusst.

Selbst bei gleichen Kompetenzen wählen Kinder aus bessergestellten Haushalten eher höhere Schularten. Zwar ist es vorstellbar, dass Nachhilfe, Bücher und sonstige Unterstützungen mit höherem Haushaltseinkommen eher finanziert werden können und das Einkommen deshalb einen primären Effekt auf die Schulwahl ausübt. Nach den Ergebnissen tritt dieser Effekt aber nur bei den Jungen auf, während er bei den Mädchen nicht vorhanden ist.

In der bisherigen Analyse sind die Kompetenzen vergleichsweise eng definiert. Daher werden im Folgenden Ergebnisse einer Analyse dargestellt, die von einer weiteren Definition von Kompetenzen des Kindes ausgeht – einschließlich nicht-kognitiver Kompetenzen (Big Five) sowie der Aspiration des Kindes, welche ebenfalls als eine Form von Kompetenz angesehen werden kann (Motivation, Zielstrebigkeit). Die Ergebnisse werden im Anhang dargestellt. Wie zu erwarten ist, führt das Hinzufügen weiterer Mediatoren zu einem Anwachsen der primären Effekte (siehe Abbildung A.5.1). Das gilt vor allem für die Bildung der Eltern. Für den beruflichen Status sowie für das Äquivalenzeinkommen des Haushalts ist nur eine geringe Veränderung zu beobachten. Das gilt auch für den Einfluss des primären Effekts eines Studiums der Mutter. Dieser war im Modell mit einer engen Definition der Kompetenzen bereits sehr groß und ist unter der weiten Definition nicht weiter angewachsen. In der gesamten Stichprobe, aber insbesondere für Jungen, wächst vor allem der primäre Effekt durch ein Studium des Vaters an. Bei den Jungen verändern sich die primären Effekte der übrigen Indikatoren kaum. Für Mädchen hingegen ergeben sich, verglichen zu den primären Effekten der engen Kompetenzdefinition, neben stärkeren primären Effekten eines akademisch gebildeten Vaters auch stärkere primäre Effekte eines Vaters und einer Mutter mit Hochschulreife. Alles in allem legen diese Ergebnisse nahe, dass der Einfluss eines Vaters mit Studium oder Hochschulreife oder einer Mutter mit Hochschulreife die Schulwahl der Kinder stark über Aspirationen und die Persönlichkeit beeinflusst. Generell werden die Gesamteffekte des Elternhintergrunds etwas kleiner, was darauf hindeutet, dass die aufgenommenen Kompetenzen im weiteren Sinne einen eigenen, vom Elternhintergrund unabhängigen Einfluss auf die Schulwahl ausüben, welcher in der vorangegangenen Analyse mit der engen Definition von Kompetenzen nicht erkannt wurde. Dies gilt insbesondere für den Effekt des Äquivalenzeinkommens, welcher von 7,8 Prozentpunkten auf 5,6 Prozentpunkte reduziert wird und für den Einfluss eines Studiums der Mutter auf Mädchen von 11,4 auf 10,3 Prozentpunkte zurückgeht.

Insgesamt spielen für die Bildungsentscheidungen sowohl die primären als auch die sekundären Effekte eine Rolle. Die sekundären Effekte haben dabei einen größeren Anteil am Gesamteffekt als die primären Effekte. Werden berufliche und finanzielle Aspekte des Elternhauses mit Hilfe des ISEI-Werts der Eltern und des Haushaltseinkommens betrachtet, sind primäre Effekte nur wenig bedeut-

sam. Primäre Effekte scheinen demnach vorrangig durch den Bildungsabschluss der Eltern zu entstehen, was plausibel erscheint. Im Vergleich der Geschlechter werden Mädchen stärker von der Bildung oder dem beruflichen Status der Mutter beeinflusst als Jungen. Durch den Vater werden sie bei der Schulwahl jedoch gleich stark beeinflusst wie Jungen. Zudem scheinen Jungen vor allem über sekundäre Effekte beeinflusst zu werden, die Schulwahl von Mädchen wird hingegen neben dem sekundären Effekt auch über den primären Effekt bestimmt. Die Einkommenssituation des Haushalts ist bei den Bildungsverläufen von Jungen weitaus relevanter als bei Mädchen. Dabei ist der Anteil des primären Effekts am Gesamteffekt des Einkommens bei Jungen nicht zu vernachlässigen. Wie zu erwarten nimmt die Wichtigkeit des primären Effekts zu, wenn eine größere Anzahl an Mediatoren in die Analyse eingefügt werden. So nehmen vor allem der Vater und eine Mutter mit Hochschulreife Einfluss über die Persönlichkeit und Aspiration.

Die Analyse zeigt, dass unterschiedliche Entscheidungsprozesse bei der Schulwahl von Kindern eine wichtige Quelle der Bildungsungleichheit sind. Darunter kann zum einen verstanden werden, dass Kinder mit besser gebildeten Eltern oder Eltern mit höherem sozialen Status eher auf eine höhere Schule gehen, auch wenn die Kompetenzen nicht darauf hindeuten. Zum anderen kann darunter verstanden werden, dass Kinder mit schlechter gebildeten Eltern oder Eltern mit niedrigerem sozialem Status eher nicht auf eine höhere Schule gehen, auch wenn die Kompetenzen darauf hindeuten würden. Für Jungen ist dies sogar noch wichtiger als für Mädchen. Welcher Selektionsprozess für die sekundären Effekte ausschlaggebend ist, kann durch die Analyse nicht beantwortet werden. Jedoch deutet das Ergebnis darauf hin, dass die Wahl für oder gegen ein Gymnasium häufig nicht leistungsgerecht ausfällt.

Dieses Ergebnis legt nahe, dass Kinder und deren Eltern bei der Entscheidung über die Schulart besser als bisher durch bildungspolitische Maßnahmen, beispielsweise durch ausführliche Beratungsgespräche oder aber auch Eingangstests, unterstützt werden sollten. Auf diese Weise könnten die Unterschiede in den Entscheidungsprozessen verringert und dadurch sekundäre Effekte des Elternhintergrunds vermindert werden. Jedoch ist der soziokulturelle oder genetische Einfluss des Elternhintergrunds auf die Kompetenzentwicklung und damit auf die Schullaufbahn auch nicht zu vernachlässigen. Vor allem für Mädchen ist dies wichtig. Daher könnte die Bildungsungleichheit auch verringert werden, indem politische Interventionen gezielt die Kompetenzentwicklung von Schülern und Schülerinnen mit niedrigerem sozio-ökonomischem Status und niedrigeren Kompetenzen fördern. Welche Kompetenzen, im engen und im weiten Sinne, eine Rolle für die Schulwahl spielen und demnach gefördert werden sollten, wird im folgenden Abschnitt betrachtet.

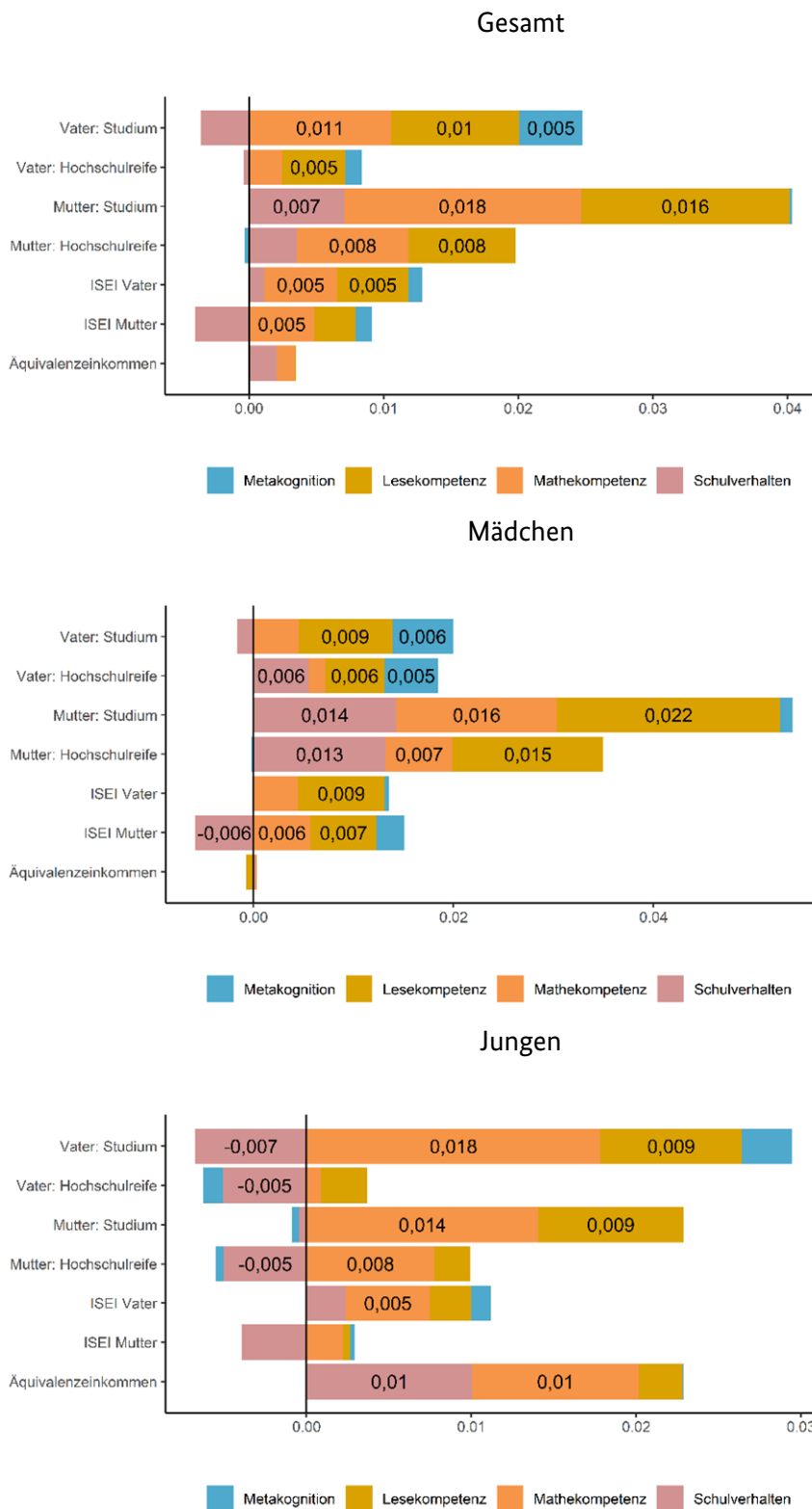
5.3 Zerlegung des primären Effekts

Im vorherigen Abschnitt wurde diskutiert, wie hoch der primäre, sekundäre und folglich der Gesamteffekt des Elternhintergrunds ausfällt und inwieweit sich diese Effekte zwischen Jungen und Mädchen unterscheiden. Im Weiteren soll analysiert werden, durch welche einzelnen Kompetenzen als Mediatoren die primären Effekte stärker und durch welche schwächer beeinflusst werden. Die Summe der einzelnen Effekte ergibt den primären Effekt, welcher im vorherigen Kapitel behandelt wurde.

Die Ergebnisse sind in Abbildung 5.3 dargestellt. Hat der Vater studiert, entfaltet dies primäre Effekte vor allem durch höhere Mathematik- und Lesekompetenzen. Die Wirkung von primären Effekten aufgrund von Mathematikkompetenzen ist hauptsächlich bei Jungen zu beobachten, weniger bei Mädchen. Der Einfluss eines Vaters mit Hochschulabschluss, der aufgrund von besseren Lesekompetenzen entsteht, ist hingegen für Jungen und Mädchen gleich. Dagegen ist ein Studium des Vaters mit einem negativen Effekt auf das Schulverhalten verbunden. Letzteres trifft vor allem auf Jungen, jedoch nicht auf Mädchen zu. Bei Vorliegen einer Hochschulreife des Vaters ergibt sich ebenfalls ein

negativer Zusammenhang mit dem Schulverhalten von Jungen. Im Vergleich zu einem Vater mit Studium nimmt ein Vater mit Hochschulreife jedoch keinen Einfluss auf die Schulwahl über Mathematikkompetenzen. Für Mädchen nimmt ein Vater mit Hochschulreife über viele Arten von Kompetenzen einen positiven Einfluss auf die Schulwahl (mit Ausnahme von Mathematik).

Abbildung 5.3 Zerlegung des Primären Effekts (enge Kompetenzdefinition)



Quelle: NEPS Startkohorte 2, eigene Berechnungen. Dargestellt werden durchschnittliche partielle Effekte. Kontrolliert werden Geschlecht, Wohnort (Ost-West) und Migrationshintergrund. Migrationshintergrund umfasst Eltern mit einer ausländischen Staatsbürgerschaft und Eltern, die bei Zuwanderung jünger als 15 Jahre waren.

Hat die Mutter studiert, so hat dies vor allem über höhere Mathematik- und Lesekompetenzen sowie über das Verhalten in der Schule einen positiven Einfluss auf die Wahl des Gymnasiums. Dass die Bildung der Mutter durch das Verhalten in der Schule einen positiven Einfluss auf die Wahl für den Besuch eines Gymnasiums hat, trifft jedoch nur für Mädchen zu. Über das Schulverhalten hat die Bildung der Mutter für Jungen keinen Einfluss auf den Besuch eines Gymnasiums. Auch der berufliche Status des Vaters wirkt hauptsächlich über Mathematik- sowie Lesekompetenzen auf die Schulwahl. Das gilt für Jungen wie auch für Mädchen. Für Jungen kann zudem ein positiver Einfluss über das Schulverhalten beobachtet werden. Der berufliche Status der Mutter wirkt über das Schulverhalten negativ auf die Schulwahl, jedoch positiv auf Mathematik- sowie Lesekompetenzen. Das gilt sowohl für Jungen als auch für Mädchen, wobei der positive Einfluss des beruflichen Status der Mutter für Jungen geringer ausfällt. Dies wird auch durch den oben dargestellten geringeren primären Effekt deutlich.

Das Äquivalenzeinkommen des Haushalts wirkt bei Jungen hauptsächlich über das Schulverhalten und über Mathematikkompetenzen auf die Schulwahl. Dies gilt, wie oben schon dargelegt, nicht für Mädchen, da für sie der primäre Effekt des Äquivalenzeinkommens des Haushalts ohnehin sehr gering ausfällt.

Werden in Abbildung A.5.2 zusätzlich zu den hier genutzten grundlegenden Kompetenzmaßen die Big Five und die Aspirationen des Kindes in das Modell eingefügt, ergibt sich das zu erwartende Bild: Die Schulwahl wird zum größten Teil über die Persönlichkeit und Aspiration des Kindes positiv von der Bildung und dem beruflichen Status der Eltern beeinflusst. Aus den Ergebnissen wird auch ersichtlich, weshalb sich der primäre Effekt einer Mutter mit Studium nicht vergrößert, wenn man Maße für die Persönlichkeit und Aspiration berücksichtigt. Mütter mit tertiärem Bildungsabschluss haben tendenziell einen negativen Einfluss auf die Gewissenhaftigkeit und Extrovertiertheit des Kindes, der nicht außer Acht zu lassen ist. Ähnliches kann für Väter mit Hochschulreife beobachtet werden: Söhne dieser Väter haben die Persönlichkeitseigenschaft der Gewissenhaftigkeit weniger, so dass sich über diesen Zusammenhang ein negativer Effekt auf den Besuch eines Gymnasiums ergibt. Ein Vater mit einem Hochschulabschluss hat hingegen durch alle Maße der Persönlichkeit und durch die Aspiration des Sohnes einen positiven Einfluss auf den Besuch eines Gymnasiums.

So ergibt die Analyse zusammenfassend, dass ein höherer Bildungsabschluss und ein höherer beruflicher Status sowie ein hohes Haushaltseinkommen die Schulwahl des Kindes indirekt stark beeinflussen können. Dabei spielen vor allem Mathematik- und Lesekompetenzen, das Schulverhalten sowie die Aspirationen und der Intellekt der Kinder eine Rolle. Über welche Kanäle Eltern ihre Kinder beeinflussen, ist bei Jungen und Mädchen unterschiedlich. So werden Jungen eher positiv über Mathematikkompetenzen beeinflusst, während dies bei Mädchen vor allem über Lesekompetenzen und Aspirationen geschieht. Doch ein hoher sozialer Hintergrund beeinflusst die Kinder nicht nur positiv. Für Jungen wirken die Bildung der Eltern sowie der berufliche Status negativ auf ihr Verhalten in der Schule und vermindern damit die Wahrscheinlichkeit, ein Gymnasium zu besuchen. Das kann sowohl für die Bildung als auch in Bezug auf den ISEI-Wert des Vaters und der Mutter beobachtet werden. Der Befund, dass die Aufnahme von Persönlichkeitsmaßen und Aspirationen des Kindes als Mediatoren in das Modell teilweise keine Veränderung in den primären Effekten mit sich bringt, ist durch einen sowohl negativen als auch positiven Einfluss der Bildung, des beruflichen Status der Eltern und des Haushaltseinkommens auf die Schulwahl durch Persönlichkeit und Aspirationen zu erklären.

Für politische Interventionen, die das Ziel haben, Bildungsungleichheiten durch Förderung von Kompetenzen zu verringern, zeigt die Analyse, dass die Förderung von Mathematik- sowie Lesekompetenzen bei Kindern aus Nichtakademikerhaushalten eine große Rolle spielt. Jedoch ist auch die Förderung von Kompetenzen in weiterem Sinne, nämlich die Förderung von positiven Persönlichkeitsmerkmalen, Motivation und Zielstrebigkeit nicht zu vernachlässigen. Die Analyse zeigt, dass vor allem

letzteres, Motivation und Zielstrebigkeit, eine große Bedeutung haben. Das stützt zudem die Ergebnisse aus Kapitel 4.1, denn schon dort zeigte sich, dass die Bildungsaspirationen des Kindes die Schuwahl signifikant beeinflussen.

6. Geschwistervergleiche zur Aufdeckung von Herkunftseffekten

6.1 Fragestellung und Vorgehensweise

Wie die Analysen in den vorangegangenen Kapiteln gezeigt haben, hat die soziale Herkunft einen nach wie vor deutlichen Einfluss auf die Bildungsübergänge und die erreichten Bildungsabschlüsse von Kindern und jungen Erwachsenen (vgl. Kapitel 4). In Kapitel 5 wurde gezeigt, wie hilfreich es für das bessere Verständnis der Wirkmechanismen von sozialer Herkunft ist, wenn man die Herkunftseffekte Boudon (1974) folgend in primäre und sekundäre Herkunftseffekte unterteilt. Die Ergebnisse aus Kapitel 5 zeigen, dass ca. 40% des Herkunftseffekts über primäre Effekte und 60% über sekundäre Herkunftseffekte laufen. Primäre Herkunftseffekte meinen familienbedingte Leistungs- und Fähigkeitsunterschiede von Kindern, etwa in Bezug auf kognitive Kompetenzen, Intelligenz oder Schulleistungen inkl. Schulnoten (für eine ausführliche Diskussion siehe Kapitel 5.2). Die Ursachen für diese Unterschiede liegen unter anderem in der genetischen Ausstattung, der Ernährung, der Geschwisterzahl und weiteren soziokulturellen Umständen (Erikson und Jonsson 1996, Bourdieu 1983), die zwischen den Familien variieren. Sekundäre Herkunftseffekte meinen die unterschiedlichen Neigungen und Entscheidungen der Familien bei Bildungsübergängen gegeben die schulischen Leistungen der Kinder (Boudon 1974). Das heißt, bei zwei gleich talentierten und leistungsstarken Kindern wählt eine Herkunftsfamilie z.B. das Gymnasium, während die andere Familie eine Realschule/Mittelschule wählt. Dieses unterschiedliche Wahlverhalten zwischen den Familien wird wesentlich durch die soziale Position der Familie bestimmt.

Man kann den Wirkmechanismen bei Bildungsentscheidungen noch etwas näher kommen, wenn man nicht nur Unterschiede zwischen den Familien anschaut, sondern auch durch Geschwistervergleiche innerhalb der Familie analysiert, welche Mechanismen für Bildungsentscheidungen relevant sind (vgl. Anger und Schnitzlein 2017, Tamm 2008). Die Analysen zeigen, dass ca. ein Viertel der Varianz in nicht-kognitiven Fähigkeiten und ca. die Hälfte der Varianz bei kognitiven Fähigkeiten mit gemeinsamen familienbezogenen Zusammenhängen zu tun haben (Anger und Schnitzlein 2017). Die Wirkweise des elterlichen Einflusses kann durch die Verfügbarkeit neuer Datensätze und Methoden noch weiter differenziert werden. Man kann mit Hilfe von Zwillingsdaten nicht nur wie bisher Geschwistervergleiche anstellen und sehen, wie hoch die Korrelationen familienintern und zwischen Familien sind. Man kann durch den Vergleich von eineiigen und zweieiigen Zwillingen auch herausfinden, welche Rolle die genetische Ausstattung für Bildungserfolge spielt. Diese Möglichkeit soll für die folgenden Analysen genutzt werden. Es soll herausgefunden werden, welche Rolle genetische Einflüsse und andere Einflüsse der Herkunftsfamilie an zwei wesentlichen Stellen im deutschen Bildungssystem haben: am Übergang in die Sekundarstufe und am Übergang in Ausbildung oder Studium nach der Sekundarstufe. Hierzu werden im ersten Schritt mögliche Mechanismen und die Grenzen der Aussagekraft von genetischen Einflussfaktoren diskutiert. Mit Hilfe der TwinLife-Daten (vgl. Diewald et al. 2018) werden dann Analysen zu den jeweiligen Bildungsübergängen durchgeführt und schließlich in Ergänzung zu den bestehenden Analysen zu primären und sekundären Herkunftseffekten gezeigt, welche elterlichen Ressourcen einen Einfluss auf die jeweiligen Bildungsentscheidungen haben.

6.2 Wirkweisen von genetischen Einflussfaktoren und die Grenzen der Interpretierbarkeit von Befunden

Die Berücksichtigung von genetischen Informationen kann helfen zu verstehen, wie die „Vererbung“ vorteilhafter Bildungsabschlüsse und sozialer Positionen erfolgt. Üblicherweise wird hierbei zwischen genetischen Einflussfaktoren, gemeinsamen familienbezogenen Umwelteinflüssen und sonstigen Umwelteinflüssen unterschieden. Zur Bestimmung der genetischen Einflussfaktoren gibt es mehrere Ansätze. Am (noch) verbreitetsten ist der Ansatz, bei dem Korrelationen zwischen Personen in Bezug auf ein Merkmal (z.B. Bildungsabschlüsse) untersucht werden. Diese Korrelationen werden dann ins Verhältnis zu der genetischen Ähnlichkeit der Personen gesetzt. Für diese genetische Ähnlichkeit werden Werte zwischen 0 und 1 vergeben: zwei zufällig ausgewählten Menschen aus einer Population wird der Wert 0 zugeordnet, eineiige Zwillinge haben eine identische genetische Ausstattung und somit den Wert 1. Zweieiigen Zwillingen wird in der Regel der Wert 0,5 für die genetische Ähnlichkeit zugewiesen. Anhand dieser Werte kann man nun untersuchen, wie diese mit den interessierenden Bildungsergebnissen zusammenhängen.

Neben der genetischen Ausstattung werden üblicherweise zwei weitere Komponenten für die Erklärung von Bildungsergebnissen unterschieden (vgl. Turkheimer 2000): zum einen gemeinsame familienbezogene Umwelteinflüsse, die nicht auf genetischen Variationen beruhen, und zum anderen sonstige Umwelteinflüsse, die unterschiedlich für eineiige Zwillinge sind, obwohl sie in der gleichen Familie erzogen werden. Diese sonstigen Umwelteinflüsse sind demnach eine Restkategorie, in der auch familienbezogene Einflüsse wirken können, solange sie unterschiedlich auf die Kinder wirken (z.B. kindspezifische Erziehungsstile, vgl. Baier und Lang 2019).

Mit Hilfe dieser Dreiteilung kommen ältere Studien zum Schluss, dass vor allem die genetische Vererbung und sonstige Umwelteinflüsse entscheidend für eine Vielzahl sozialer Sachverhalte sind (Turkheimer 2000). Hingegen zeigen neuere Befunde, dass die gemeinsamen familienbezogenen Umwelteinflüsse viel wichtiger sind als bisher gedacht (Branigan, McCallum und Freese 2013). Haworth et al. (2010) zeigen, dass bei Kindern die kognitiven Fähigkeiten zu 41 Prozent genetisch bedingt und zu 33 Prozent durch gemeinsame familienbezogene Umwelteinflüsse zugeschrieben werden können. Branigan et al. (2013) finden, dass die relative Bedeutung der familienbezogenen Umwelteinflüsse bei Bildungsbeteiligungen noch etwas stärker ist als bei kognitiven Fähigkeiten. Hier werden ca. 40 Prozent der Variation in Bildungsbeteiligungen genetischen Faktoren zugeschrieben, während 36 Prozent familienbezogenen Einflussfaktoren zugeschrieben wird.

Freese und Jao (2017) gehen in ihrem Überblicksartikel detaillierter auf mögliche Mechanismen von familienbezogenen Umwelteinflüssen ein. Insbesondere Aspirationen der Eltern für bestimmte Bildungsergebnisse können die familienbezogenen Umwelteinflüsse bedeutend machen (vgl. Briley, Harden und Tucker-Drob 2014), aber auch andere Einflüsse wie die Schule, die Nachbarschaft und – im Ländervergleich – das Bildungssystem sind Aspekte, die die Komponente der familienbezogenen Umwelteinflüsse Gewicht verleihen. Wechselwirkungen mit diesen Einflüssen kann es auch durch die Prägekraft von Geschwistern geben, die zwar familienbezogen, aber nicht elternbezogen sind. Schließlich ist auch die assortative Partnerwahl ein Mechanismus, der die familienbezogenen Umwelteinflüsse stärker wirken lassen kann. Nach diesem Konzept suchen sich die Menschen ähnliche Partner (z.B. in Bezug auf Bildungsabschluss, Einkommen, etc.), was auch eine ähnlichere genetische Ausstattung beinhalten kann. Daher werden in vielen Analysen die Korrelationen zwischen zweieiigen Zwillingen nicht mit 0,5, sondern mit einem höheren Wert veranschlagt.

Nicht nur die familienbezogenen Umwelteinflüsse können je nach Kontext variieren, auch die genetischen Faktoren sind abhängig von der Umwelt. Nisbett et al. (2012) zeigen in ihrer großen Über-

sichtsstudie, dass die Vererbung der Intelligenz (IQ) nach sozialen Klassen erfolgt und das Aufwachsen von Kindern aus weniger privilegierten Klassen (*working class*) in den privilegierteren Klassen (*middle class*) einen deutlich positiven Effekt auf die Entwicklung des IQ für diese Kinder hat. Baier und Lang (2019) finden Hinweise für die Scarr-Rowe-Hypothese, nach der die Gene relativ gesehen in sozial vorteilhafter gestellten Familien eine größere Bedeutung haben als in sozial niedrigeren Familien. Diewald (2010) fasste bereits vor zehn Jahren die Befunde dahingehend zusammen, dass die übliche Aufteilung in genetische Vererbung, gemeinsame familienbezogene Umwelteinflüsse und sonstige Umwelteinflüsse für die kausale Interpretation zu kurz greift, da es zu bedeutenden Genom-Umwelt-Kovarianzen kommt, die in ihrer Komplexität noch nicht ausreichend verstanden sind. Entsprechend zurückhaltend muss man die Befunde interpretieren, die aus dieser Dreiteilung stammen. Die Annahme hinter der Dekomposition in genetische Vererbung, gemeinsame familienbezogene Umwelteinflüsse und sonstige Umwelteinflüsse ist, dass diese Einflüsse additiv wirken. Diese Annahme trifft aber offensichtlich nicht zu. Eine Dreiteilung kann daher nur einen Hinweis darauf geben, in welchen Größenordnungen sich die Einflussfaktoren bewegen.

6.3 Analysen mit Zwillingsdaten

Für das bessere Verständnis der Mechanismen von herkunftsbedingten Einflüssen auf die Bildung (und damit letztendlich auf soziale Mobilität) wird im Folgenden mit den TwinLife-Daten (Diewald et al. 2018) für Deutschland untersucht, in welchen Größenordnungen die genetische Vererbung, die gemeinsamen familienbezogenen Umwelteinflüsse und die sonstigen Umwelteinflüsse zur Erklärung von Bildungsbeteiligungen beitragen können. Die Analysen folgen eng den Analysen von Schulz, Schunck, Diewald und Johnson (2017).³⁰ Schulz et al. (2017) zeigen, dass die genetische Komponente bei der Vererbung kognitiver Fähigkeiten im Sekundarschulalter bedeutsam ist, die Wahl der Schulform (Gymnasium ja/nein) jedoch viel stärker von gemeinsamen familienbezogenen Umweltfaktoren abhängt.

In der Analyse werden drei Bildungsaspekte untersucht: zum einen die kognitiven Fähigkeiten, zum anderen der Übergang nach der Grundschule auf eine nicht-gymnasiale Schulform und zum dritten der Übergang nach der Sekundarstufe in eine berufliche Ausbildung oder in ein Studium. Im ersten Schritt werden für diese Bildungsaspekte Modelle gerechnet, die eine (additive) Aufteilung in genetische Vererbung, familienbezogene Umwelteinflüsse und sonstige Umwelteinflüsse erlauben. In einem zweiten Schritt werden zusätzliche logistische Regressionsmodelle gerechnet, die – ähnlich zu den Analysen in Kapitel **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** – die Bedeutung einzelner herkunftsbedingter Ressourcen erkennbar machen.

6.3.1 Verwendete Daten (TwinLife Daten)

Für die Analysen wird die erste Welle der Scientific Use Files der TwinLife-Daten verwendet (Diewald et al. 2018). In der ersten Analyse wird der Übergang in eine nicht-gymnasiale Schulform untersucht. Da die Daten keine retrospektiven Informationen zur Bildungs- oder Erwerbsbiographie beinhalten, werden die Angaben zum Zeitpunkt der Befragung verwendet. In die erste Analyse gehen die ca. 11-Jährigen und die ca. 17-Jährigen in die Analysen ein. Kinder, die noch in der Grundschule sind (v.a. Berlin und Brandenburg sowie verspätete Einschulungen und Wiederholer/innen) werden von den Analysen ausgeschlossen. Für die späteren logistischen Regressionen werden Geschlecht, Alter, In-

³⁰ Ein besonderer Dank geht an die Autoren für die Bereitstellung der do-files für eine Replikation und Weiterführung der Analysen.

telligenz der Eltern (Cultural Fair Intelligence Test), Intelligenz der Kinder sowie die Bildung, die Erwerbstätigkeit, der sozio-ökonomische Status und das Haushalts-Einkommen der Eltern berücksichtigt. Fehlende Werte werden imputiert (vgl. Schulz et al. 2017).

Für die zweite Analyse wird der Übergang in eine Ausbildung oder ein Studium untersucht. Die Befragten (Kohorte 4) sind zum Befragungszeitpunkt ca. 23 Jahre alt, d.h. einige sind noch im Bildungssystem und müssen noch ihre Ausbildung oder Studium beenden. Diesen Personen wird der aktuelle Bildungsgang als höchster Bildungsabschluss zugewiesen (vgl. Baier und Lang (2019) für eine Abschätzung des Fehlers für diese Annahme). Aus Fallzahlgründen können keine Analysen durchgeführt werden für Personen, die weder Ausbildung noch Studium machen. Für die spätere logistische Regression wird das Haushaltseinkommen nicht berücksichtigt, weil es je nach Wohnsituation nicht zwingend das elterliche Haushaltseinkommen darstellt.

Für die Bestimmung der Anteile von genetischer Vererbung, von gemeinsamen familienbezogenen Umwelteinflüssen und von sonstigen Umwelteinflüssen wird das so genannte ACE-Modell verwendet (vgl. Visscher et al. 2008), die Implementation erfolgte in Stata 14 mit dem ado von Volker Lang (Lang 2017). Die drei Buchstaben stehen für die jeweiligen Komponenten. Da in den Daten ausführliche Informationen zu den Eltern vorliegen, kann das Ausmaß der assortativen Partnerwahl geschätzt werden. Daher wird – Schulz et al. 2017 folgend – zwischen den zweieiigen Zwillingen eine Korrelation von 0,6 angenommen (statt 0,5). Es gibt zahlreiche Studien, die zeigen, dass diese Anpassungen durchaus deutliche Auswirkungen auf die Ergebnisse haben können (z.B. Baier und Lang 2019). Die Analysen sind allerdings durch die verschiedenen Anpassungen der Parameter nicht sehr robust, was zusätzlich bei der Interpretation berücksichtigt werden muss.

6.3.2 ACE-Modelle für Intelligenz und Bildungsübergänge

Im ersten Schritt wird untersucht, welche Einflussfaktoren für die Beschreibung der Varianz in der Intelligenz verantwortlich sind. Die Ergebnisse sind in Tabelle 6.1 aufgelistet. In der Stichprobe der 11- und 17-Jährigen werden gut 49 Prozent der Varianz durch genetische Einflussfaktoren beschrieben. Familienbezogene Umwelteinflüsse sind weniger relevant mit 23 Prozent, während sonstige Umwelteinflüsse (die Residualkategorie) knapp 28 Prozent der Varianz beschreiben. Wie bei Schulz et al. (2017) überwiegen bei den kognitiven Fähigkeiten die Einflüsse der genetischen Faktoren, jedoch sind die Zahlen nicht ganz so deutlich wie bei Schulz et al. und liegen eher im Rahmen der Befunde von Haworth et al. (2010).³¹

Die Befunde zeigen das übliche Bild, dass für kognitive Fähigkeiten bzw. Intelligenz die genetischen Einflussfaktoren die größte Rolle spielen. Doch es zeigen sich im Einklang mit der jüngeren Literatur auch wesentliche familienbezogene Umwelteinflüsse.

³¹ Für die Abweichungen zu Schulz et al. (2017) kann es eine Reihe von Erklärungen geben. Zum einen konnten nicht alle Variablen (Regionalinformationen) wie bei Schulz et al. verwendet werden, da sie nicht im Scientific Use File zugänglich sind. Dadurch können auch die Imputationsmodelle etwas andere Werte generiert haben. Drittens wurde für die Schätzung ein anderes Software-Programm verwendet und viertens ist das Modell sensibel für bestimmte Einstellungen im Schätzverfahren.

Tabelle 6.1 ACE-Modell für Intelligenztest: Varianzanteile in %

kognitive Fähigkeiten	Gene	Familienbezogene Umwelteinflüsse	Sonstige Umwelteinflüsse	Um-
Alter 11/17	49,3	23,0	27,7	
Alter 23	56,8	8,6	34,7	

Quelle: TwinLife, Kohorten 2+3 und Kohorte 4, 1. Welle. Eigene Berechnungen (WZB)

Das Bild ändert sich, wenn man die Korrelationen für ältere Jahrgänge betrachtet. Haworth et al. (2010) finden in einer Meta-Studie einen Zuwachs an der Bedeutung von genetischen Einflussfaktoren und gleichzeitig eine Abnahme von familienbezogenen Umwelteinflüssen. Dieser Trend wird auch in den TwinLife-Daten deutlich, wenn man die 11- und 17-Jährigen mit den 23-Jährigen vergleicht. Die genetischen Faktoren gewinnen an Bedeutung, die familienbezogenen Umwelteinflüsse sind nur noch wenig relevant. Erklärt wird die Zunahme der Bedeutung genetischer Einflussfaktoren in der Literatur mit der Tatsache, dass sich die Menschen mit zunehmenden Alter die Umwelten so aussuchen, dass die Umwelt die genetischen Einflussfaktoren verstärken können (Deary, Yang, Davies, Harris, Tenesa und Liewald 2012), d.h. sie in Umwelten sind, in denen ihre genetisch bedingten Veranlagungen am positivsten wirken können. Die familienbezogenen Umwelteinflüsse nehmen ab, da die Kinder weniger der gemeinsamen Erziehung der Eltern ausgesetzt sind.

Interessant ist nun, wie die einzelnen Mechanismen auf den entscheidendsten Bildungsübergang im deutschen Bildungssystem wirken, beim Übergang nach der Grundschule in die weiterführende Schule. Hier stellen sich bereits oft die Weichen für zukünftige Platzierungen und Auf- bzw. Abstiege. Tabelle 6.2 **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** zeigt den Einfluss von genetischer Vererbung, familienbezogenen Umwelteinflüssen und sonstigen Umwelteinflüssen auf den Schulbesuch im Alter von 11 bzw. 17 Jahren. Die Befunde zeigen, dass hier der Einfluss der familienbezogenen Umwelteinflüsse deutlich größer ist als bei den kognitiven Fähigkeiten: die familienbezogenen Umwelteinflüsse sind etwa gleich stark oder stärker als die genetischen Einflussfaktoren.³² Für Deutschland, das den Eltern bei den Bildungsübergängen nach der 4. Klasse eine große Mitsprache einräumt, ist dies nicht verwunderlich. Interessant ist allerdings, dass sonstige Umwelteinflüsse eine geringe Rolle spielen. Darunter können sehr viele Aspekte fallen wie abweichende Grundschullempfehlungen, individuelle Talente und Vorlieben, unterschiedliche elterliche Förderung, etc. Die Bildungsentscheidung nach der Grundschule bleibt ein sehr stark familienbezogenes Unterfangen.

Tabelle 6.2 ACE-Modell für Bildungsübergänge: Varianzanteile in %

	Gene	Familienbezogene Umwelteinflüsse	Sonstige Umwelteinflüsse	Um-
Schulbesuch unterhalb des Gymnasiums	40,5	43,3	16,2	
Ausbildung vs. Studium	31,7	19,6	48,7	

Quelle: TwinLife, Kohorten 2+3 und Kohorte 4, 1. Welle. Eigene Berechnungen (WZB)

³² Schulz et al. (2017) finden für den Übergang in das Gymnasium stärkere familienbezogene Umwelteinflüsse und schwächere genetische Einflussfaktoren. Zu möglichen Abweichungen siehe vorherige Fußnote.

Dieses Bild ändert sich, wenn man sich die Übergangsentscheidungen nach Abschluss der Sekundarstufe betrachtet. Die genetischen Einflussfaktoren verlieren etwas in ihrer Bedeutung, die familienbezogenen Umwelteinflüsse nehmen stark an Bedeutung ab, dafür werden sonstige Umwelteinflüsse bedeutender, sie machen knapp die Hälfte der Varianz aus. Dies ist im Einklang mit der soziologischen Literatur, wonach spätere Bildungsübergänge weniger stark von der sozialen Herkunft abhängen.

6.3.3 Regressionsmodelle für Intelligenz und Übergänge in der Sekundarstufe und nach der Sekundarstufe

Zum Abschluss werden vier Regressionsanalysen gezeigt, die den Einfluss der einzelnen eigenen und vor allem elterlichen Ressourcen auf vier Bildungsergebnisse darstellen: 1) auf die Intelligenz zum Alter 11 bzw. 17 Jahren, 2) auf die Intelligenz im Alter von 23 Jahren, 3) auf die Übergänge in nicht-gymnasiale Schulen und 4) auf die Übergänge in die Ausbildung vs. Studium. Die Ergebnisse in Tabelle 6.3 verdeutlichen, dass die elterlichen Ressourcen bei den jeweiligen Bildungsergebnissen wie erwartet eine bedeutende Rolle spielen. Die Intelligenz der Kinder im Alter von 11 bzw. 17 Jahren wird – wie oben gezeigt – von der Intelligenz der Eltern positiv beeinflusst. Wie oben gesehen spielen für diese Vererbung genetische Einflussfaktoren eine nennenswerte Rolle (ca. 50 % der Vererbung werden den genetischen Faktoren zugeschrieben). Der elterliche Bildungsabschluss hat unter Berücksichtigung der elterlichen Intelligenz zusätzlich einen negativen Einfluss auf die Intelligenz der Kinder. Je höher der berufliche Status der Eltern, desto höher die Intelligenz, und schließlich wirkt sich auch hohes Einkommen positiv auf die Intelligenzentwicklung des Kindes aus. Dies zeigt, dass die Umwelteinflüsse wesentliche Bestimmungsfaktoren für die Intelligenzentwicklung der Kinder darstellen, zusätzlich oder in Wechselwirkung zu genetischen Einflussfaktoren.

Für die spätere Messung der Intelligenz findet man einen etwas höheren Einfluss der elterlichen Intelligenz, der berufliche Status der Eltern hat einen vergleichbaren Einfluss wie bei jüngeren Kindern, die Bildungsabschlüsse der Eltern spielen bei den jungen Erwachsenen keine eigenständige signifikante Rolle mehr. Interessanterweise wird der Geschlechtereffekt signifikant, Männer schneiden besser ab. Dies könnte bereits ab diesem Alter durch selbst gewählte oder zugewiesene unterschiedlich stimulierende Lernumwelten bedingt sein.

Für den Übergang in eine Schulform unterhalb des Gymnasiums findet man einen starken Effekt zuungunsten der Jungen, diese sind in den niedrigeren Schulformen überrepräsentiert. Die eigene Intelligenz und die Intelligenz der Eltern haben einen vergleichsweise deutlichen Einfluss auf die Schuwahl: Kinder und Eltern mit geringerer Intelligenz wählen eher Schulen unterhalb des Gymnasiums. Ähnlich deuten wirken darüber hinaus aber auch die Bildungsabschlüsse der Eltern gemeinsam mit dem beruflichen Status und dem hohen Einkommen. Eltern mit niedrigem Schulabschluss, mit geringerem Status und ohne hohes Einkommen senden ihre Kinder eher auf eine Schule unterhalb des Gymnasiums. Wie in den ACE-Modellen wirken bei diesem Übergang genetisch bedingte Faktoren und familienbezogene Umwelteinflüsse stark auf die Bildungsentscheidung. Die Analysen hier unterstreichen, dass beide Faktoren, die eigene Intelligenz, die zum Teil genetisch bedingt ist, und die sozio-ökonomischen Charakteristika, einen Einfluss auf die Bildungsentscheidungen haben.

Zuletzt wird der Übergang in eine Berufsausbildung vs. in ein Studium analysiert. Hier wirkt die eigene Intelligenz in die erwartete Richtung, die Intelligenz der Eltern hat keinen eigenständigen signifikanten Einfluss mehr. Eine niedrige Bildung der Eltern und ein niedrigerer Berufsstatus begünstigen die Aufnahme einer Ausbildung statt eines Studiums. Die Intraklassenkorrelation gibt einen Hinweis darauf, dass für diese Bildungsentscheidungen genetische und nicht-genetische familienbezogene Einflussfaktoren eine geringere Rolle spielen.

Tabelle 6.3 Lineare und logistische Regressionsanalysen für Intelligenz und Bildungsübergänge in Abhängigkeit der elterlichen Ressourcen.

	Intelligenz im Alter 11/17			Intelligenz im Alter 23			Übergang in nicht-Gymnasium			Übergang in Ausbildung vs. Studium		
	Koeff.	Sig.	Std.-fehler	b	sig.	Std.-fehler	OR	sig.	Std.-fehler	OR	sig.	Std.-fehler
Eigenschaften des Kindes												
Alter	0,124	***	0,004	0,016		0,010	0,897	***	0,029	0,968		0,062
Geschlecht (1=männlich)	-0,021		0,026	0,140	***	0,039	1,762	**	0,340	1,136		0,217
Intelligenzwert							0,253	***	0,029	0,201	***	0,031
Mittlere Intelligenz der Eltern	0,311	***	0,021	0,341	***	0,031	0,445	***	0,068	0,795		0,118
Bildung der Eltern ISCED (Ref.=5 & 6)												
ISCED level 1 & 2	-0,172	*	0,070	-0,133		0,100	6,688	***	3,403	2,025		0,927
ISCED level 3 & 4	-0,071	*	0,034	-0,052		0,055	3,520	***	0,917	1,659	*	0,401
Mind. ein Elternteil arbeitet	-0,039		0,061	-0,154		0,087	3,177	**	1,398	2,424	*	0,933
Mittlerer elterlicher ISEI-Status	0,004	***	0,001	0,004	*	0,001	0,973	***	0,006	0,982	**	0,007
Nettoäquivalenzeinkommen des Haushalts (Ref: niedrigster EK-Quintil)												
2. Quintil	0,012		0,045				0,905		0,284			
3. Quintil	0,030		0,050				1,006		0,346			
4. Quintil	0,070		0,051				0,717		0,260			
5. Quintil	0,115	*	0,056				0,298	**	0,118			
Konstante	-1,987	***	0,085	-0,014		0,243	2,845		1,835	1,431		2,175
Anzahl Kinder	4811			2003			4584			2003		
Anzahl Familien	2.077			1.335			2.032			1.335		
Intraklassenkorrelation				0,463			0,781			0,583		
R2 (insgesamt)	0,324			0,170								
Wald Chi2	1709,1			284,9			294,9			147,0		
Freiheitsgrade	11			7			12			8		

Quelle: TwinLife, Kohorten 2+3 und Kohorte 4, 1. Welle. Eigene Berechnungen (WZB)

Lesebeispiel: Bei der Intelligenz der Kinder im Alter 11/17 gibt es einen Zusammenhang mit der elterlichen Bildung. Kinder, deren Eltern einen geringen Bildungsabschluss haben (ISCED 1+2, d.h. Hauptschule ohne Berufsausbildung), haben einen Intelligenzwert, der im Schnitt 0,172 Standardabweichungen geringer ist als der Intelligenzwert der Kinder von Akademiker-Eltern (ISCED 5+6), unter Kontrolle der aufgeführten anderen Einflussgrößen im Modell. Beim Übergang auf eine Schule unterhalb des Gymnasiums haben die Kinder im Schnitt ein 6,69 mal so hohes Risiko, eine solche Schule (im Vergleich zum Gymnasium) zu besuchen als Akademiker-Kinder, unter Kontrolle der jeweils anderen Einflussgrößen.

6.4 Zusammenfassung und Bewertung

Über die Frage, welche Faktoren die Bildungsübergänge – und allgemeiner: die Bildungschancen – prägen, gibt es eine umfassende Literatur. Die Unterscheidung in primäre und sekundäre Herkunftseffekte (siehe Kapitel 5) ist ein hilfreicher Ansatz, die Einflussfaktoren zu systematisieren, auch wenn die Wirkmechanismen hinter diesen Effekten nicht immer klar sind. So wird für primäre Herkunftseffekte angenommen, dass neben lernförderlichen häuslichen Umwelten auch genetische Einflussfaktoren eine Rolle spielen, da die Vererbung von Intelligenz zwischen Eltern und Kindern gut dokumentiert ist (vgl. Nisbett et al. 2012) und sich diese kognitiven Fähigkeiten positiv auf den Lernerfolg und somit auf die primären Effekte auswirken. Unklar ist jedoch, welche Bedeutung genetische Einflussfaktoren haben. Eine solche Einschätzung wäre hilfreich, um besser zu verstehen, wie Förderprogramme für benachteiligte Kinder wirken bzw. überhaupt wirken können.

Die vorliegenden Analysen können diese Frage nicht eindeutig beantworten. Denn die Einteilung in genetische Einflussfaktoren, familienbezogene Umwelteinflüsse und sonstige Umwelteinflüsse unterstellt, dass diese Faktoren unabhängig und additiv wirken. Jedoch haben zahlreiche Studien gezeigt, dass es bedeutsame Wechselwirkungen zwischen der genetischen Ausstattung und der Umwelt gibt. Je nach Umweltbedingungen können genetische Veranlagungen deutlich stärker oder deutlich schwächer wirken. Eine modellhafte Einschätzung der Bedeutung dieser drei Faktoren ist folglich nur mit größter Zurückhaltung zu interpretieren.

Die Analysen suggerieren, dass der Einfluss der genetischen Faktoren für das Ausmaß der Intelligenz wichtiger ist als für die Übergangsentscheidungen nach der Grundschule oder nach der allgemeinbildenden Schule. Hier weisen die Analysen in eine Richtung, dass der Übergang nach der Grundschule durch familienbezogene Umwelteinflüsse und durch genetische Faktoren geprägt ist, wobei die familienbezogenen nicht-genetischen Einflüsse etwas stärker sind (vgl. auch Schulz et al. 2017). Bei dem Übergang nach der Schule in Ausbildung oder in ein Studium sind es vor allem nicht-familienbezogene Faktoren, die eine Rolle spielen. Genetische Einflüsse sind bei diesem Übergang geringer als beim ersten Übergang und damit eher untergeordnet.

Insgesamt sind die Ergebnisse im Einklang mit bestehenden Befunden aus anderen Kontexten – soweit vorhanden und vergleichbar. Allerdings basieren auch die anderen Befunde auf den letztlich nicht haltbaren Annahmen des Modells. Die Ergebnisse können daher nur vorsichtige Hinweise auf die Wirkmechanismen für Bildungserfolg und damit letztlich für das Potenzial für soziale Auf- und Abstiege geben. Für primäre Herkunftseffekte, die in erster Linie Unterschiede in den kognitiven Leistungsfähigkeiten abbilden, gibt es den Hinweis, dass diese bis zur Hälfte durch genetische Faktoren beeinflusst werden können. Allerdings zeigt die Forschung, dass die genetischen Voraussetzungen je nach Kontext unterschiedlich wirken. Gleichzeitig zeigen die Ergebnisse, dass bei den relevanten Übergängen die nicht-genetischen familienbezogenen Umwelteinflüsse mindestens ebenso relevant sind. Somit liegt der Schluss nahe, dass Umwelteinflüsse die deutlich maßgeblicheren Faktoren für den Bildungserfolg sind. Entsprechend gibt es für Eltern, Schulen und andere staatliche Stellen die Möglichkeit, durch gezielte Förderung benachteiligte Kinder und Jugendliche zu unterstützen und ihnen einen Weg zu mehr Aufstiegschancen aufzuzeigen.

7. Frühkindliche Bildungsmaßnahmen und soziale Mobilität– eine Meta-Analyse

7.1 Fragestellung und vorhandene Meta-Studien

Eine Vielzahl von Studien hat sich im letzten Jahrzehnt mit der Frage befasst, in welchem Lebensalter die kritischen Entscheidungen getroffen werden, die langfristig Ungleichheiten im Hinblick auf Bildung, Erwerbseinkommen oder den beruflichen und sozialen Status determinieren. Dabei zeigt sich, dass sich die kognitiven Fähigkeiten bis zum Lebensalter von zehn Jahren ausformen (Doyle, Harmon, Heckman und Tremblay 2009; Heckman und Mosso 2014). Zudem zeigt die Literatur, dass sich der Erwerb von Fähigkeiten in unterschiedlichen Entwicklungsstadien angefangen von der frühen Kindheit kumulativ verstärkt (Heckman und Cunha 2007). Entsprechend wichtig sind Bildungsmaßnahmen in der frühen Kindheit für die künftigen Lebenschancen.

Bildungs- und andere Maßnahmen im frühkindlichen Alter wirken fördernd für intergenerationale soziale Aufstiege, wenn insbesondere Kinder aus Familien mit geringen Bildungsvoraussetzungen oder mit niedrigem sozio-ökonomischem Status daran teilnehmen. Eine besondere Gruppe stellen die Kinder mit einem Migrationshintergrund dar (Lanfranchi 2002), bei denen teilweise die sprachlichen Voraussetzungen geschaffen werden müssen, um ihnen die gleichen Chancen im weiteren Bildungsverlauf zu ermöglichen wie anderen Kindern.

In den meisten Ländern nehmen allerdings Kinder aus Familien mit geringem Status oder mit Migrationshintergrund seltener an frühkindlicher oder vorschulischer Bildung und Erziehung teil (OECD 2016). Daher stellt sich die Frage, ob solche Maßnahmen sich besonders oder ausschließlich an die Zielgruppe der Kinder aus (relativ) benachteiligten Elternhäusern richten sollten. Einerseits legen die positiven Ergebnisse von solchen Maßnahmen wie dem „Perry Preschool Program“ (Barnett 1995) oder dem Programm „Head Start“ (Almond und Currie 2011) nahe, dass eine starke Orientierung an der Zielgruppe der benachteiligten Kinder für die soziale Mobilität wirkungsvoll sein könnte. Andererseits könnten verstärkt Anstrengungen unternommen werden, die Beteiligung benachteiligter Kinder an der allgemeinen Bildung und Erziehung in Kindergärten oder Vorschulen zu erhöhen.

Die Voraussetzung für einen Effekt dieser Maßnahmen auf die soziale Mobilität ist in jedem Fall, dass diese Maßnahmen auch wirkungsvoll sind. Diskussionsbeiträge wie z. B. Barnett und Belfield (2006) unterstreichen die erheblichen Unterschiede in der Wirksamkeit unterschiedlicher Maßnahmen und Programme. Dabei geht es z. B. um die Qualität der Lehrpläne, die Ausbildung der Lehrkräfte und die Intensität der Betreuung. Ferner steht in der Diskussion, ob frühkindliche Maßnahmen besonders stark auf die kognitive Bildung ausgerichtet sein sollten, ob sie soziale und nicht-kognitive Fähigkeiten stärker berücksichtigen sollten oder ob eine Kombination dieser Ansätze am wirkungsvollsten wäre (Stamm und Viehhauser 2008). Die frühkindlichen und vorschulischen Angebote in einzelnen Ländern setzen hierbei deutlich unterschiedliche Schwerpunkte.

Ausgehend von frühen Studien aus den USA aus den 1960er und 1970er Jahren liegt inzwischen eine Vielzahl von Wirkungsstudien frühkindlicher und vorschulischer Erziehung und Bildung vor. Daher besteht die Möglichkeit, zu diesem Thema Meta-Analysen der vorhandenen Literatur vorzunehmen. Darunter ist die statistische Auswertung vorhandener Forschungsergebnisse zu verstehen. Meta-Analysen sind immer dann möglich, wenn eine große Zahl an einzelnen Studien vorliegt, deren Inhalt standardisierbar ist. Sie ermöglichen einen Vergleich der Wirkungen zwischen unterschiedlichen Maßnahmen und Kontexten. Dabei wird auch für Unterschiede im Studiendesign, z. B. in den Daten und empirischen Verfahren, kontrolliert.

Für die frühkindlichen Bildungsmaßnahmen liegen Meta-Analysen von Camilli, Vargas, Ryan und Barnett (2010), Fukkink, Jilink und Oostdam (2017), McCoy et al. (2017) sowie van Huizen und Plantenga (2018) vor. Camilli et al. (2010) beziehen Literatur von ca. 1960 bis 2000 ein und fokussieren sich auf die USA sowie auf kognitive Ergebnisse, z. B. Testergebnisse. Ebenfalls auf die USA beschränkt ist die Analyse von McCoy et al. (2017), welche jedoch die mittel- und langfristigen Effekte auf den weiteren Bildungsverlauf thematisieren. Beide Studien ziehen eine positive Bilanz zur Wirkung frühkindlicher Bildungsmaßnahmen.

Fukkink et al. (2017) nehmen ausschließlich Studien aus den Niederlanden zur Grundlage ihrer Analyse. Eine zentrale Frage ist, ob spezifische Maßnahmen für Kinder aus bildungsbenachteiligten Elternhäusern, die über die allgemeine Vorschule hinausgehen, zusätzliche Wirkungen haben; diese Frage wird verneint. Schließlich begrenzen sich van Huizen und Plantenga (2018) auf 30 Studien aus verschiedenen Ländern, die die Wirkung frühkindlicher Bildung und Betreuung mit der Methode der „natürlichen Experimente“ schätzen. Nach ihren Ergebnissen kann vor allem die Qualität der Programme die Unterschiede in den Ergebnissen zwischen unterschiedlichen Maßnahmen erklären. Die Qualität wird dabei am Verhältnis von Kindern und Erziehungskräften, an den Ausbildungsanforderungen an die Erziehungskräfte und an weiteren, qualitativ erfassten Faktoren gemessen. Darüber hinaus sind die Effekte eher statistisch signifikant, wenn es sich um eine Maßnahme für Kinder aus benachteiligten Haushalten handelt. Neben den Meta-Studien gibt es eine Vielzahl weitere Literaturüberblicke, die die Ergebnisse nicht statistisch analysieren, z. B. Burger (2010), Dietrichson, Kristiansen und Nielsen (2018), Magnusson und Duncan (2016) sowie Ruhm und Waldfogel (2011).

Die vorhandenen Meta-Analysen zum Thema der frühkindlichen Bildungsmaßnahmen fokussieren entweder nicht auf die frühkindliche Erziehung als Ausgangspunkt für soziale Mobilität, oder ihre Ergebnisse lassen sich wegen des unterschiedlichen Bildungssystems nicht unbedingt auf Deutschland übertragen. In diesem Kapitel werden die vorliegenden Meta-Analysen deshalb durch eine Untersuchung darüber ergänzt, wie frühkindliche Erziehung die Voraussetzungen für soziale Mobilität schaffen kann. Dazu werden die folgenden Fragen analysiert:

- Sind die Maßnahmen überhaupt wirksam? Welche Art von Maßnahmen ist wirksamer als andere? Unter welchen Voraussetzungen?
- Profitieren insbesondere Kinder aus Elternhäusern mit niedrigem sozio-ökonomischem Status und Migrationshintergrund von den Maßnahmen?
- Profitieren Kinder nicht nur im Hinblick auf kurzfristige Effekte (z. B. Kompetenztests), sondern auch im Hinblick auf die längerfristige Entwicklung und den Bildungsverlauf?

Programme im frühkindlichen Bereich können auch noch andere Auswirkungen haben, z. B. auf die Erwerbsbeteiligung von Frauen, und damit die soziale Mobilität und die Vermeidung von Ungleichheit ebenfalls fördern. Diese Effekte können im Folgenden allerdings nicht berücksichtigt werden.

Wenn im Folgenden von Maßnahmen die Rede ist, so sind alle Arten von Maßnahmen, Programmen und Einrichtungen gemeint, in denen Kinder während der frühen und vorschulischen Phase Bildung, Betreuung und Erziehung erhalten. Die Spannweite reicht von Regeleinrichtungen wie Vorschule und Kindergarten bis zu Maßnahmen und Modellprojekten für spezifische Gruppen von Kindern.

7.2 Einbezogene Studien zum Einfluss frühkindlicher Bildung

Im Rahmen des Projekts wurde eine umfassende Literaturrecherche durchgeführt. Auf verschiedenen online-Literaturdatenbanken, die in der pädagogischen oder ökonomischen Literatur verbreitet sind oder die fachübergreifend benutzt werden, wurde nach Wirkungsstudien zum Thema frühkindlicher

Bildung und Erziehung gesucht.³³ Es wurden sowohl deutsch- als auch englischsprachige Beiträge einbezogen. Dabei dienten unterschiedliche Schlüsselwörter in unterschiedlichen Kombinationen als Suchkriterien.³⁴

Zusätzlich wurde nach Studien aus Ländern gesucht, die öffentliche vorschulische Betreuung anbieten, wie Frankreich, England, Irland, Italien, Polen, Schweden oder die Schweiz. Besonders ergiebig stellte sich allerdings die Recherche nach dem Schneeballsystem heraus. Hierfür wurden Referenzen und Zitationen von bereits durchgeführten Meta-Analysen oder Übersichtsarbeiten über ähnliche Forschungsthemen so lange verwendet und überprüft, bis auf diesem Weg keine neuen Studien mehr aufgefunden werden konnten.

Nach erster Sichtung der Studien folgte eine nähere Eingrenzung des Forschungsfeldes. Hierfür wurden Inklusionskriterien aufgestellt, die noch vor der Feinkodierung abgefragt wurden. Aufgenommen wurden Studien über die Auswirkung von vorschulischer Erziehung auf die Entwicklung von Kindern, die Ergebnisse nicht ausschließlich über einen kurzen Zeitraum messen. Die einbezogenen Studien beziehen sich auf frühkindliche Programme, die teilnehmenden Kinder sind zwischen 0 und 5 Jahre alt. Ferner wurden ausschließlich Wirkungsstudien einbezogen, die mit einem Kontrollgruppen-Ansatz verwenden. Nur wenn alle Kriterien zutrafen, wurde die Primärstudie in die Meta-Analyse aufgenommen. Außerdem wurde ein zeitliches Ausschlusskriterium hinzugefügt. Alle einbezogenen Studien wurden nach 1980 veröffentlicht.

Im weiteren Verlauf wurden die einbezogenen Primärstudien einheitlich kodiert. Das eigens dafür entwickelte Kodierschema erfasst wichtige Informationen zur Studie, Vorschulprogramm, Datensatz und Sample sowie zu den Untersuchungsergebnissen, Teilstichproben und Effektschätzungen. Die Studien wurden von einem Wissenschaftler und zwei studentischen Hilfskräften kodiert. Dabei wurden die Kodiererergebnisse wiederholt abgeglichen und das verwendete Kodierschema verfeinert, um subjektive Faktoren bei der Kodierung möglichst gering zu halten.

Die Beobachtungseinheit dieser Meta-Analyse stellt die einzelnen Effektberechnungen dar. Untersucht, beispielsweise, eine Studie die Auswirkungen von Vorschulbesuch auf mathematische und sprachliche Fähigkeiten im Alter von 12, dann werden die Schätzungen für beide Fächer einzeln kodiert. Ebenso einzeln kodiert wurden auch Effektberechnungen, für die Teilstichproben gegeben sind, wie zum Beispiel sozio-ökonomischer oder Migrationsstatus. Dadurch stellten sich manche Primärstudien als besonders ergiebig heraus, da sie eine Vielzahl an Beobachtungen lieferten. Bei den Ergebnissen, die sich lediglich aus methodischen Gründen unterscheiden, wurde jeweils nur ein Ergebnis verwendet. Dabei wurde entweder das von den Autorinnen oder Autoren präferierte Ergebnis oder der robustere Schätzansatz bzw. die umfangreichere Spezifikation ausgewählt.

Schließlich wurden 44 Studien in den Datensatz dieser Meta-Analyse einbezogen, die insgesamt 654 einzelne Beobachtungen liefern. Studien aus den Vereinigten Staaten machen den größten Anteil aus, hier wurden meist die Auswirkungen des „Head Start“-Programms untersucht, welches im Jahr 1965 als vorschulische Erziehungsmaßnahme für Kinder aus Familien unter der Armutsgrenze eingeführt wurde. Außerdem ist ein großer Anteil der Beobachtungen in Deutschland, im Vereinigten Königreich oder in Norwegen erhoben worden. Der Zeitraum der Beobachtungen erstreckt sich von 1967 bis 2016.

³³ Die folgenden Portale wurden benutzt: <http://repec.org/>, <https://www.econbiz.de/>, <https://scholar.google.de/>, <https://eric.ed.gov/>, www.fachportal-paedagogik.de/suche, <https://www.semanticscholar.org/>.

³⁴ Nach folgenden englischen Schlüsselbegriffen wurde gesucht: early childhood, preschool, early years, Perry preschool program, 0-5 years; educational achievement, cognitive skills, non-cognitive skills, long-term effect, social mobility; parental background, social background, disadvantaged groups, parental involvement. Im Deutschen wurden verwendet: Frühkindliche Betreuung und Bildung, Vorschule, frühe Kindheit; kognitive/nicht kognitive Fähigkeiten, soziale Mobilität, Bildungserfolg; sozialer Hintergrund, benachteiligte Gruppen, Elterneinbezug.

Besonders viele Ergebnisse lieferte eine Studie aus Norwegen von Havnes und Mogstad (2009). Hier wurden 56 Beobachtungen kodiert, die das Verhältnis zwischen vorschulischer Erziehung und Einkommen oder Schulleistungen untersuchen, jeweils für männliche und weibliche Teilnehmende sowie für Kinder aus bildungsfernen Familien. Auch eine englische Studie von Apps, Mendolia und Walker (2013) lieferte 44 Effektschätzungen. Hier wurde eine Vielzahl an Ergebnissen zu kognitiven Fähigkeiten aber auch zu schulischen oder arbeitsmarktspezifischen Leistungen erhoben. Weiterhin sind zwei Studien im Datensatz enthalten, die Effekte für Programme in mehreren Ländern errechnen. So untersucht Schütz (2009) die Langzeitwirkung von vorschulischen Maßnahmen in 37 Ländern, die an der PISA Studie 2003 teilnahmen. Felfe und Huber (2015) beschäftigen sich in ihrer Studie mit den kurzfristigen Auswirkungen von Vorschule auf die Integration in das lokale Bildungssystem in verschiedenen osteuropäischen Ländern ausschließlich für Kinder aus Sinti- und Roma-Familien.

Die Studien entstammen der pädagogischen, soziologischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Fachliteratur. Entsprechend unterschiedlich sind die Methoden. Während in der pädagogischen Forschung in der Regel detaillierte Längsschnittinformationen aus Kohortenstudien verwendet werden, dominieren in der ökonomischen Literatur natürliche Experimente, z. B. Anwendungen des Differenz-von-Differenzen-Verfahrens oder das Regression Discontinuity Design. Nur wenige der einbezogenen Studien sind randomisierte Feldexperimente.

Beinahe die Hälfte der Beobachtungen verteilt sich auf Deutschland und die Vereinigten Staaten. Die Studien aus Deutschland untersuchen insbesondere die Auswirkungen des Kindergartens oder der Krippe auf die Entwicklung der Kinder. Die erste große europäische Längsschnittstudie wurde in England erhoben. Die Ergebnisse der EPPE-Studie (Effective Provision of Preschool Education) sind maßgeblich in den 85 Beobachtungen aus dem Vereinigten Königreich vertreten (Sammons, Elliot, Sylva, Melhuish, Siraj-Blatchford und Taggart 2004). Die norwegische Regierung verabschiedete im Jahr 1972 eine Reform zum Ausbau des vorschulischen Bildungsangebots. Jahrzehnte später untersuchen Havnes und Mogstad (2009), wie sich die Erweiterung der Kinderbetreuung auf die Kohorten vor und nach der Reform auswirken.

Tabelle 7.1 Anzahl der Studien und Beobachtungen nach Ländern

Länder	Anzahl der Beobachtungen	Anteil in %
Vereinigte Staaten	208	32
Deutschland	112	17
Vereinigtes Königreich	85	13
Norwegen	76	12
Kanada	45	7
Österreich	20	3
Kambodscha	13	2
Spanien	13	2
Ecuador	10	2
Osteuropa	8	1
Italien	7	1
Argentinien	6	1
Sambia	6	1
Sonstige Länder	45	7
Insgesamt	654	100

Quelle: IAW-Literaturdatenbank

Drei Viertel der einbezogenen Studien wurden nach 2007 veröffentlicht. Die meisten älteren Studien wurden in den Vereinigten Staaten erhoben. Sie entstanden im Nachgang zu den bahnbrechenden Arbeiten z. B. zum „Perry Preschool Project“. Allerdings wurde eine Vielzahl an Studien aus dem Datensatz exkludiert, die vor 1980 veröffentlicht wurden.

7.3 Studienergebnisse zur Wirksamkeit der Maßnahmen

Die in der Literatur verwendeten Wirkungsdimensionen sind unterschiedlich. Einbezogen werden einerseits Studien, die die Wirksamkeit im Hinblick auf den weiteren Bildungsverlauf betrachten. Andererseits sind auch Studien vertreten, die die Ergebnisse standardisierter Tests z. B. zur Leistung in bestimmten Schulfächern oder zur allgemeinen Entwicklung der kognitiven und nichtkognitiven Fähigkeiten als Ergebnisgrößen betrachten.

Dies hat zur Folge, dass es keinen einheitlichen Maßstab gibt, an dem die Größenordnung der Effekte gemessen werden kann. Die sonst verwendeten Effektgrößen lassen sich aus den berichteten Ergebnissen ebenfalls häufig nicht berechnen. Das verwendete Maß für die festgestellten Effekte schließt daher an die statistische Signifikanz an (ähnlich wie van Huizen und Plantenga 2018).

Bei gegebener Beobachtungszahl und gegebenem Studiendesign hängt die statistische Signifikanz positiv von der Effektgröße ab. Werden Beobachtungszahl und Studiendesign in der Schätzung berücksichtigt, bildet die statistische Signifikanz zugleich zumindest näherungsweise die Effektstärke ab.

In der Ergebnisgröße wird die Signifikanz (unterschieden zwischen höchstens 5 %- und höchstens 1 %-Fehlerwahrscheinlichkeit) mit einer Aussage über die Wirkungsrichtung kombiniert. Bei insignifikanten Ergebnissen wird die Wirkungsrichtung nicht berücksichtigt. Damit hat die abhängige Variable fünf Ausprägungen, die in Tabelle 7.2 dargestellt werden.

Tabelle 7.2 Abhängige Variable

Richtung	Anzahl	Anteil in %
Positiv, $p < 0.01$ ***	188	28,8
Positiv, $p < 0.05$ **	83	12,7
Insignifikant	299	45,8
Negativ, $p < 0.05$ **	27	4,1
Negativ, $p < 0.01$ ***	56	8,6

Quelle: IAW-Literaturdatenbank

Gut 40 % der in den Studien berichteten Ergebnisse sind signifikant positiv, sie kommen also zur Einschätzung, dass die Maßnahmen positive Wirkungen haben. Mit 46 % liefert knapp die Hälfte insignifikante Ergebnisse. Ca. ein Achtel der Ergebnisse sind signifikant negativ. Unter gewissen Umständen, können frühkindliche Erziehungsmaßnahmen also auch einen negativen Einfluss haben. Die Ergebnisse einer Langzeitstudie aus Kanada zeigen, beispielsweise, dass für Kinder aus begünstigten sozioökonomischen Verhältnissen die Teilnahme an vorschulischen Programmen keine akademischen Erfolge erzielte (Laurin et. al. 2015). Außerdem wurden negative Ergebnisse berichtet für Kinder, die das US-Programm „Head Start“ besuchten (Currie und Thomas 1998). Insbesondere bereits benachteiligte Kinder besuchten schlechtere Schulen als Kinder aus ähnlichen Verhältnissen, die nicht an dem

Vorschulprogram teilnahmen. Dementsprechend nahmen im späteren akademischen Verlauf die positiven Effekte der frühkindlichen Bildung ab und wurden für Kinder auf schlechteren Schulen sogar negativ.

Von den insgesamt 36 Ländern, die an der PISA-Studie teilnahmen, wurden für drei Länder ein negatives Verhältnis zwischen einer längeren Dauer des Vorschulbesuches und den PISA Testergebnissen im Alter von 15 Jahren festgestellt. In Korea und Irland konnten zwar positive Ergebnisse für den Besuch der Vorschule für weniger als ein Jahr bewiesen werden. Allerdings, Schülerinnen und Schüler, die länger die Vorschule besucht hatten, schnitten signifikant schlechter ab. Negative Ergebnisse für die Vereinigten Staaten seien nach Schütz (2009) weniger verwunderlich, da der Kindergarten formal als Schuleintritt gewertet wird. Kinder, die länger als ein Jahr den Kindergarten besuchten, haben tatsächlich einen verzögerten Schuleintritt. Dementsprechend besuchen sie niedrigere Klassen als ihre gleichaltrigen Mitschüler, die nur für ein Jahr oder weniger in den Kindergarten gingen. Insgesamt fallen die Unterschiede also sehr verschieden aus, so dass sich die Frage stellt, worauf diese Unterschiede zurückzuführen sind.

7.4 Faktoren für die Wirksamkeit frühkindlicher Bildungsmaßnahmen

Die in den Studien enthaltenen Informationen wurden in ein Kategorienschema eingeteilt. Diese Kategorien beinhalten Merkmale der Population, des Programms und des Studiendesigns (siehe Tabelle 7.3). Unter den Merkmalen zur untersuchten Population wurde das Alter der teilnehmenden Kinder zu Beginn der Maßnahme erfasst. Außerdem wurde unterschieden, ob die Kinder einen Migrationshintergrund haben, aus niedrigen sozialökonomischen Verhältnissen stammen oder ob die gesamte Population betrachtet wurde. Bezüglich des Migrationshintergrundes liefern die Studien unterschiedliche Definitionen. Bei den meisten Studien wird dies an der Abstammung beziehungsweise Ethnizität gemessen. Wenn die Eltern Einwanderer sind oder zuhause eine andere Sprache als die Landessprache gesprochen wird, so wird das Kind der Gruppe mit einem Migrationshintergrund zugeordnet. Wenige Studien beziehen sich auf ethnische Minderheiten. Ergebnisse für diese Gruppe wurden durch die Kodierung ebenfalls zu den Ergebnissen für die Bevölkerungsgruppe mit einem Migrationshintergrund zugeordnet.

Tabelle 7.3 Einbezogene Faktoren zur Erklärung der geschätzten Wirkung

Gruppe	Variable	Anzahl	Anteil in der Gruppe in %
1	Alter: bis zu 2 Jahre	172	26,3
1	Alter: 2 - 4 Jahre	334	51,1
1	Alter: 4 - 6 Jahre	91	13,9
1	Alter: keine Angabe	57	8,7
2	Zielgruppe: alle	518	79,2
2	Zielgruppe: niedriger SES	97	14,8
2	Zielgruppe: Migrationshintergrund	39	6,0
3	Dauer: < 2 Jahre (Basis: 3 Jahre und mehr)	106	16,2
3	Dauer: 2 - 3 Jahre	339	51,8
3	Dauer: > 3 Jahre	118	18,0
3	Dauer: keine Angabe	91	13,9
4	Zeitl. Umfang: 10 - 20h pro Woche	110	16,8
4	Zeitl. Umfang: ca.20h pro Woche	103	15,7
4	Zeitl. Umfang: mehr als 20h pro Woche	261	39,9
4	Zeitl. Umfang: keine Angabe	180	27,5
5	Typ: Kindergarten	174	26,6
5	Typ: Vorschule	214	32,7
5	Typ: Krippe (0-3 Jahre)	70	10,7
5	Typ: Kombination / andere	196	30,0
6	Schwerpunkt: kognitiv	481	73,5
6	Schwerpunkt: nicht kognitiv	173	26,5
7	Schwerpunkt: sozial	555	84,9
7	Schwerpunkt: nicht sozial	99	15,1
8	Schwerpunkt: Spiel	401	61,3
8	Schwerpunkt: nicht Spiel	253	38,7
9	Vorgabe Betreuungsverhältnis	372	56,9
9	Keine Vorgabe Betreuungsverhältnis	282	43,1
10	Validiertes Curriculum	325	49,7
10	Kein validiertes Curriculum	329	50,3
11	Evaluation	157	24,0
11	Keine Evaluation	497	76,0
12	Finanzierung: Mit privatem Anteil	500	76,5
12	Finanzierung: Staatlich	77	11,8
12	Finanzierung: Keine Angabe	77	11,8
13	Ergebnis: kognitiv	282	43,1
13	Ergebnis: nicht-kognitiv	150	22,9
13	Ergebnis: Bildungsverlauf	222	33,9
14	Frist: Kurz	132	20,2
14	Frist: Mittel	160	24,5
14	Frist: Lang	362	55,4
15	Datenerhebung: Ad-hoc Umfrage	78	11,9
15	Datenerhebung: Allgemeine Erhebung	101	15,4
15	Datenerhebung: Administrative Daten	475	72,6
16	Messverfahren: Test	385	58,9

Gruppe	Variable	Anzahl	Anteil in der Gruppe in %
16	Messverfahren: Elternbefragung	39	6,0
16	Messverfahren: Bildungsverlauf	230	35,2
17	Sampling: Universell	59	9,0
17	Sampling: Randomisiert	492	75,2
17	Sampling: Nicht randomisiert	103	15,7
18	Kontrollgruppe: Keine Teilnahme	530	81,0
18	Kontrollgruppe: Alternative Kinderbetreuung	48	7,3
18	Kontrollgruppe: Keine Angabe	73	11,2
19	Anzahl der Beobachtungen ^a		5.679

Quelle: IAW-Literaturdatenbank

Erläuterungen: ^a in diesem Fall wird statt des Anteilswertes der Median ausgewiesen.

In Studien, die Kinder aus Familien mit einem niedrigen sozio-ökonomischen Status (englisch abgekürzt SES) betrachten, geht es insbesondere um Kinder, die in chronischer Armut leben (Joo 2010) oder Eltern mit geringer Bildung oder Einkommen haben (Walters 2014; Reynolds 2004).

Des Weiteren wurden die Charakteristika des untersuchten Programms erfasst. Dabei wurde festgehalten, um welchen Typ von frühkindlicher Bildung es sich handelt. Hierbei wird grob unterschieden zwischen frühkindlichen Betreuungseinrichtungen, Kindergärten (etwa in der deutschen Ausprägung in der Tradition Fröbels), Vorschulen (beispielsweise in der französischen Variante mit ausgeprägten schulvorbereitenden Elementen) sowie Kombinationen aus diesen Typen. Ferner wurden, soweit darüber Informationen zur Verfügung stehen, die Lehrpläne danach kodiert, ob sie kognitive, soziale oder spielerische Inhalte vermitteln. Zur Beschreibung der Einrichtung oder des Programms gehören auch Informationen über die Dauer und Intensität des Programms, also wie lange ein Kind und wie häufig das Kind wöchentlich in der jeweiligen Einrichtung verbringt sowie Angaben über das Betreuungsverhältnis.

Unter den Qualitätsmerkmalen des Programms wurde erhoben, ob es ein bestimmtes Betreuungsverhältnis (Verhältnis von Erzieherinnen bzw. Erziehern zu betreuten Kindern) vorsieht. Ferner wurde erhoben, ob der Lehrplan des Programms durch eine externe Instanz validiert wird. Ein weiteres Merkmal ist, ob eine Evaluation des Programms vorgesehen ist.

Zusätzlich werden die Merkmale des Studiendesigns erfasst, z. B. wie die Studie ihre Daten erhoben hat, ob Zufallsstichproben verwendet wurden und wie die Erfolgsmessung vorgenommen wird (z. B. Tests, Schulnoten, Erreichen bestimmter Stationen im Bildungsverlauf). Dabei spielt die Beobachtungsdauer – die Zeit zwischen dem Beginn des Programms und der Beobachtung von Ergebnissen – potenziell eine wichtige Rolle. Hierbei wurden drei Einteilungen vorgenommen: die kurze Frist, wenn die Studie Daten während des Programms oder unmittelbar nach dem Programm bis zu einem Alter des Kindes von sieben Jahren verwendet, die mittlere Frist, wenn Daten im Alter bis zu zwölf Jahren beziehungsweise während der Grund- und weiterführenden Schule verwendet werden, oder die lange Frist, wenn auch Daten während der Adoleszenz oder im Erwachsenenalter genutzt werden können. Unterschieden wird auch danach, ob die Angehörigen der verwendeten Kontrollgruppe nicht an frühkindlicher Bildung und Erziehung teilnahmen oder ein anderes Bildungs- und Erziehungsprogramm erhielten.

Da die abhängige Variable die statistische Signifikanz ist, muss für die Anzahl der Beobachtungen kontrolliert werden. Bei der Anzahl der Beobachtungen wird berücksichtigt, dass der Zusammenhang

über die Kategorien der abhängigen Variable nicht monoton ist, sondern die mittlere Kategorie (insignifikantes Ergebnis) umso wahrscheinlicher ist, je geringer die Beobachtungszahl ist. Da einige Studien, die administrative Daten verwenden, eine sehr große Beobachtungszahl haben, wird eine nicht-lineare (quadratische) Funktion verwendet.

7.5 Ergebnisse der Schätzungen

Die genannten Einflussgrößen werden zunächst vollzählig in die Schätzung aufgenommen, wobei immer eine Ausprägung als Basisgruppe verwendet wird. Um nur die relevanten Variablen zu berücksichtigen, wurden alle Gruppen von Variablen auf gemeinsame Signifikanz getestet. Es wurde sukzessive die Gruppe mit dem geringsten Wert der Teststatistik aus dem Schätzansatz eliminiert, bis am Ende nur Variablengruppen in der Spezifikation verblieben, die mindestens auf dem 10 %-Niveau gemeinsam signifikant waren. Tabelle A.7.1 im Anhang enthält die geschätzten Koeffizienten sowohl für das Modell mit allen Einflussgrößen (Spezifikation 1) als auch für ein Modell nur mit den gemeinsam signifikanten Faktoren (Spezifikation 2). Die Unterschiede zwischen den beiden Modellen in Bezug auf Größenordnung und Signifikanz sind verhältnismäßig gering, das heißt, die Ergebnisse sind hinsichtlich der Modellspezifikation als robust zu bewerten.

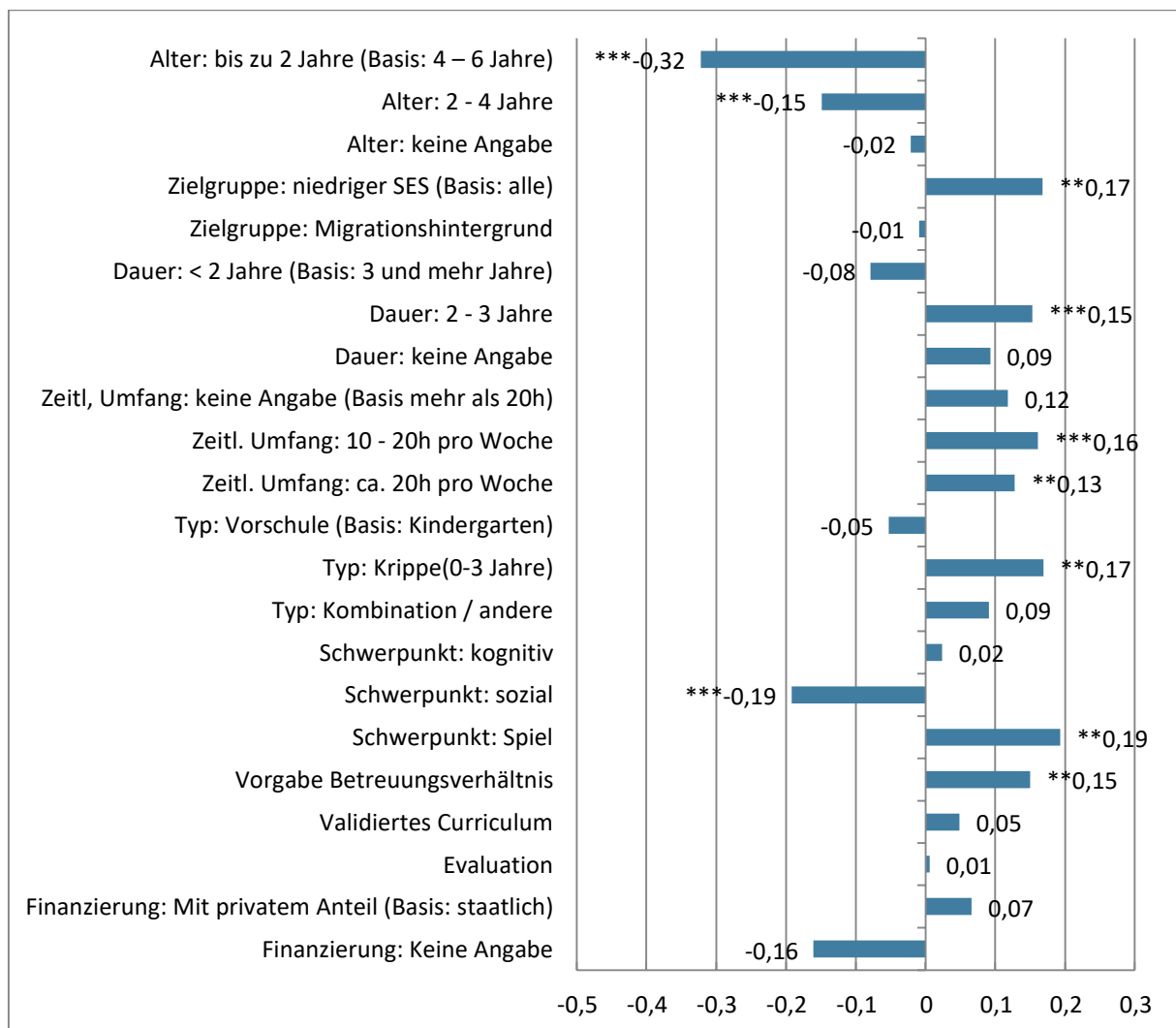
Die abhängige Variable ist ordinal und nicht kardinal skaliert, d. h. die Abstände zwischen den Kategorien können nicht interpretiert werden. Deshalb wird anstelle eines linearen Regressionsmodells ein Probit-Modell für geordnete Kategorien verwendet. Die Koeffizienten dieses Modells haben keine direkt interpretierbare Größenordnung. Deshalb zeigt Abbildung 7.1 die aus den Koeffizienten und den Daten berechneten marginalen Effekte auf eines der Ergebnisse, nämlich die Wahrscheinlichkeit, dass das Studienergebnis auf dem 1-%-Niveau signifikant und positiv ist. Der marginale Effekt gibt die Veränderung dieser Wahrscheinlichkeit an, wenn die jeweilige Kategorie anstelle der Basiskategorie zutrifft. Ein Lesebeispiel: Wird ein Programm für kleine Kinder bis zu zwei Jahren betrachtet, ist die Wahrscheinlichkeit eines hochsignifikanten positiven Effekts um 32 Prozentpunkte reduziert im Vergleich zu einem Programm für Kinder zwischen vier und sechs Jahren. Die Größenordnung ist also erheblich, und der Effekt ist seinerseits statistisch mindestens auf dem 5-%-Niveau signifikant. Nur etwa halb so stark ist der Effekt der Altersgruppe zwei bis vier Jahre im Vergleich zu den ältesten Kindern. Die geschätzten Wirkungen von Programmen sind also umso eher positiv signifikant, je älter die Kinder sind.

Die übrigen Ergebnisse zeigen, dass die geschätzten Wirkungen von Programmen, die sich an Kinder aus Elternhäusern mit niedrigem sozio-ökonomischem Status richten, eher positiv signifikant sind als von Programmen für alle Kinder. Offenbar sind Programme für diese spezifische Gruppe besonders wirksam, was die Ergebnisse von van Huizen und Plantenga (2015) bestätigt.

Bei der Dauer zeigen sich die stärksten positiven Effekte bei Programmen, die von den Kindern über zwei bis drei Jahre durchlaufen werden. Programme, die kürzer oder länger dauern, sind weniger wirksam, wenn die übrigen Faktoren konstant gehalten werden. Dass nach den Ergebnissen in Tabelle 7.3 mehr als die Hälfte der Programme zwei oder drei Jahre dauert, zeigt an, dass die Programmverantwortlichen die Dauer meist richtig gewählt haben.

Hinsichtlich des zeitlichen Umfangs überrascht der Befund, dass Maßnahmen, die ganztags oder zumindest mehr als halbtags stattfinden, nach den Ergebnissen der einbezogenen Studien als weniger wirksam bewertet werden als Maßnahmen, die halbtags oder in noch geringerem zeitlichen Umfang stattfinden.

Abbildung 7.1 Marginale Effekte für positiv signifikante Ergebnisse



Erläuterung: ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau. Quelle: IAW-Literaturdatenbank

Der Typ der Maßnahme korreliert eng mit dem Alter der Kinder. So tritt der Typ „Krippe oder Betreuungseinrichtung“ fast ausschließlich bei Maßnahmen auf, die im Alter von bis zu zwei Jahren beginnen. Für Kinder der jüngsten Altersgruppe, die eine Einrichtung dieses Typs besuchen, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für positive Effekte gegenüber gleich alten Kindern, die eine andere Einrichtung besuchen, um 17 Prozentpunkte. Ansonsten bestehen keine signifikanten Unterschiede nach der Art der Einrichtung.

Bei den Schwerpunkten im Curriculum fällt auf, dass Maßnahmen, die die sozialen Fähigkeiten stärken sollen, weniger wirksam sind, während Maßnahmen, die (auch) spielerische Elemente enthalten, bei ansonsten gleichen Voraussetzungen eher als wirksam bewertet werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die meisten Maßnahmen nach Tabelle 7.3 mehr als einen Schwerpunkt aufweisen. Ferner muss berücksichtigt werden, dass die Schwerpunkte auf unterschiedliche Ergebnisgrößen, z. B. Test der kognitiven oder nicht-kognitiven Fähigkeiten, vermutlich unterschiedlich stark wirken. Da die Ergebnisvariable sich häufiger auf die kognitiven Fähigkeiten richtet, könnte das negative Ergebnis für den sozialen Schwerpunkt auf diesen Zusammenhang zurückgeführt werden.

Hinsichtlich der Qualität der Maßnahmen hat nur eines der drei einbezogenen Merkmale, nämlich die Vorgabe eines bestimmten Betreuungsverhältnisses im Programm, einen positiven Effekt auf die geschätzte Wirksamkeit, während die Anforderung eines pädagogisch validierten Programms oder die einer Evaluation des Programms nicht mit einer höheren geschätzten Wirksamkeit einhergeht. Keinen Unterschied gibt es offenbar im Hinblick auf die private, öffentliche oder sonstige Finanzierung der Maßnahme.

Keinen signifikanten Zusammenhang gibt es zwischen der in der jeweiligen Studie verwendeten Ergebnisvariable und der Wirksamkeit der Maßnahme (siehe Tabelle A7.1 im Anhang). Die wichtigste Unterscheidung hierbei ist, ob der Erfolg mit Hilfe von Tests oder Schulnoten gemessen wird, oder ob der Erfolg auf dem weiteren Bildungsweg das Kriterium ist. Damit verbunden ist auch die Frist, die zwischen der Intervention und der Erfolgsmessung liegt. Auch hier gibt es keinen signifikanten Zusammenhang mit der Wirksamkeit. Während bestehende Studien wie z. B. Camilli et al. (2010) eine im Zeitverlauf abnehmende Wirksamkeit feststellen, kann dies auf Basis der hier einbezogenen Studien nicht bestätigt werden. Das spricht für die langfristige Wirkung von Maßnahmen. Inwieweit die Langfristigkeit der Wirkung durch Interventionen in späteren Bildungsphasen gestützt wurde, kann den Studien in den meisten Fällen nicht entnommen werden.

Variablen des Studiendesigns sind (mit Ausnahme der Beobachtungszahl) durchweg insignifikant, beeinflussen also die geschätzte Wirksamkeit nicht. Dies betrifft die Art der Daten, die Stichprobenziehung und die Abgrenzung der Kontrollgruppe. Auch bestehen keine signifikanten Länderunterschiede, sobald für die Merkmale der Population und der Maßnahme kontrolliert wird.

7.6 Schlussfolgerungen

Die Meta-Analyse zeigt, dass mit ca. 42 % ein großer Anteil der einbezogenen Wirkungsstudien zu positiven und statistisch signifikanten Effektschätzungen kommt. Allerdings liefert ein noch etwas größerer Anteil der Schätzungen insignifikante Effekte, es gibt sogar negative Effekte. Angesichts dieser Unterschiede stellt sich die Frage, welche Faktoren die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit von Maßnahmen erklären können. Nach den Ergebnissen der Meta-Analyse sind dazu sowohl Merkmale der Zielgruppe als auch die Inhalte und Organisation der Maßnahmen heranzuziehen.

Im Hinblick auf die Zielgruppe wird das Ergebnis anderer Meta-Analysen (z. B. Dietrichson et al. 2018; van Huizen und Plantenga 2018) bestätigt, dass Maßnahmen, die sich an Kinder aus Familien mit niedrigem sozio-ökonomischem Status richten, effektiver sind als Maßnahmen, die allen Kindern offenstehen. Hier ergibt sich eine Querverbindung zu den Kapiteln 4 bis 6, in denen die Rolle des Elternhauses für den Bildungsverlauf herausgestellt wurde. Um die Nachteile eines geringen elterlichen Bildungsstands oder geringer Bildungsaspirationen kompensieren, sind spezifische frühkindliche Maßnahmen für die Gruppe der Kinder aus solchen Haushalten geeignet. Maßnahmen speziell für Kinder aus Migrantenfamilien haben dagegen keine erhöhte Wirksamkeit. Sehr prägnant sind die Altersunterschiede: Maßnahmen, die in einem späteren Alter begonnen werden, sind wirkungsvoller. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Typ der Maßnahme, beispielsweise ob es sich um eine Vorschule handelt oder eine Kinderkrippe, hier bereits herausgerechnet ist.

Bei den Inhalten und der Organisation haben Maßnahmen, die in ihrem pädagogischen Programm (auch) spielerische Elemente beinhalten, eine höhere Wirksamkeit als solche, die das nicht haben. Auch hier werden andere Effekte bereits berücksichtigt, beispielsweise der zeitliche Umfang. Es ist also nicht so, dass der Effekt auf zusätzliche Betreuung nach der formalen Bildung zurückzuführen ist. Beim zeitlichen Umfang haben Maßnahmen, die nicht ganztags dauern, eher positive Effekte als

andere. Ob dies tatsächlich ein reiner Effekt des Zeitumfangs ist oder ob dahinter besondere pädagogische Ansätze in den halbtags oder in noch kürzer Zeitdauer stattfindenden Maßnahmen stehen, ist eine Frage, die im Rahmen dieser Untersuchung nicht beantwortet werden kann.

Die betrachteten Maßnahmen haben Einfluss sowohl auf die Testergebnisse als auch auf das Vorankommen auf dem Bildungsweg. Die Ergebnisse sind nicht danach differenziert. Über beide Kanäle wird die soziale Mobilität positiv beeinflusst.

Viele Studien für Maßnahmen im Bereich von Jugendlichen zeigen, dass die Effekte kleiner werden, wenn man sich vom Zeitpunkt der Intervention wegbewegt. Das ist hier nicht der Fall: Der zeitliche Abstand zwischen Intervention und Messung hat keinen Einfluss auf die Stärke der geschätzten Zusammenhänge.

Eine Reihe weiterer Aspekte konnte hier nicht berücksichtigt werden, insbesondere inwieweit die Förderunterstützung auch während der nachfolgenden Schulzeit weitergeführt wird. Die Frage nach den unterschiedlichen Pfaden, die nach der Teilnahme an einer frühkindlichen Bildungs- oder Erziehungsmaßnahme eingeschlagen werden, und damit nach den Mechanismen, die kausale Effekte hervorrufen, muss noch stärker im Rahmen von empirischen Wirkungsstudien zu einzelnen Maßnahmen und Interventionen untersucht werden.

8. Wirkungen des Bildungssystems auf soziale Aufstiege – ein Literaturüberblick

8.1 Fragestellung und Vorgehensweise

In den vorangegangenen Kapiteln wurde herausgearbeitet, dass die Bildung eine wesentliche Determinante für soziale Auf- und Abstiege in Deutschland ist. Die Meta-Analyse zu frühkindlichen Bildungsaktivitäten und Bildungsinterventionen hat zudem die Möglichkeiten zur Förderung und die noch vorhandenen Forschungslücken aufgezeigt. In diesem Kapitel sollen vier weitere Aspekte des Bildungssystems auf ihre Wirkung für höhere Chancengleichheit und mehr soziale Mobilität beleuchtet werden:

- 1) das mehrgliedrige Schulsystem, das Kinder zu einem im internationalen Vergleich sehr frühen Zeitpunkt in verschiedene Schulformen aufteilt (tracking),
- 2) die Verlängerung der Pflichtschulzeit,
- 3) die anhaltende Bildungsexpansion im Sekundar- und Tertiärbereich, sowie
- 4) die Bologna-Reformen im Hochschulbereich.

Die 16 länderspezifischen Bildungssysteme in Deutschland haben insbesondere in der jüngeren Zeit eine Reihe von Reformen erlebt. Die vermutlich wichtigste Reform ist der Trend zur zweigliedrigen Schulform mit der de facto Abschaffung der Hauptschule, wie es bereits in vielen Bundesländern umgesetzt ist. Weitere Reformen betreffen die Dauer des Gymnasiums (G8 vs. G9), die Ausweitung der Koordination bei Abiturprüfungen, die Durchlässigkeit zur Hochschule sowie ebenso im Hochschulbereich die Einführung von B.A. und M.A. Studiengängen (Bologna-Reform). Dennoch ist oftmals die Variation zwischen den Bundesländern nicht groß genug für vergleichende Studien von Bundesländern oder die Daten auf Bundesländerebene sind nicht ausreichend für aussagekräftige Rückschlüsse – sei es, weil die Fallzahlen in den Daten nicht ausreichend sind oder weil umfassende Datenbestände nicht ausreichend zugänglich sind. Daher werden insbesondere international vergleichende Studien herangezogen, um die Wirkweisen der einzelnen Merkmale der deutschen Bildungssysteme besser einschätzen zu können.

Es ist im Rahmen dieser Studie nicht möglich, für die vier genannten Bereiche eine Meta-Analyse zur bestehenden Literatur durchzuführen, nicht zuletzt, weil es nicht für alle Teilbereiche eine ausreichende Anzahl von Studien gibt. Vielmehr werden internationale Überblicksstudien herangezogen und diese durch spezifische Befunde für Deutschland ergänzt bzw. deren Anwendbarkeit auf die deutsche Bildungslandschaft diskutiert.

8.2 Wie wirkt sich das mehrgliedrige Schulsystem auf Bildungsungleichheiten aus?

Deutschland hat im Vergleich zu allen industrialisierten Ländern in fast allen Bundesländern das niedrigste Übergangsalter in die weiterführende Schule. Bereits im Alter von ungefähr zehn Jahren nach der 4. Grundschulklasse gehen die Kinder in ein Gymnasium oder in eine Schule unterhalb des Gymnasiums über (früher Real- oder Hauptschule, heute Vielzahl aus Namen für diese Schulformen mit unterschiedlichen Konzepten und Schwerpunkten). Hanushek und Wössmann (2006) sowie Wössmann (2016) kommen in ländervergleichenden Studien zu dem Schluss, dass die frühe Trennung keinen konsistenten Effekt auf das Leistungsniveau der Kinder hat, wobei die meisten Schätzer einen Zusammenhang zwischen früher Trennung und niedrigem Leistungsniveau abbilden (Wössmann 2016: 26). Gleichwohl geht die frühe Trennung einher mit einer höheren Bildungsungleichheit.

Ammermüller (2013) kommt zu dem gleichen Schluss. Eine frühe Trennung und eine höhere Anzahl unterschiedlicher Schulformen wirkt sich verstärkend auf den elterlichen Einfluss auf den Bildungserfolg aus, d.h. die Bildungschancen orientieren sich stärker an der sozialen Herkunft.

Herman van de Werfhorst und Jonathan Mijs (2010) untersuchen in ihrer breit angelegten Review-Studie, wie sich die Differenzierung von Schülerinnen und Schülern zu unterschiedlichen Zeitpunkten und die Standardisierung der Bildungsprogramme auf eine Reihe von Bildungsergebnissen auswirken. In Tabelle 14.2 sind diese Befunde dargestellt.

Tabelle 8.1 Zusammenhänge zwischen Merkmalen des Bildungssystems und verschiedenen Bildungserträgen

	Förderung von gleichen Bildungschancen	Effiziente Sortierung in Bildungsprogramme	Vorbereitung für Arbeitsmarkt	Vorbereitung zu mündigen Bürger/innen
Differenzierung	-	-	-/+	?
Standardisierung	+	+	+	?

+: Befunde, dass institutionellen Gegebenheiten die jeweiligen Bildungserträge fördern.

-: Befunde, dass institutionellen Gegebenheiten die jeweiligen Bildungserträge hemmen.

±: Gemischte oder nur schwach ausgeprägte Befunde.

?: keine ausreichende Forschungsgrundlage für eine Aussage

Quelle: van de Werfhorst/Mijs 2010:421

Die Übersicht aus ländervergleichender Sicht kommt zu einem recht eindeutigen Ergebnis. Die Differenzierung in unterschiedliche Bildungsgänge wirkt sich negativ auf gleiche Bildungschancen und auf eine effiziente Sortierung aus. Hinsichtlich einer gelungenen Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt sind die Befunde gemischt.

Folgt man dieser Einschätzung, dann bringt die frühe Aufteilung in Deutschland den Nachteil mit sich, dass Bildungsungleichheiten verstärkt werden. Da Bildungsungleichheiten einen Einfluss auf die Durchlässigkeit in der Gesellschaft haben (vgl. Kapitel 2), wirkt sich das frühe Differenzieren auch negativ auf die Aufstiegschancen aus. Brunello und Checchi (2007) heben hervor, dass das frühe Aufteilen in der Tat einen Ablenkungseffekt hat. Beim Übergang nach der Grundschule auf die weiterführende Schule schätzen Kinder und deren Familien die Schwierigkeit der kommenden Schulform und die voraussichtlichen Bildungserträge des daraus resultierenden Schulabschlusses ab. Kinder aus weniger privilegierten Elternhäusern wählen eher niedrigere Schulformen (vgl. Kapitel **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.** und vor allem Kapitel **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.**), d.h. sie werden früh in Bildungsgänge gelenkt, die auf weniger vorteilhafte Abschlüsse vorbereiten. Gleiches gilt zu einem späteren Zeitpunkt bei der Wahl zwischen Ausbildung und Studium. Dies fördert bestehende *Bildungsungleichheiten*.

Als Vorteil einer frühen Aufteilung wird in der politischen Diskussion oft angeführt, dass die Schüler/innengruppen homogener werden und somit eine *effiziente Sortierung in Bildungsprogramme* ermöglicht wird. Wössmann (2008) sowie Schütz, Ursprung und Wössmann (2008) zeigen allerdings in ländervergleichenden Studien, dass ungleiche Lernsituationen keine besseren Schulleistungen hervorbringen. Eine frühe Aufteilung bringt scheinbar keine effizientere Sortierung, zumindest nicht in Bezug auf Leistungsindikatoren. Somit gibt es auf Basis der international vergleichenden Studien

scheinbar keinen Zielkonflikt zwischen Gleichheit und Effizienz, die beiden Größen können gleichzeitig erreicht werden.

Einen Vorteil kann die frühe Aufteilung für die *Vorbereitung auf dem Arbeitsmarkt* haben. In Ländern mit einer starken beruflichen Komponente im Bildungssystem (z.B. das duale Ausbildungssystem in Deutschland) kann eine frühe Aufteilung eine spätere Spezialisierung in der Ausbildung erleichtern, die vor allem bei dem Übergang in den Arbeitsmarkt vorteilhaft wirkt (Brunello und Checchi 2007). Oft wird die geringe Jugendarbeitslosigkeit in Deutschland mit dem beruflichen Bildungssystem in Verbindung gebracht.

Die Befunde aus den internationalen Vergleichen bieten somit ein ziemlich klares Bild. Fraglich ist aber, ob die Befunde aus ganz unterschiedlichen Bildungs- und Beschäftigungssystemen tatsächlich auf die Gegebenheiten in Deutschland übertragen werden können. Hier gibt es sowohl im wissenschaftlichen Kontext (vgl. Lehmann 2010, Baumert, Nagy und Lehmann 2012) als auch im politischen Bereich (vgl. Hamburger Schulstreit) Diskussionen, wie sich eine spätere Aufteilung insbesondere auf die Effizienz des Bildungssystems auswirkt. Ergebnisse wissenschaftlicher Studien wie z.B. der ELEMENT-Studie für Berlin haben die Diskussion befeuert (in Berlin gibt es – in der Regel – eine 6-jährige Grundschulzeit und damit eine spätere Aufteilung). Letztlich zeigen Studien wie diejenige von Baumert et al. (2012), dass durch eine spätere Aufteilung auch im inländischen Kontext keine Effizienzprobleme entstehen.

Eine umfangreiche Studie für Deutschland führt aktuell Mathewes (2018) durch. Er zeigt, dass die unterschiedliche Einführung von Gesamtschulen in manchen Regionen und Bundesländern zu einer deutlichen Zunahme an Mathematik- und Lesekompetenzen bei den Gesamtschülerinnen und –schülern geführt hat im Vergleich zu Kindern, die auf einer dreigeteilten Schulform unterrichtet wurden. Die Zuwächse fanden fast ausnahmslos bei bisher leistungsschwachen Schülerinnen und Schülern statt, während leistungsstarke Schülerinnen und Schüler im Vergleich zu Schülerinnen und Schülern auf anderen Schulformen (insbesondere Gymnasien) keine Leistungseinschränkungen hatten. In diesem Fall kommt es zu Effizienzgewinnen. Allerdings ist noch offen, ob durch eine spätere Aufteilung auch die Bildungsungleichheiten reduziert werden können.

Aus wissenschaftlicher Sicht spricht somit viel für eine spätere Aufteilung. Es wäre aber nicht nur eine bildungspolitische, sondern auch eine sozialpolitische Veränderung, da die frühe Aufteilung die Chancen und damit die relativen Mobilitätsraten beeinflusst. Somit würde eine gemeinsame längere Schulzeit vermutlich die Konkurrenzsituation um vorteilhafte soziale Positionen in der Gesellschaft erhöhen.

8.3 Evidenz aus der Veränderung der Pflichtschulzeit

Zahlreiche Studien untersuchen den Effekt der Verlängerung der Pflichtschulzeit auf Ungleichheit und Arbeitsmarkerträge. Da diese Reformen zum Teil schon lange zurückliegen, können langfristige Folgen gut untersucht werden. Jedoch ist die Übertragbarkeit auf heutige Verhältnisse nicht ohne weiteres gesichert. Brunello, Ford und Weber (2009) finden für zwölf europäische Länder, dass Pflichtschulverlängerungen die Bildungsbeteiligung insbesondere von Personen aus dem untersten Kompetenzquantil fördern. Dies hat wiederum Auswirkungen auf ihren Lohn und damit auf die Lohnungleichheit insgesamt. Auch Betthäuser (2017) findet für die Verlängerung der Pflichtschulzeit in Deutschland ebenfalls einen Einfluss auf die Bildungsbeteiligung, die Bildungsungleichheit und letztlich auch auf die soziale Durchlässigkeit in Deutschland. Pischke (2008) hingegen findet keinen Effekt der Erhöhung der Pflichtschuljahre auf die Löhne in Deutschland. Sturgis und Buscha (2015) finden bezüglich der Pflichtschulverlängerung in England und Wales im Jahr 1972 ebenfalls keine Effekte auf intergenerationale soziale Mobilität.

Raudenbush und Eschmann (2015) analysieren in ihrem systematischen Literaturüberblick ebenfalls die Rolle der Verlängerung der Pflichtschulzeit. Hierzu verwenden sie Analysen für Norwegen, Schweden, Kanada, die USA, UK und die oben genannte Studie von Brunello et al. (2009). Auf Basis der herangezogenen Studien kommen sie zu dem Schluss, dass es durch die Erhöhung der Pflichtschulzeit zu einem positiven Effekt auf die Löhne kommt. Hiervon profitieren zunächst überproportional Kinder aus benachteiligten Familien, da diese durch die zusätzliche Bildung Lohnzuwächse haben, die sie ohne Reformen nicht erfahren hätten. Es profitieren aber auch Kinder aus vorteilhafteren Herkunftsfamilien, da sie überproportional starke Lohngewinne durch zusätzliche Bildung erfahren.

Raudenbush und Eschmann (2015) kommen insgesamt zu dem Schluss, dass Reformen, die den generellen Zugang zu Bildung garantieren, zu einer Reduzierung der sozio-ökonomisch basierten Ungleichheiten im Kompetenzerwerb führen, so lange der Unterricht qualitativ besser ist als ein mögliches Lernen zu Hause. Dies gilt für Kinderkrippen, Kindergärten, Vorschulen und für Schulen. Allerdings scheint es bei der Erweiterung der Pflichtschulzeit Grenzen zu geben, ab denen die sozio-ökonomischen Ungleichheiten nicht mehr zurückgehen, sondern bei dem Kompetenzerwerb eher ins Gegenteil umschlagen. Raudenbush und Eschmann (2015) sehen die Grenze ab der *high school*, also ab der 9. Klasse. Allerdings bleiben die positiven Lohneffekte für die Jugendlichen aus Familien mit niedrigerem sozio-ökonomischen Status bestehen.

Die Erweiterung der Pflichtschulzeit hat aber nicht nur Effekte, die die eigene Bildungskarriere betreffen, sie hat auch positive Effekte für die Nachfolgegeneration. Oreopoulos, Page und Steven (2006) zeigen, dass Kinder, deren Eltern ein Jahr länger zur Schule gehen mussten, ein etwas geringeres Risiko (zwei bis vier Prozentpunkte) haben, während der Schulzeit sitzen zu bleiben. Piopiunik (2014) zeigt, dass die Reformen der Pflichtschulzeit in Deutschland ebenfalls einen langfristigen positiven Effekt haben. Die Söhne derjenigen Mütter, die von der Erweiterung der Pflichtschulzeit profitiert haben, haben deutlich bessere Bildungschancen. Für andere Eltern-Kind-Konstellationen gilt dies nicht.

Schließlich gibt es auch Untersuchungen zu einer Verringerung der Schulzeit. Für Deutschland zeigt Camarero Garcia (2018) für die G8-Reform, dass die Intensivierung der Lernleistung durch die gekürzte Schulzeit kurzfristig keine Effekte auf die Ungleichheit hatte. Mittelfristig nimmt die Bildungsungleichheit jedoch zu, da die Eltern ihre Ressourcen einsetzen, um für das intensivere Lernprogramm zu kompensieren, u.a. durch Nachhilfe und andere Leistungen.

Für Deutschland könnte man eine Verlängerung der Pflichtschulzeit bis zur 10. Klasse erwägen. In der Theorie hätte dies ungleichheitsreduzierende Auswirkungen. Jedoch gehen die einzelnen Bundesländer durch die Abschaffung der Hautschule oder durch zusätzliche Bildungsabschlüsse (erweiterter oder qualifizierter Hauptschulabschluss) bereits den Weg, die Jugendlichen bis zur 10. Klasse zu beschulen. Daher wird der zusätzliche Effekt einer solchen Reform vermutlich gering ausfallen.

8.4 Bildungsexpansion und Aufstiegschancen

Die Rolle der Bildungsexpansion für die soziale Mobilität in Deutschland wurde bereits ausführlich in Kapitel 2 und 3 aufgezeigt. Ähnliche Befunde gibt es für eine ganze Reihe von europäischen und nicht-europäischen Ländern (Gil-Hernández, Marqués-Perales und Fachelli (2017) für Spanien, Chung und Park (2019) für Südkorea, Vallet (2017) für Frankreich, Breen (2010) für Schweden, Großbritannien und Deutschland). Bloome, Dyer und Zhou (2018) zeigen für die USA, dass die Expansion im Hochschulbereich die intergenerationale Einkommensmobilität erhöht. Allerdings wird dieser Effekt überdeckt durch mehr Bildungsungleichheit und stärkere Bildungserträge.

Nicht nur in Bezug auf soziale Mobilität, auch in Bezug auf Bildungsungleichheiten selbst gibt es viele Studien, die einen Zusammenhang zwischen Bildungsexpansion und Bildungsungleichheiten herstellen. Für Becker und Zanger (2013) geht in der Schweiz die Bildungsexpansion mit einer Reduktion der Bildungsungleichheit einher. Blossfeld, Blossfeld und Blossfeld (2015) sowie Lörz und Schindler (2011) zeigen, dass die Bildungsexpansion an unterschiedlichen Übergängen zu unterschiedlichen Effekten führt. Während im Sekundarbereich die Bildungsungleichheiten abnehmen, wird die Rolle der Herkunftsfamilie bei Bildungsentscheidungen im Hochschulbereich wieder wichtiger.

Bar Haim und Shavit (2013) modellieren für 24 Länder explizit den Zusammenhang zwischen Bildungsexpansion und Bildungsungleichheit. Sie finden konträr zu den häufigen Beschreibungen, dass die Bildungsexpansion die Bildungsungleichheiten *verstärkt*. Jackson (2019) führt aus, warum es konzeptionell schwierig ist, einen kausalen Zusammenhang zwischen Bildungsexpansion und Bildungsungleichheiten herzustellen.

Letztendlich bleibt die Frage nach der Wirkweise offen. Dies trifft aber nicht für Auf- und Abstiege zu. Hier scheinen die kompositionalen Effekte der Grund dafür zu sein, warum sich die Bildungsexpansion positiv auf soziale Mobilität auswirkt.

8.5 Auswirkungen der Bologna-Reform

Mit der Einführung der Bologna-Reformen wurde ein zusätzlicher Hochschulabschluss eingeführt, der durch eine kürzere Studiendauer (in der Regel 3 Jahre) erreicht werden kann und somit weniger direkte und indirekte Kosten als ein Magister Artium oder Diplom verursacht. Fraglich ist, ob dies als Anreiz ausreichte, die Bildungsungleichheiten im Hochschulbereich zu verringern. Eine erste frühe Bestandsaufnahme hierzu hat Kretschmann (2008) geliefert. Sie stellt fest, dass bis 2005 weder die Studienbereitschaft unter den Studienberechtigten zugenommen hat noch Studienberechtigte aus sozio-ökonomisch weniger starken Familien eher ein Studium aufgenommen haben. Neugebauer (2015) zeigt für jüngere Jahre, dass auch weiterhin Studienberechtigte aus sozio-ökonomisch weniger starken Familien nicht häufiger ein B.A. Studium aufnehmen. Hinsichtlich des Zugangs zum M.A. Studium finden Neugebauer, Neumeyer und Alesi (2016) eine Zunahme der Bildungsungleichheiten im zweigeteilten Studiengangsystem. Insbesondere Studienberechtigte aus sozio-ökonomisch weniger starken Familien erreichen seltener einen M.A. Abschluss. Dies steht im Widerspruch zu der ursprünglichen Intention der Bologna-Reform, die sozial benachteiligten Gruppen leichter an ein Hochschulstudium heranzuführen.

8.6 Zusammenfassung

Es ist quantitativ schwer zu beziffern, welchen Einfluss die Charakteristika des deutschen Bildungssystems für die Aufstiegschancen und Abstiegsrisiken der jungen Menschen hat. In der Literatur herrscht weitgehend Konsens, dass die Mehrgliedrigkeit des Bildungssystems die Ungleichheiten verfestigt. Da es vor allem in Deutschland eine starke Verbindung zwischen Bildungssystem und Arbeitsmarkt gibt, würde eine Reduzierung der Bildungsungleichheiten auch Auswirkungen auf die Chancengleichheit im Berufsleben haben in dem Sinne, dass relative Mobilitätsraten steigen und die Gesellschaft intergenerational durchlässiger werden. Die historischen Befunde und die Simulationsanalyse aus Kapitel **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden**. legen diesen Schluss nahe.

Eine Erhöhung von Pflichtschulzeiten führt in der Regel zu einer Reduktion von Ungleichheiten. Allerdings ist nicht zu erwarten, dass eine Verlängerung der bestehenden Pflichtschulzeit bis zur 10. Klasse einen starken Effekt hätte.

Die Bildungsexpansion geht mit zunehmenden relativen Mobilitätsraten einher, d.h. die Gesellschaft wird dadurch offener. Inwieweit die Bildungsexpansion auch die Bildungsungleichheiten kausal beeinflusst, kann mit der vorhandenen Literatur nicht beantwortet werden. Die Bologna-Reform schließlich hat keine mobilitätsfördernden Wirkungen.

In der Gesamtschau ist zu vermuten, dass Studiengangreformen und Veränderungen in der Pflichtschulzeit nur wenig Einfluss auf Mobilitätschancen haben werden. Dagegen wirken Veränderungen im Schulsystem vermutlich stärker. Zusammen mit der Bildungsexpansion sind dies Treiber für mehr soziale Mobilität.

9. Neue Ansätze zur Messung intergenerationaler Mobilität

Viele empirische Untersuchungen zur sozialen Mobilität zwischen den Generationen bemessen die Persistenz ökonomischer oder sozialer Statusvariablen wie Einkommen, Bildungsgrad oder beruflicher Position daran, wie stark die Ausprägungen dieser Variablen zwischen Eltern und Kindern korrelieren. Einen Überblick über diese Literatur geben etwa Björklund und Jantti (2012). Dabei hat die Forschung aufgrund neuer und besserer generationenübergreifender Daten in den letzten zwanzig Jahren enorme Fortschritte gemacht.

Als ein wichtiger neuer Forschungsansatz hat sich in jüngerer Zeit die Analyse sozialer Mobilität in multi-generationaler Perspektive entwickelt. Dafür werden Kenngrößen für den sozialen Status über mehr als zwei Generationen von Familienangehörigen hinweg beobachtet. Während ältere Untersuchungen zu intergenerationaler Mobilität implizit davon ausgehen, dass sich der Status der Großeltern (und vorangegangener Generationen) auf den Status der Enkel (und folgender Generationen) lediglich indirekt auswirkt, das heißt nur über eine Kette sequentieller Transmissionen statusbeeinflussender Eigenschaften von Eltern zu ihren Kindern, lässt sich diese Annahme mit einer multi-generationalen Betrachtungsweise überprüfen. Darüber verweist dieser Literaturstrang auf eine Reihe von Gründen, warum die traditionell betrachteten Eltern-Kind-Korrelationen von Statusgrößen das wahre Ausmaß der Persistenz von sozialem Status in familiären Zusammenhängen unterschätzen bzw. den Grad an langfristiger sozialer Mobilität systematisch überschätzen kann.

Ein zweiter wesentlicher neuer Forschungsstrang geht von der Beobachtung aus, dass sich der Grad der intergenerationalen sozialen Mobilität von Region zu Region ganz erheblich unterscheiden kann. Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass nicht nur der familiäre Hintergrund die Persistenz von sozialem Status beeinflusst, sondern dass auch regionale und lokale bzw. Nachbarschaftseffekte dafür verantwortlich sind, welchen sozio-ökonomischen Status Kinder während ihres Lebens im Vergleich zu ihren Eltern erreichen.

Für Deutschland sind diese neuen Ansätze der empirischen Analyse intergenerationaler sozialer Mobilität bislang nur teilweise entwickelt. Darum bezieht die Darstellung im folgenden Kapitel auch Erkenntnisse aus der einschlägigen internationalen Forschung ein. Zwar lassen sich Befunde aus anderen Ländern nicht ohne Weiteres übertragen; dennoch verweisen sie auf einige grundlegende Faktoren, die auch für differenzierte Einschätzungen der intergenerationalen Mobilität im deutschen Kontext relevant sein könnten.

9.1 Multi-generationale soziale Mobilität

9.1.1 Einleitung

Lange war die Perspektive auf Fragen sozialer Mobilität zwischen den Generationen durch die Schätzung von sogenannten intergenerationalen Statuselastizitäten geprägt. Die Persistenz von sozialem Status wird dabei an der Stärke der statistischen Zusammenhänge der Ausprägungen von Statusmerkmalen bei Eltern und ihren Kindern festgemacht. Diese Perspektive nimmt zum Beispiel eine stark rezipierte jüngere Studie der OECD (2018b) ein, die vor dem Hintergrund zunehmender Ungleichheit in vielen Ländern Ansatzpunkte zur Verbesserung der sozialen Mobilität innerhalb und zwischen Generationen umfassend beleuchtet. Diese Studie schätzt für Deutschland zum Beispiel eine intergenerationale Persistenz im Einkommen von Vätern und Söhnen von um die 55 % – ein weit

über dem OECD-Durchschnitt von 38 % liegender Wert. Er bedeutet, dass sich gut die Hälfte der Einkommensunterschiede in der Generation der Väter auf die Generation der Söhne überträgt. Bleibt der geschätzte Grad der intergenerationalen Persistenz in der nächsten Generation unverändert, überträgt sich noch gut ein Viertel der Einkommensunterschiede in der Generation der Großväter auf die Generation der Enkel. Je niedriger die geschätzten intergenerationalen Statuselastizitäten, umso schneller können Familien, die am Ausgangspunkt wegen ungünstiger (günstiger) Umstände in der Verteilung der Statusvariablen unterhalb (oberhalb) der Mitte positioniert sind, über die Generationen hinweg wieder eine mittlere Statusposition erreichen (sogenannte Mittelwertrückkehr bzw. „reversion to the mean“)

Die implizit hinter dieser empirischen Herangehensweise stehende Annahme ist, dass Faktoren, die für einen generationenübergreifenden Statuserhalt maßgeblich sind, lediglich von Eltern auf ihre Kinder weitergegeben werden, daneben also keine über mehr als zwei Generationen hinausreichenden Übertragungskanäle bestehen. Wenn dies gegeben ist, sind die Statusgrößen in der Beobachtung zwar auch über drei oder mehr Generationen hinweg nicht unabhängig voneinander, aber die gemessenen Korrelationen werden von Generation zu Generation schwächer, wenn man multi-generationale Zusammenhänge betrachtet. Mathematisch betrachtet handelt es sich, wenn die oben genannte Annahme erfüllt ist, um einen sogenannten Markov-Prozess erster Ordnung, der einen pfadabhängigen Zufallsprozess ohne „Gedächtnis“ beschreibt.

Diese an sich leicht überprüfbare Hypothese wurde über einen langen Zeitraum nicht in Frage gestellt, nicht zuletzt wohl, weil die dafür notwendigen über mehr als zwei Generationen reichenden familienbezogenen Daten noch nicht verfügbar waren. Entsprechende Daten wurden mittlerweile jedoch für die Forschung zur sozialen Mobilität zwischen den Generationen erschlossen. So liegen inzwischen für verschiedene Kontexte Schätzungen zur Korrelation von Statusgrößen zwischen Großeltern und ihren Enkeln vor, die sich in der Größenordnung von den Werten unterscheiden, die sich auf Basis der geschätzten Korrelationen der Statusgrößen zwischen Eltern und ihren Kindern erwarten ließen, wenn man die Markov-Annahme zugrunde legt.

Theoretisch gibt es verschiedene Arten von Erklärungen, warum die Großeltern- und weitere Ahnengenerationen einen eigenständigen Einfluss auf die Persistenz von sozialem Status innerhalb einer Familie ausüben könnten:

- Dynastisches Kapital oder kumuliertes kulturelles Kapital. Dieser in Verbindung zur Theorie des Handelns von Bourdieu (1977) stehende Erklärungsansatz zielt in der Tendenz eher auf die multi-generationale Persistenz in Familien mit hohem sozialen Status. Er umfasst die Idee, dass sich der Einfluss des elterlichen Human- und kulturellen Kapitals bei den Kindern dadurch verstärkt, dass dieser eingebettet in den ökonomischen, sozialen und kulturellen Zusammenhang einer erweiterten Familie wirksam wird, in dem andere Angehörige über ein ähnliches kulturelles Kapital verfügen (DiPrete und Eirich 2006). Zu diesem Skaleneffekt kann ein ausgeprägter Habitus beitragen, etwa die latente Bildungsaspiration in traditionellen Akademikerfamilien betreffend. Die multi-generationale Transmission des Bildungsstatus über Generationen hinweg kann auch durch dynastisches Beziehungskapital oder die explizite oder implizite Bevorzugung der Nachkommen aus Akademikerfamilien beim Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen befördert werden (Chan und Boliver 2013). Entsprechende Vorteile durch dynastisches Kapital, kulturelle Vorteile oder Habitus können auch beim Zugang zu höheren Positionen im Arbeitsmarkt, etwa im Bereich des Spitzenmanagements, Wirkung entfalten.
- Direkte Weitergabe von Ressourcen. Dieser Erklärungsansatz zielt in der Tendenz eher auf die multi-generationale Persistenz bei Eltern mit niedrigem Status. Sofern die Statusgrößen, wie etwa das Einkommen, von einer Generation zur nächsten nicht perfekt miteinander korrelieren, können Großeltern mit eigenen Ressourcen kompensierend unterstützen, falls ihren

Kindern Mittel für eine Förderung der Entwicklung ihrer Nachkommen fehlen. Außerdem können Großeltern ihr eigenes Vermögen und soziales Kapital (Aspirationen und Erfahrungen, Netzwerkbeziehungen) direkt weitergeben, sofern sie die Gelegenheit haben, mit ihren Enkeln direkt zu interagieren, also etwa Betreuungs- und Erziehungsaufgaben übernehmen (Ziefle 2016).

- Klassenposition der Vorfahren als Bezugsrahmen für Entscheidungen. Das Bewusstsein für die soziale Position der Großeltern und sich damit verbundene Zugehörigkeitsgefühle können einen Bezugsrahmen für das Verhalten in der Eltern- und Kindergeneration, etwa im Hinblick auf die Bildungs- und Berufswahl sein. So könnten Eltern, die wegen ungünstiger Umstände in der sozialen Position im Vergleich zu den Großeltern abgestiegen sind, besondere Anstrengungen unternehmen, um dafür zu sorgen, dass ihre Kinder wieder die Position der Großeltern-Generation erreichen. Auf der anderen Seite stemmen sich Eltern, die gegenüber der vorherigen Generation aufgestiegen sind, möglicherweise weniger dagegen, falls ihre Kinder wieder auf die Position der Großeltern zurückfallen und damit „zu ihren Wurzeln“ zurückkehren (Hertel und Groh-Samberg 2014). Dieser Transmissionskanal führt tendenziell zu einer höheren gemessenen Statuspersistenz über drei als über zwei Generationen.
- Genetische Übertragung. Biologisch gesehen ist es möglich, dass genetische Dispositionen eine Generation quasi überspringen, sich also bei den Eltern nicht ausprägen und erst bei den Enkeln wieder zum Tragen kommen (Solon 2014). Zudem können die Lebensumstände der Großmutter während der Schwangerschaft einen direkten Einfluss auf die Qualität des genetischen Materials der späteren Enkel ausüben, weil Eizellen im noch ungeborenen Fötus ihrer Töchter schon kurz nach der Befruchtung angelegt werden (Gluckman und Hanson 2005).

Die empirische Forschung zur Klärung der Frage, welchen spezifischen Beitrag die einzelnen Ansätze zur Erklärung der Existenz multi-generationaler Transmissionsprozesse in der Realität zur Statuspersistenz über mehr als zwei Generationen hinweg leisten, steht noch ziemlich am Anfang. Eine nicht leicht zu bewältigende methodische Herausforderung in diesem Zusammenhang ist, dass sich die verschiedenen potenziellen Übertragungswege in den beobachteten Ergebnisgrößen überlagern und zunächst mit geeigneten statistischen Mitteln Ansätzen separiert werden müssen. Eine weitere methodische Schwierigkeit ist, unabhängige Variation zu identifizieren, anhand derer Ursache-Wirkungs-Beziehungen tragfähig abgeschätzt werden können. Die Bewältigung dieser Herausforderungen wird dadurch erschwert, dass in Datensätzen, die mehr als zwei Generationen umspannen, in der Regel nur ein sehr begrenztes Spektrum an personenbezogenen und erst recht generationenübergreifenden familialen Merkmalen zur Verfügung steht. Dies schränkt die Möglichkeiten der empirischen Modellierung von Transmissionskanälen vielfach wesentlich ein.

Die vorhandene Literatur ist durch zwei Grundansätze geprägt. Ein Forschungsstrang, der in Abschnitt 9.1.2 behandelt wird, konzentriert sich auf die Abschätzung eines genuinen oder direkten Großelterneffekts. Dazu wird geprüft, ob die Statusvariablen der Großeltern in einem statistischen Modell, in dem auch die Statusvariablen der Eltern berücksichtigt sind, unabhängig von diesen mit den entsprechenden Statusvariablen der Enkel korrelieren. Eine solche Korrelation ist prinzipiell mit allen vier oben skizzierten multi-generationalen Transmissionskanälen vereinbar.³⁵

Ein anderer Teil der Forschung, der in Abschnitt 9.1.3 behandelt wird, fokussiert auf die Existenz generationenübergreifender latenter Konstanten, die man als soziales und ökonomisches Potenzial einer Stammlinie bezeichnen könnte. Selbst wenn diese Konstanten lediglich – etwa genetisch oder als kultureller Vorteil – direkt von Eltern zu Kindern übertragen werden, üben sie einen Einfluss auf die

³⁵ Der über Zugehörigkeitsgefühle wirkende Transmissionskanal ist isoliert betrachtet mit einem negativen Vorzeichen für den genuinen Großelterneffekt verbunden, die übrigen Transmissionskanäle dagegen mit einem positiven. Sofern sich mehrere Transmissionskanäle überlagern, kann aus einem positiven Vorzeichen des Großelterneffekts nicht geschlossen werden, dass Zugehörigkeitsgefühle bei der sozialen Mobilität über mehr als zwei Generationen hinweg keine Rolle spielen; soweit sie relevant sind, wird aber der gemessene kombinierte Großelterneffekt in Richtung auf Null vermindert.

sozio-ökonomische Position der Enkel- und weiterer folgender Generationen aus. Da sich die latenten Faktoren nicht direkt beobachten lassen, benötigt man für eine statistische Identifikation Beobachtungen für mindestens drei Generationen. Beschränkt man sich, wie die traditionelle Literatur zur intergenerationalen sozialen Mobilität, auf lediglich zwei Generationen, schlagen sich diese Faktoren dagegen als vermeintliche Zufallseffekte nieder. Dies führt dazu, dass das wahre Ausmaß der sozialen Mobilität zwischen den Generationen systematisch überschätzt wird. Um latente Faktoren von direkten Transmissionen zwischen Großeltern und Enkeln zu trennen, stützt sich diese Literatur teilweise auf Daten, die vier und mehr Generationen umfassen, teilweise auch auf Konstellationen, in denen persönliche Interaktionen zwischen Großeltern und Enkeln etwa wegen räumlicher Distanz oder Tod beschränkt sind. Um die Transmission über dynastisches oder kulturelles Kapital von der Transmission über genetische Zusammenhänge zu unterscheiden, werden zunehmend auch erweiterte Familien untersucht, das heißt Statuszusammenhänge zwischen entfernten Familienangehörigen betrachtet, die durch Heiraten, aber nicht biologisch miteinander verwandt sind.

9.1.2 Direkte Einflüsse der Großelterngeneration

Hertel und Groh-Samberg (2014) untersuchen mit Daten aus dem Sozio-oekonomischen Panel (SOEP), wie die sozialen Positionen von Großvätern und Enkelkindern in Deutschland miteinander korrelieren. Sie kontrollieren hierbei für Merkmale des Vaters, die ebenfalls Einfluss auf die Position der Kinder entfalten können. Die Studie kommt zu dem Ergebnis, dass eigenständige Großelterneffekte auf die Generation der Enkel einwirken – welcher soziale Status in der Enkelgeneration erreicht wird, hängt demnach auch von der Verteilung der Großvätergeneration auf die sozialen Klassen ab. Die Großelterneffekte erscheinen dabei im Bereich der hohen und niedrigen Klassenpositionen besonders ausgeprägt. Immobilität und Mobilitätsbarrieren über drei Generationen hinweg existieren gemäß den Schätzergebnissen von Hertel und Groh-Samberg (2014) vor allem zwischen den höchsten und den niedrigsten Klassenpositionen.

Ziefle (2016) untersucht ebenfalls anhand von SOEP-Daten (für die Jahre 1984–2013), wie stark die Persistenz des erreichten Bildungsgrades über drei Generationen hinweg ausgeprägt ist. Die Schätzungen zum Einfluss der Großeltern auf den erreichten Bildungsgrad der Enkel berücksichtigen außerdem die soziale Klasse der Eltern, ihren Bildungs- und beruflichen Status, ihre Beziehungshistorie, sowie Haushaltseinkommen und -größe. Die Studie findet Hinweise auf einen robusten und substanziellen Zusammenhang zwischen dem Bildungsgrad von Großeltern und Enkeln für Westdeutschland und bestätigt damit die Befunde von Hertel und Groh-Samberg (2014). Die Daten für Ostdeutschland unterstützen die Vermutung von eigenständigen Großelterneffekten dagegen meistens nicht. Dieser Befund lässt sich als Nachwirkung des stark an egalitären Zielen ausgerichteten sozialistischen Bildungssystems in der DDR interpretieren.

Darüber hinaus geht die Studie unterschiedlichen Ansätzen zur Erklärung eines systematischen eigenständigen Einflusses der Großeltern auf die Bildungsergebnisse ihrer Enkel nach. Getestet wird zum einen, ob der Großelterneffekt darauf zurückgehen könnte, dass Ressourcen innerhalb der erweiterten Familie kompensierend (um-)verteilt werden, wenn die Eltern nicht ausreichend zur Unterstützung ihrer Kinder in der Lage sind. Zum anderen wird geprüft, ob der Großelterneffekt durch einen kumulativen kulturellen Vorteil, das heißt eine Verstärkung der Effekte elterlicher Ressourcen infolge kulturellen Kapitals bzw. einer bestimmten Grundhaltung zu Bildung innerhalb der erweiterten Familie – zustande kommen könnte. Die Daten stützen beide Erklärungsansätze, die jedoch in nicht-linearer Form greifen. Während der Kompensationseffekt vor allem bei Kindern mit geringen ökonomischen, kulturellen oder sozialen Ressourcen in der Kernfamilie zum Tragen kommt, greift der kumulative kulturelle Vorteil primär bei Kindern aus Familien mit hohem sozialen Status.

Die Hypothese eines substanziellen eigenständigen Einflusses der Großelterngeneration auf sozialen Status, beruflichen Status, Bildungsergebnisse und Einkommen der Enkelgeneration stützen empirische Studien auch für diverse andere Länder. Im Kontext des nordischen Wohlfahrtsstaats bestätigen insbesondere Møllegaard und Jæger (2015) für Dänemark, und Modin, Erikson und Vagero (2013), Hällsten (2014) sowie Lindahl, Palme, Sandgren Massih und Sjögren (2015) für Schweden eigenständige Großelterneffekte; im Kontext des liberalen Sozialstaatsmodells tun dies Hertel und Groh-Samberg (2014) für die Vereinigten Staaten und Chan und Boliver (2013) für das Vereinigte Königreich. Auch eine aktuelle Studie von Zhang und Li (2019) zeigt, dass in der britischen Gesellschaft die Klassenzugehörigkeit der Großeltern die Entwicklungschancen der Enkelkinder im Lebensverlauf – hier gemessen an den Aspirationen im Teenager-Alter, dem im Erwachsenenalter erreichten Bildungsgrad und beruflichen Status, sowie der Wahrscheinlichkeit, selbstständig beschäftigt zu sein – eigenständig beeinflusst.

Es existiert jedoch eine Reihe von empirischen Studien, die die Vermutung unmittelbarer Einflüsse der Großeltern auf die soziale Mobilität über drei Generationen nicht generell stützen. Dazu zählen insbesondere verschiedene multi-generationale Analysen für die Vereinigten Staaten (Warren und Hauser 1997; Jæger 2012; Wightman und Danziger 2014), sowie Untersuchungen von Zeng und Xie (2014) für die Volksrepublik China, Bol und Kalmijn (2016) für die Niederlande sowie Chan und Boliver (2014) für Finnland. Allerdings beobachtet Jæger (2012) bedeutsame Großelterneffekte in der Teilgruppe der US-amerikanischen Familien mit niedrigem sozio-ökonomischem Status; Wightman und Danziger (2014) berichten diese für Haushalte mit niedrigem Einkommen. Die auf Daten für das moderne ländliche China basierende Untersuchung von Zeng und Xie (2014) diagnostiziert einen signifikanten Einfluss der Großeltern auf den erreichten Bildungsgrad der Enkel lediglich für die Teilgruppe von Haushalten, in denen diese zusammenleben. Dieser Befund kann darauf hindeuten, dass für die multi-generationale Transmission direkte Interaktionen innerhalb der erweiterten Familie relevant sind, weil über diese beispielsweise produktive Fähigkeiten bzw. Humankapital weitergegeben werden oder Großeltern eigenständige Erziehungsarbeit leisten. Andere empirische Studien (Jæger 2012; Bol und Kalmijn 2016) finden dagegen keine Belege für die Vermutung, dass die Qualität der persönlichen Beziehung zwischen Großeltern und Enkeln multi-generationale Transmissionsprozesse systematisch verstärkt.

9.1.3 Wahre Persistenz von sozialem Status und latente Faktoren

Ein gängiger empirischer Ansatz, um Aufschluss über die wahre Persistenz von sozialem Status bzw. den Grad der langfristigen sozialen Mobilität zu erhalten, ist der Vergleich von Eltern-Kind-Korrelationen und multi-generationalen Korrelationen in den Statusgrößen. Sofern latente Faktoren zur langfristigen Verfestigung des sozialen Status beitragen, sollten erstere systematisch stärker ausgeprägt sein als letztere. Um den Einfluss dieser Faktoren zu isolieren, muss allerdings noch der Einfluss potenzieller direkter Großelterneffekte herausgerechnet werden.

Braun und Stuhler (2018) nutzen für eine entsprechende Untersuchung für Deutschland Befragungsdaten der Deutschen Lebensverlaufsstudie (LVS) und der Berliner Altersstudie (BASE). Aus der LVS werden dabei Angaben von Personen verwendet, die in den Jahren 1919–21 und 1929–32 geboren wurden; die im Zeitraum von 1991 bis 1993 durchgeführte BASE-Kernstudie erfasst in Westberlin lebende Menschen, die zum Erhebungszeitpunkt zwischen 70 und 105 Jahre alt waren. In beiden Erhebungen wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht nur nach ihrer eigenen Bildungs- und Beschäftigungshistorie befragt, sondern auch nach dem Bildungsgrad und dem Beruf ihrer Eltern, Ehepartner, Geschwister und Kindern. Die BASE-Studie erfasst zudem den Bildungsgrad der Enkelinnen und Enkel. Somit lassen sich der berufliche Status über drei Generationen, der Bildungsstatus sogar über vier Generationen verfolgen. Da die Befragten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts

geboren wurden, lässt sich anhand dieser besonderen Datensätze die intergenerationale Mobilität in Deutschland seit dem späten 19. Jahrhundert analysieren.

Braun und Stuhler (2018) kommen mit diesen Daten zu dem empirischen Befund, dass die Persistenz im Bildungs- und beruflichen Status über drei Generationen hinweg größer ist, als es die geschätzten Korrelationen im Status von Eltern und Kindern nahelegen. Sie testen davon ausgehend zwei Theorien, die die beobachtete hohe Persistenz der Statusgrößen über drei Generationen erklären können. Zum einen überprüfen sie die Hypothese von Clark (2014), dass der Wert der wahren Rate der intergenerationalen Persistenz gemäß einem „universellen Gesetz sozialer Mobilität“ um die 0,75 liegt und zudem über die Zeit hinweg konstant ist. Braun und Stuhler (2018) arbeiten heraus, dass sich die Parameter des hinter dieser Vermutung liegenden theoretischen Modells mit latenten Faktoren durch Nutzung von Daten für mehr als zwei Generationen identifizieren lassen. Die von ihnen vorgelegten Schätzergebnisse stützen dabei die Vermutung, dass latente Faktoren zu einer Unterschätzung der wahren intergenerationalen Persistenz beitragen, wenn man dafür lediglich die beobachteten Eltern-Kind-Korrelationen betrachtet. Allerdings bestätigen sie weder den von Clark (2014) vermuteten Zahlenwert noch die Vermutung, dass die wahre intergenerationale Persistenz zwischen den Generationen konstant ist. Zum anderen überprüfen Braun und Stuhler (2018) die Vermutung, dass direkte Großelterneffekte zur über drei Generationen gemessenen Persistenz im Bildungs- und Berufsstatus beitragen. Sie präsentieren Evidenz, dass sich die geschätzten positiven Korrelationen in den Statusgrößen zwischen Großeltern auf die Enkelkinder nicht als kausale Einflüsse interpretieren lassen.

Gemäß dieser Studie scheint das Modell der Übertragung latenter Faktoren zwischen Eltern und Kinder demnach dem Modell direkter Großelterneffekte zur Vorhersage der multigenerationalen Persistenz im Bildungs- und Berufsstatus überlegen. Mit anderen Worten erscheint der traditionelle Fokus auf die Statusweitergabe von Eltern an ihre Kinder durchaus gerechtfertigt. Allerdings braucht man Daten für mehr als zwei Generationen, um die Einflüsse latenter Faktoren zu identifizieren und zu vermeiden, dass das tatsächliche Maß multigenerationaler Persistenz empirisch unterschätzt wird. Neidhöfer und Stockhausen (2019) überprüfen wie Braun und Stuhler (2018) die Hypothese von Clark (2014) der Existenz eines universellen Gesetzes sozialer Mobilität, das heißt, eines hohen und konstanten Einflusses langfristig wirkender latenter Faktoren. Außerdem berücksichtigen sie in ihrer empirischen Analyse neben Großelterneffekten den möglichen Einfluss von ethnischem Kapital, das heißt, der Qualität des Bevölkerungsumfelds, innerhalb dessen Eltern Investitionen in die Entwicklung ihrer Kinder tätigen, auf die Transmission von sozialem Status zwischen den Generationen. Die Untersuchung ist auf Basis von harmonisierten Daten aus Haushaltsbefragungen ländervergleichend angelegt und bezieht neben Deutschland auch die Vereinigten Staaten und das Vereinigte Königreich ein. Die Schätzergebnisse sprechen wiederum gegen die Hypothese, dass die Persistenz von Statusgrößen durch ein universelles Gesetz sozialer Mobilität bestimmt wird. Vielmehr wird anhand des Ländervergleichs deutlich, dass der langfristige Grad der sozialen Mobilität auch von spezifischen gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen abhängt. Neidhöfer und Stockhausen (2019) beobachten den stärksten Zusammenhang zwischen dem erreichten Bildungsgrad von Großeltern und Enkel in Deutschland, den schwächsten im Vereinigten Königreich – die Vereinigten Staaten sind im Hinblick auf die multi-generationale soziale Mobilität in der Mitte verortet. Die Studie liefert zudem – im Gegensatz zur Untersuchung von Braun und Stuhler (2018) – Evidenz für die Existenz von direkten Großelterneffekten. Dabei variiert die geschätzte Stärke dieser Effekte – im Einklang mit Beobachtungen von Ziefle (2016) – je nach institutionellem Kontext und Geschlecht.

Colagrossi, d’Hombres und Schnepf (2019) erweitern die ländervergleichende Herangehensweise von Neidhöfer und Stockhausen (2019) auf Grundlage von retrospektiven Befragungsdaten des Eurobarometers „Fairness, Ungleichheit und intergenerationale Mobilität“, die alle Mitgliedsstaaten der Europäischen Union abdecken und Informationen zu Bildungsstand, beruflicher Stellung und sozialem

Status der Befragten, ihrer Eltern und Großeltern umfassen. Sie kommen zu dem Befund, dass Messungen anhand von Eltern-Kind-Korrelationen die Persistenz von sozialem Status in der Tendenz mehrheitlich – in 17 der untersuchten 28 Länderkontexte – systematisch unterschätzen. Im Durchschnitt bewegt sich der mittels einer sequentiellen Anwendung der Eltern-Kind-Korrelationen geschätzte Grad der sozialen Persistenz über drei Generationen um rund 30 Prozent unter den mittels einer multi-generationalen Analyse ermittelten Werten. In wenigen Fällen kann die Hypothese, dass direkte Transmissionen von Großeltern zu Enkeln zu dieser Untererfassung der wahren sozialen Persistenz beitragen, nicht verworfen werden. In den übrigen Konstellationen einer systematischen Untererfassung tragen gemäß den Schätzergebnissen auch latente Faktoren zum Ergebnis bei. Die unterschiedlichen Erklärungsbeiträge dieser latenten Faktoren an der wahren Persistenz des sozialen Status sprechen für eine Beeinflussung durch länderspezifische Faktoren. Demnach liefert auch diese Untersuchung keine empirische Unterstützung für die Hypothese von Clark (2014), dass ein universelles Gesetz sozialer Mobilität existiert. Welche institutionellen, gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Faktoren konkret die Variation in der Bedeutung latenter Faktoren für den Grad der langfristigen sozialen Mobilität treiben, klären allerdings auch Colagrossi et al. (2019) nicht näher auf.

Eine alternative empirische Herangehensweise, um das wahre Ausmaß der Persistenz von sozialem Status abzuschätzen, beruht auf der Analyse der Transmission von Statusgrößen innerhalb erweiterter dynastischer Zusammenhänge. Bei einer Untersuchung weiter verzweigter Abstammungslinien verlieren die potenziellen Einflüsse direkter Transmissionen zwischen Großeltern und Enkeln innerhalb der erweiterten Kernfamilie an Gewicht. Die Feststellung substanzieller Korrelationen im sozialen Status von Angehörigen einer Dynastie, die nur in einer relativ losen persönlichen Verbindung zueinander stehen, unterstützt dagegen die Vermutung, dass latente persistente Faktoren, etwa kumulatives kulturelles oder Beziehungskapital, zu einer Verfestigung von sozialem Status beitragen bzw. die soziale Mobilität über die Generationen hinweg hemmen.

Ein aktuelles Beispiel für die Anwendung dieses Ansatzes ist eine Untersuchung von Adermon, Lindahl und Palme (2019). Die Studie basiert auf Daten, die verschiedene Kenngrößen für das individuelle Humankapital als Näherungsgröße für sozialen und wirtschaftlichen Status für die Gesamtheit von vier Generationen der schwedischen Bevölkerung erfassen. Die Daten ermöglichen darüber hinaus, jede Person im Familienverbund mit den eigenen Eltern, deren Geschwistern sowie Cousins und Cousins, deren jeweiligen Ehepartnern und deren Geschwistern zu beobachten. Die statistische Analyse der durchschnittlichen Statusunterschiede zwischen Angehörigen unterschiedlicher Generationen innerhalb des erweiterten Familienzusammenhangs stützt die Hypothese, dass herkömmliche Eltern-Kind-Korrelationen das wahre Ausmaß der sozialen Persistenz, zu dem latente Faktoren im dynastischen Zusammenhang beitragen, um fast ein Drittel unterschätzen.

Um erweiterte dynastische Beziehungen über lange historische Zeiträume untersuchen zu können, fokussiert Clark (2014) auf Personen, die über einen seltenen Nachnamen miteinander verbunden sind. Davon ausgehend analysieren Clark und Cummins (2015) für ein Panel von rund 19.000 Personen mit seltenen Familiennamen aus Wales und England, das fünf Generationen zwischen 1958 und 2012 abdeckt, die Persistenz von Vermögensbeständen. Sie rekurren dabei auf ein strukturelles Model, in dem die Entwicklung des Vermögens von einer Generation zur nächsten zum einen durch eine systematische Komponente beeinflusst wird – das am Lebensende vorhandene Vermögen einer Generation ist zu einem gewissen Grad auch am Lebensende der Folgegeneration vorhanden. Darüber hinaus wird der individuell erreichte Vermögensbestand durch eine Zufallskomponente beeinflusst, die sich nicht von den Eltern auf die Kinder vererbt.

In der empirischen Analyse lässt sich die hierdurch ausgelöste intergenerationale Variation im Vermögen herausrechnen, indem man den Durchschnitt der Vermögensunterschiede von einer Generation zur nächsten für alle Personen mit demselben Nachnamen bildet, statt Vermögensunterschiede

zwischen Eltern und Kindern innerhalb von Kernfamilien zu analysieren. Im Ergebnis zeigt sich, dass die Persistenz der Vermögen (mit einer geschätzten intergenerationalen Elastizität nahe 0,75) über die Generationen hinweg sehr viel stärker ist, als es herkömmliche intergenerationale Schätzungen (mit Werten um 0,5) anzeigen. Damit erklärt sich, warum die Vermögensposition innerhalb von Familien auch nach fünf Generationen – und damit über große Veränderungen der sozialen und wirtschaftlichen Regimes hinweg – in einem hohen Maß korreliert.

Solon (2018) weist darauf hin, dass die Interpretation der mit einem auf gemeinsamen Nachnamen basierenden Schätzansatz erzielten Ergebnisse prinzipielle Schwierigkeiten aufwirft, weil die dabei miteinander verbundenen Personen nur teilweise tatsächlich über dynastische Beziehungen miteinander verbunden sind. Andererseits liegt ein Vorteil darin, dass damit die Einflüsse direkter Transmissionen im engeren Familienzusammenhang weitgehend ausgeschaltet werden. Zudem ist dies eine Möglichkeit, auch die Einflüsse stark persistenter latenter Variablen zu erfassen, die innerhalb von familiären Dynastien über sehr lange Zeiträume hinweg zum Erhalt der Statusposition beitragen. So beobachteten Barone und Mocetti (2016) durch die Verbindung von Personen mit gleichem Nachnamen, die sich in historischen Daten für Florenz finden, eine Korrelation im sozialen Status zwischen Generationen, die durch sechs Jahrhunderte voneinander getrennt ist. Dieser Befund stützt die Vermutung, dass latente soziale Stratifizierungssysteme über sehr lange Zeit erhalten bleiben und soziale Mobilität hemmen können. Zu einer ähnlichen Schlussfolgerung kommen auch Mare und Song (2014) auf Basis einer Auswertung von Stammbauminformationen und Bevölkerungsregistern entnommenen Daten aus dem China der Kaiserzeit, die mehrere hundert Jahre umfassen.

9.2 Effekte des Wohnumfelds

9.2.1 Einleitung

Ein allgemein zu beobachtendes Phänomen ist, dass Kinder, die in einem prosperierenden oder sozial stabilen Wohnumfeld heranwachsen, als Erwachsene häufiger einen hohen sozialen Status erreichen als Kinder, die einem durch Armut und soziale Spannungen geprägten Umfeld aufwachsen. Dies kann einerseits bedeuten, dass das alltägliche Wohnumfeld von Heranwachsenden ursächlich für die im Lebensverlauf realisierten Entwicklungschancen ist. In diesem Fall spricht man von einem Expositionseffekt. Ist ausschließlich dieser wirksam, verändern sich die Entwicklungschancen von Kindern, wenn sie mit ihren Familien in ein anderes Wohnumfeld umziehen. Das Ausmaß an intergenerationaler Mobilität in der Familie wird nur durch die Bedingungen im unmittelbaren Wohnumfeld der Kinder bestimmt. Andererseits kann sich die beobachtete Korrelation auch daraus ergeben, dass Familien mit starken (schwachen) Ressourcen Wohnorte präferieren, die durch ein günstigeres (ungünstigeres) soziales Umfeld charakterisiert sind. In diesem Fall spricht man von einem Selektivitätseffekt. Ist ausschließlich dieser wirksam, spielt es für die Entwicklungschancen der Kinder keine Rolle, in welchem Wohnumfeld sich die Familien befinden. Eltern können und werden überall dieselben Ressourcen in die Entwicklung ihrer Kinder investieren. Der Grad an intergenerationaler Mobilität in der Familie wird also nur von den Bedingungen im unmittelbaren familiären Umfeld bestimmt.

Für die politische Gestaltung von Maßnahmen zur Stärkung intergenerationaler Aufstiegsmobilität ist die Größenordnung von Expositions- und Selektivitätseffekten nicht unerheblich. Hat man es mit einem originären Expositionseffekt zu tun, kann eine Politik erfolgversprechend sein, die auf eine allgemeine Verbesserung in der Qualität des Wohnumfelds und eine Durchmischung von Wohnquartieren setzt. Hat man es dagegen mit einem Selektivitätseffekt zu tun, kommt es in erster Linie darauf an, die individuelle Förderung von sozial benachteiligten Kindern zu stärken, ganz unabhängig davon, wo sie aufwachsen.

Empirische Untersuchungen, die möglichen eigenständigen Einflüssen des Wohnumfelds auf die Entwicklungschancen nachgehen, basieren bislang hauptsächlich auf nordamerikanischen Daten. Ein Strang der einschlägigen Literatur ist überwiegend deskriptiv ausgerichtet und analysiert die Geographie intergenerationaler Statusmobilität, das heißt die landesweite Variation in regionalen Kontextfaktoren mit Bezug auf die Variation in den Raten der Statusmobilität in individuellen Eltern-Kind-Beziehungen. Zentrale Erkenntnisse dieses Literaturstrangs fasst Abschnitt 9.2.2 zusammen. Ein anderer Strang der Literatur ist stärker auf die Ableitung kausal interpretierbarer Expositionseffekte ausgerichtet und nutzt dafür experimentelle oder quasi-experimentelle lokale Settings, in denen spezielle Rahmenbedingungen dafür sorgen, dass Familien in einem hohen Maß zufallsgesteuert das Wohnumfeld wechseln. Dieser Literaturstrang, der durch Untersuchungen dominiert wird, die auf Daten aus einem kontrollierten sozialen Experiment – dem Moving to Opportunity-Projekt bzw. MTO-Projekt in den Vereinigten Staaten – basieren, wird in Abschnitt 9.2.3 dargestellt.

9.2.2 Geographie intergenerationaler Statusmobilität

Eine zentrale, allerdings rein deskriptive Untersuchung zu Expositionseffekten stammt von Chetty, Hendren, Kline und Saez (2014). Sie nutzt Einkommensteuerdaten für die Vereinigten Staaten, anhand derer sich mehr als 40 Millionen Einkommens-Relationen von Eltern und Kindern im Zeitraum 1996 bis 2012 beobachten und mit Daten zum Wohnumfeld auf der Ebene von Pendlerzonen („commuting zones“) verknüpfen lassen. Die auf dieser Basis analysierten Zusammenhänge zwischen der Variation in lokalen Kontextfaktoren und der Variation in der Aufwärtsmobilität zwischen Eltern und Kindern stützen die Vermutung, dass die Aufstiegschancen von Kindern systematisch von der Qualität des lokalen Umfelds beeinflusst wird, in dem sie heranwachsen. Insbesondere erscheint die intergenerationale Einkommensmobilität systematisch geringer, wenn die Kinder einem Areal mit einer höheren Konzentration von Armen, mehr Einkommensungleichheit, weniger sozialem Kapital, instabileren Familien oder schlechteren Primarschulen entstammen.

Die Ergebnisse sprechen dafür, dass in einem segregierten Wohnumfeld mit hoher Armutsbelastung und ungünstigen wirtschaftlichen und Bildungschancen eine Negativspirale in Gang kommen kann, indem Kinder und Jugendliche in ihrem Alltagsumfeld vorherrschende, durch Perspektivlosigkeit geprägte Haltungen und Verhaltensweisen (etwa: geringe Bildungsbereitschaft, Hang zu illegalen Aktivitäten, hohe Scheidungsrate) übernehmen, was die soziale Segregation im Wohnumfeld weiter verstärkt und die individuellen Beschäftigungs- und Bildungsaussichten weiter verschlechtert. Bei den empirischen Befunden von Chetty et al. (2014) handelt es sich allerdings um Korrelationen. Expositionseffekte und Selektivitätseffekte werden also nicht sauber voneinander getrennt.

Darum verwendet eine Nachfolgestudie von Chetty und Hendren (2018) Paneldaten, mit denen sich die Einflüsse von zeitinvarianten unbeobachteten Merkmalen der Familien kontrollieren lassen. Die Schätzergebnisse machen deutlich, dass die Korrelationen zwischen Eigenschaften des Wohnumfelds und Maßen für den wirtschaftlichen und sozialen Erfolg von Kindern zu einem hohen Anteil durch Selektivitätseffekte bestimmt sind. Diese zeigen sich vor allem bei einkommensstarken Familien, die demnach wegen ihres hohen Einkommens systematisch häufiger in einem Chancen fördernden Wohnumfeld anzutreffen sind. Trotzdem verbleiben unabhängige, als kausal zu interpretierende Einflüsse von Kennzeichen der örtlichen Gegebenheiten, denen Heranwachsende ausgesetzt sind. Diese Expositionseffekte konzentrieren sich bei den Kindern aus einkommensschwachen Familien. Bei dieser Zielgruppe verbessert gemäß den Schätzergebnissen von Chetty und Hendren (2018) jedes weitere Jahr, das sie in einem Umfeld mit um eine Standardabweichung günstigeren Bedingungen aufwachsen, das Einkommen im Erwachsenenalter um ein halbes Prozent. Dabei bestätigt sich die Bedeutung der meisten bereits von Chetty et al. (2014) hervorgehobenen der Aufstiegsmobilität förderlichen Faktoren: eine geringere Konzentration von Armen, niedrigere Einkommensungleichheit, bessere Schulen, niedrigere Kriminalitätsraten und ein geringerer Anteil von Alleinerziehenden. Die negativen

Segregationseffekte bei Kindern aus einkommensschwachen Elternhäusern erscheinen dabei bei Jungen deutlich stärker ausgeprägt als bei Mädchen.

Die bisher einzige Studie für Deutschland, die systematischen Zusammenhängen zwischen Wohnumfeld und intergenerationaler Mobilität nachgeht, stammt von Dodin, Henkel, Findeisen und Sachs (2017), die sich methodisch an Chetty et al. (2014) anlehnen. Verwendet wird hierzu eine Unterstichprobe aus dem Mikrozensus, die es ermöglicht, den Bildungsstand von 230.000 Kindern mit demjenigen ihrer Eltern zu vergleichen sowie auf individueller Ebene Raten intergenerationaler Mobilität mit kleinräumigen Standortinformationen zu verbinden. Dodin et al. (2017) beobachten, dass die Chancen auf einen Bildungsaufstieg der Kinder systematisch von der Einkommenssituation der Eltern und unabhängig davon auch von Merkmalen des Wohnumfelds zusammenhängen. Die empirische Vorgehensweise erlaubt allerdings kein klares Urteil, inwieweit dahinter ein genuiner Expositionseffekt steht. Die systematischen Einflüsse des Wohnumfelds könnten genauso auf unbeobachtete Eigenschaften der Familien zurückgehen, die die Bildungschancen der Kinder und die Wahl des Wohnumfelds zugleich beeinflussen. Um zu aussagekräftigeren Schätzergebnissen zu kommen, müsste die Studie wie von Chetty und Hendren (2018) in die Paneldimension erweitert werden. Dies scheitert jedoch am Aufbau des Mikrozensus als Sequenz wiederholter Querschnitte.

9.2.3 Experimentelle und quasi-experimentelle Settings

Mit dem Projekt „Moving to Opportunity“ (MTO) wurde ein soziales Experiment mit randomisierter Kontrollgruppe mit dem Ziel implementiert, ohne Verzerrungsprobleme einschätzen zu können, wie sich das Wohnumfeld bei von Armut bedrohten Menschen auswirkt. Das MTO-Projekt wurde von 1994 bis 1998 in fünf großen Städten der USA durchgeführt. Dafür wurden nach dem Zufallsprinzip gut 4.600 freiwillig teilnehmende Haushalte aus dem Niedrigeinkommensbereich einer von drei Gruppen zugeordnet. Haushalten in der ersten Gruppe wurde ein Wohnkostenzuschuss angeboten, mit dem sie für ein Jahr einen Teil ihrer Wohnkosten finanzieren konnten, sofern sie bereit waren, dafür in ein Viertel mit einer Armutsquote von weniger als einem Zehntel umzuziehen. Zudem erhielt diese Gruppe unterstützende Beratung bei der Wohnungssuche. Haushalte in der zweiten Gruppe bekamen einen vergleichbaren Wohnkostenzuschuss, allerdings ohne Umzugsauflage; sie erhielten auch keine Beratung bei der Wohnungssuche. Die dritte Gruppe erhielt weder Wohnkostenzuschüsse noch Beratung und blieb daher auf die allgemeine öffentliche Wohnraumförderung angewiesen.

Die erste Generation von Studien, darunter Kling, Liebman und Katz (2007) und Ludwig et al. (2013), die auf den in diesem Setting gewonnenen Daten aufbauen, konzentriert sich auf die unmittelbaren Veränderungen in Folge einer Veränderung des Wohnumfelds. Eine zweite Generation von Studien beginnt mit Chetty, Hendren und Katz (2016). Bei ihr stehen die mittelfristigen intergenerationalen Effekte im Vordergrund.

Kling et al. (2007) kommen zu dem Schluss, dass der Umzug in ein besseres Wohnumfeld keinen nennenswerten Einfluss auf die ökonomische Lage von Erwachsenen hat. Als Grund hierfür vermuten sie, dass die Zugangsmöglichkeiten zu Arbeitsplätzen unverändert bleiben. So trägt ein besseres Wohnumfeld zwar zu einer gemessen an Bildungsstand und Einkommen gemessenen besseren Qualität des sozialen Netzwerks bei; dennoch finden diejenigen, die in ein besseres Wohnumfeld umziehen, nicht häufiger über Bekannte Arbeit, als die weiterhin im schlechteren Wohnumfeld lebenden Kontrollpersonen. Ein markanter geschlechtsspezifischer Expositionseffekt lässt sich allerdings bei den Kindern beobachten. Bei weiblichen Jugendlichen erhöht das bessere Wohnumfeld die subjektive Befindlichkeit und bewirkt ein risikoärmeres Verhalten. Männliche Jugendliche neigen im besseren Wohnumfeld dagegen öfter zu riskanten Verhaltensweisen. Ein positiver Effekt des veränderten Wohnumfelds auf die erreichten Bildungsabschlüsse ist weder bei weiblichen noch bei männlichen Jugendlichen festzustellen.

Ludwig et al. (2013) bestätigen die Befunde von Kling et al. (2007) und untersuchen darüber hinaus, wie dauerhaft die experimentell ausgelösten Umzugsentscheidungen sind. Sie beobachten, dass Haushalte mit in Anspruch genommenem Wohnkostenzuschuss ein Jahr nach dem Umzug immer noch in einem Umfeld mit einer im Vergleich zur Kontrollgruppe deutlich geringeren Armutsquote leben. Dieser Effekt zeigt sich besonders bei den Haushalten, die gezielt für einen Umzug in ein Viertel mit einer niedrigen Armutsquote belohnt wurden. Auch 10 bis 15 Jahre später bleiben diese Wirkungen erhalten und erscheinen demnach nachhaltig.

Obwohl ein besseres Wohnumfeld die wirtschaftliche Lage der Haushalte nicht verbessert, messen Ludwig et al. (2013) außerdem verschiedene positive Expositionseffekte im Hinblick auf die physische Gesundheit. So verringern sich die Inzidenzen von Übergewicht, Diabetes, sowie von physischem und psychischem Stress. Keine Effekte zeigen sich dagegen im Hinblick auf die Kompetenzentwicklung von Kindern, gemessen an standardisierten Testergebnissen in Mathematik und Lesen. Dies gilt für zum Zeitpunkt des Umzugs schulpflichtige Kinder ebenso wie für dann noch nicht schulpflichtige Kinder. Ähnliche Ergebnisse finden Fryer und Katz (2013), die darauf hinweisen, dass mit der Veränderung des Wohnorts nur eine sehr moderate Verbesserung in der Qualität der besuchten Schulen verbunden ist. Gemäß dieser Studie profitieren Mädchen von Expositionseffekten, wenn überhaupt, im Hinblick auf das subjektive Wohlbefinden und die physische Gesundheit, Jungen dagegen nicht.

Chetty et al. (2016) verbinden die Daten der am MTO-Projekt teilnehmenden Haushalte mit den amtlichen Steuerdaten von Eltern und Kindern, um die Wirksamkeit der im Rahmen des sozialen Experiments eingesetzten Maßnahmen im Hinblick auf die intergenerationale Einkommensmobilität abzuschätzen. Während für Jugendliche, die beim Eintritt ihrer Familie in das Experiment zwischen 13 und 18 Jahre alt waren, keine systematische Verbesserung des Einkommens im Erwachsenenalter feststellbar ist, ist diese für Kinder unter 13 Jahren zu konstatieren. Dieses Ergebnis wirkt angesichts der in früheren Studien zum MTO-Projekt nicht nachweisbaren Wirkungen einer Verbesserung des Wohnumfelds auf die wirtschaftliche Lage der Eltern und die Bildung der Kinder möglicherweise etwas überraschend. Der Befund ist jedoch konsistent mit Ergebnissen anders gelagerter empirischer Analysen, wonach im Erwachsenenalter erreichte Bildungs- und Einkommensgrößen umso besser ausfallen, je mehr Jahre Kinder und Jugendliche in einem günstigen Wohnumfeld heranwachsen (Wodtke, Harding und Elwert 2011; Chetty und Hendren 2018).

Chetty et al. (2016) stellen auch fest, dass der Expositionseffekt bei jüngeren Kindern aus der Gruppe der Familien, bei der die Inanspruchnahme des Wohnkostenzuschusses im experimentellen Setting an die Bedingung gekoppelt war, in eine Umgebung mit niedriger Armutsquote umzuziehen, annähernd doppelt so groß ist wie bei jüngeren Kindern aus der Gruppe der Familien, bei der die Nutzung des Zuschusses nicht an diese Bedingung gekoppelt war. Dieser Unterschied könnte dafür sprechen, dass die Intervention nicht nur über eine mobilitätsförderliche Lockerung von Liquiditätsbeschränkungen Effekte entfaltet.

Bei der Interpretation dieses Resultats ist allerdings zu beachten, dass hier, wie in der auf Daten des MTO-Projekts basierenden Literatur generell, mit einem Instrumentvariablen-Modell sogenannte lokale durchschnittliche Treatment-Effekte bzw. „Intention-to-Treat“-Effekte geschätzt werden. Lokale Treatment-Effekte sagen nur etwas über die Wirksamkeit der Intervention in der Gruppe der Familien, die durch den Stimulus – hier die Möglichkeit, einen Wohnkostenzuschuss in Anspruch zu nehmen – dazu veranlasst werden, in ein anderes Wohnumfeld zu wechseln. Soweit bei der Entscheidung dafür nicht beobachtbare Eigenschaften der Familie eine Rolle spielen, die zugleich auch für den weiteren Entwicklungsverlauf der Kinder wichtig sind, überlagern sich in lokalen Treatment-Effekten genuine Expositionseffekte und Selektivitätseffekte. Bereits Clampet-Lundquist und Massey (2008) weisen darauf hin, dass nur weniger als jede zweite Familie, die im Kontext des MTO-Experiments einen Wohnkostenzuschuss in Anspruch nehmen konnte, dieses auch getan hat. Familien, die

den Zuschuss genutzt haben, sind im Vergleich zu den Familien, die auf die Inanspruchnahme verzichtet haben, durch ein signifikant höheres Familieneinkommen vor Erhalt des Wohnkostenzuschusses ausgezeichnet. Dies kann ein Indiz dafür sein, dass es sich bei den Familien, bei denen die Intervention den Umzug in ein besseres Wohnumfeld auslöst, um eine positiv selektierte Gruppe handelt. In diesem Fall würden die lokalen Treatment-Effekte die genuinen Expositionseffekte überzeichnen.

Andererseits gibt es Argumente, warum die basierend auf den im MTO-Projekt generierten Daten geschätzten Treatment-Effekte das Ausmaß der genuinen Expositionseffekte unterzeichnen. So findet man, nachdem einige Jahre seit Inanspruchnahme des Wohnkostenzuschusses vergangen sind, immerhin 40 Prozent der Familien in einer durch höhere Armut gekennzeichneten Umgebung wieder (Clampet-Lundquist und Massey 2008). Soweit damit negative Expositionseffekte verbunden sind, wird der geschätzte durchschnittliche Treatment-Effekt gedämpft. Zudem knüpft die bei Nutzung des Wohnkostenzuschusses teilweise zum Tragen kommende Umzugsbedingung nur an einem der lokalen Kontextfaktoren an, die gemäß den Erkenntnissen Chetty und Hendren (2018) die intergenerationale Aufstiegsmobilität im Einkommen systematisch dämpfen. So hat der bedingte Wohnkostenzuschuss in hoher Zahl Umzüge in Areale nach sich gezogen, die zwar dem Armutskriterium genügen, aber durch eine im Vergleich zum bisherigen Wohnumfeld höhere soziale Segregation geprägt sind. Demnach könnte der geschätzte Treatment-Effekt mit Bezug auf die wahre Mobilitätswirkung einer niedrigeren Armutsquote im Wohnumfeld nach unten verzerrt sein.

Eine Alternative, um außerhalb kontrolliert randomisierter sozialer Experimente Expositionseffekte zu identifizieren, zeigt eine Studie von Oreopoulos (2003). Sie macht sich zunutze, dass sich der soziale Wohnungsbau im kanadischen Toronto mit dem Ziel einer guten sozialen Durchmischung auf die gesamte Stadt erstreckt. Sozialwohnungen finden sich deshalb in Quartieren, die ein schlechteres wirtschaftlich-soziales Umfeld bieten, ebenso wie in Quartieren mit einem guten Umfeld. Die Zuteilung von Sozialwohnungen erfolgt mittels einer Art Losentscheid, und die Interessenten haben kaum Möglichkeiten, über die Zuweisung in ein bestimmtes Quartier selbst mitzubestimmen. Somit handelt es sich um ein quasi-natürliches Experiment, in dem Selektivitätsverzerrungen infolge persönlicher Präferenzen für bestimmte Stadtquartiere weitgehend auszuschließen sind. Unter diesen Voraussetzungen bestimmt die Studie zum einen, wie stark sich die so gut wie zufällige Variation der Umweltbedingungen, unter denen die Kinder der Mieterinnen und Mieter von Sozialwohnungen aufwachsen, in der Variation der Einkommen niederschlägt, die sie später als Erwachsene erreichen. Zum anderen wird geklärt, wie stark die Einkommen von Geschwisterkindern, die gemeinsam in einer Sozialwohnung aufgewachsen sind, miteinander korrelieren. Die beiden Resultate zusammen genommen legen die Vermutung nahe, dass das während des Heranwachsens von Kindern erlebte Wohnumfeld die Einkommensposition im weiteren Lebensverlauf nicht nennenswert beeinflusst, während der familiäre Zusammenhang diese sehr wesentlich mitbestimmt. Allerdings muss offen bleiben, ob sich dieses für eine besondere Stadtgesellschaft abgeleitete Ergebnis auch in anderen Kontexten reproduzieren lässt, ob der Befund also extern valide ist.

9.3 Schlussfolgerungen

In der neueren Forschung werden zunehmend die Transmissionen von sozialem Status über viele Generationen hinweg beleuchtet. Vorhandene Studien zur multigenerationalen Mobilität deuten zum einen darauf hin, dass sich der Status teils unmittelbar und eigenständig von Großeltern auf die Enkel überträgt, also nicht nur über den Umweg der Statusweitergabe an die eigenen Kinder. Zum anderen gibt es inzwischen auch überzeugende Evidenz, dass neben direkten Großelterneffekten auch latente Faktoren, die generationenübergreifend nur langsam abklingen oder sich gar verstärken, wie etwa kumuliertes kulturelles Kapital oder dynastisches Humankapital, den sozialen Status in erweiterten Familienverbänden über sehr lange Zeiträume hinweg präservieren können. Aus diesem Grund kann die

immer noch dominierende herkömmliche Betrachtungsweise, die sich auf die intergenerationale Übertragung der sozialen Statusposition von Eltern zu Kindern beschränkt, das wahre Ausmaß sozialer Mobilität in der Generationenfolge von Familien ganz substantiell unterschätzen.

Die Forschungslinie zur multigenerationalen sozialen Mobilität steht allerdings noch relativ am Anfang, entwickelt sich aktuell aber dynamisch; immer mehr geeignete Datenquellen werden dafür erschlossen. Es braucht noch weitere Untersuchungen, um ein besseres Verständnis dafür zu bekommen, wie wichtig latente Faktoren und Großelterneffekte im Verhältnis zueinander als Hemmnis für langfristige soziale Mobilität sind. Auch zur übergeordneten Fragestellung dieses Berichts, also dem Einfluss institutioneller und struktureller Rahmenbedingungen auf die soziale Mobilität, lassen sich nur vorläufige Ergebnisse beitragen. Zwar bestätigt zumindest ein wesentlicher Teil der Literatur die Wichtigkeit solcher Rahmenbedingungen. Wie jedoch die Rahmenbedingungen gestaltet sein müssen, um einer multigenerationalen Verfestigung von sozialem Status in der Generationenfolge von Familien zu begegnen, bedarf noch weiterer Studien. Für die Zwecke der politischen Gestaltung muss zudem noch ein viel genaueres Verständnis dafür entwickelt werden, wie die in den Daten abzeichnenden multigenerationalen Transmissionskanäle verlaufen. Hierbei geht es etwa um das Verhältnis, in dem sozio-kulturelle Vererbung und genetische Disposition zueinander stehen. Ein politischer Handlungsbedarf ergibt sich vor allem in dem Maß, wie der sozio-kulturelle Vererbungsweg an der langfristigen Verfestigung von Statuspositionen beteiligt ist.

Ein anderer neuerer Zweig der Forschung zu intergenerationaler Mobilität widmet sich Fragen nach der Bedeutung der Qualität des räumlichen Umfelds von Heranwachsenden für die Chancen, im weiteren Lebensverlauf sozial aufzusteigen. Dabei gibt es allerdings erhebliche Schwierigkeiten, genuine Expositionseffekte, das heißt, kausale Einflüsse des Wohnumfelds auf die individuellen Entwicklungschancen, von Selektivitätseffekten, die sich aus der Bevorzugung von unterschiedlichen Typen von Wohnorten durch unterschiedliche Typen von Familien speisen, empirisch voneinander zu separieren. Das vorhandene gravierende Identifikationsproblem kann erklären, warum zu diesem gesellschaftlich hochgradig relevanten Thema bis jetzt nur eine kleinere Anzahl von Studien vorliegt, die sich zudem fast ausschließlich auf die Verhältnisse in Nordamerika beziehen.

In der Gesamtschau stützen die empirischen Befunde dieser Literatur durchaus die Vermutung, dass genuine Expositionseffekte relevant für die sozialen Aufstiegschancen von Kindern und Jugendlichen sein könnten. So gibt es verschiedene Belege dafür, dass weniger soziale Segregation oder geringere Konzentrationen an Menschen in prekärer Armut, hochwertigere elementare Bildungsinfrastrukturen und eine bessere Ausstattung mit sozialem Kapital im Wohnumfeld von Kindern das Einkommen und den Bildungsstatus im Erwachsenenalter positiv beeinflussen können. Träfe diese zu, könnten etwa Wohnkostenzuschüsse für Familien mit niedrigem sozio-ökonomischen Status mit höheren Mieten in Quartieren mit höherem Status oder raumplanerische Maßnahmen gegen Segregationstendenzen auf kommunaler Ebene als Ansatzpunkte zu einer öffentlichen sozialen Aufstiegsförderung in Frage kommen.

Allerdings erscheint die vorhandene Evidenz in der Zusammenschau bei weitem noch nicht belastbar genug, um sie bis auf weiteres zur Grundlage konkreter politischer Gestaltung zu machen. In der Literatur sind die Identifikationsprobleme nicht immer überzeugend gelöst, die geschätzten Expositionseffekte sind quantitativ betrachtet manchmal eher klein. In sich wirkt das Gesamttabelleau der inzwischen für eine größere Anzahl von Indikatoren wirtschaftlicher oder sozialer Teilhabe und mit verschiedenen methodischen Ansätzen ermittelten Expositionseffekte teils nicht konsistent. Vor allem aber sind Zweifel angebracht, ob sich die im Kontext des liberalen nordamerikanischen Wohlfahrtsstaatsmodells gewonnenen Erkenntnisse überhaupt auf die Verhältnisse im deutschen Kontext übertragen lassen. Die Befunde aus der bislang einzigen für Deutschland vorhandenen Studie zur Thematik weisen zwar in dieselbe Richtung wie die Befunde aus einer ähnlich ausgelegten Untersuchung für

die Vereinigten Staaten. Beide Studien haben allerdings nur deskriptiven Charakter, so dass eine kausale Interpretation der Schätzergebnisse unzulässig ist. Schon aus diesem Grund ist zu empfehlen, die Machbarkeit von empirischen Studien zum Einfluss des Wohnumfelds auf die soziale Mobilität für den deutschen Kontext genauer zu überprüfen.

10. Assortative Partnerwahl und intergenerationale soziale Mobilität

10.1 Einleitung

Weil Paare die von beiden Partnern eingebrachten Ressourcen und die damit erwirtschafteten Ergebnisse normalerweise wenigstens in einem gewissen Umfang miteinander teilen, sind auch der Lebensstandard und soziale Status des einen nicht unabhängig vom Status des anderen. Dies kann sich auf die soziale Mobilität von einer Generation zur nächsten auswirken. Insbesondere kann sich die intergenerationale Persistenz in Statusgrößen verstärken, wenn sich die Elterngeneration bei der Partnerwahl bevorzugt für ihresgleichen entscheidet. Durch sogenannte „assortative Paarbildung“ („assortative mating“) kommen Elternteile zusammen, die in den statusbestimmenden Merkmalen und Klassenzugehörigkeit stark miteinander übereinstimmen. Diese Ähnlichkeit steigert die Chancen, dass der soziale Status der Eltern an die Kinder weitergegeben wird. Die gezielte Verbindung von Eheleuten mit möglichst ähnlichen Eigenschaften ist deswegen ein wichtiges Instrument, um soziale Hierarchien von Generation zu Generation zu erhalten und dürfte einer der latenten Faktoren sein, welche die in dynastischen Zusammenhängen über sehr lange historische Zeiträume zu beobachtende starke Persistenz des sozialen Status erklären können (vgl. Abschnitt 9.2.2). Die Bedeutung von assortativer Partnerwahl als Hemmnis für soziale Mobilität über Generationen hinweg hat in der neueren empirischen Forschung einige Aufmerksamkeit erfahren.

Wenn Paare quasi zufällig zueinander finden und Eltern sich damit in ihren statusbedingenden Merkmalen deutlicher voneinander unterscheiden, sind zu beobachtende Vater-Kind- oder Mutter-Kind-Korrelationen in Größen wie Einkommen, Bildung oder Beruf systematisch geringer: auf den in der nächsten Generation erreichten sozialen Status wirken schließlich auch noch Einflüsse des jeweils anderen Elternteils ein. Umgekehrt heißt das, dass bei assortativer Partnerwahl die konventionelle Berechnung einfacher Korrelationen von Statusgrößen für einen Elternteil und Kinder das wahre Ausmaß der sozialen Persistenz systematisch unterschätzt. Dieses Problem lässt sich vermeiden, indem Merkmale beider Elternteile oder auf Haushaltsebene gemessene Größen in die Analyse intergenerationaler Transmissionen von sozialem Status aufgenommen werden.

So zeigen Chadwick und Solon (2002) für die Vereinigten Staaten, dass die Einkommenspositionen von Eltern und Töchtern deutlich stärker korrelieren, wenn man die Analyse auf dem Familieneinkommen und nicht auf dem individuellen Einkommen basiert. Darüber hinaus beobachten sie, dass das Einkommen des Partners oder der Partnerin ähnlich stark mit dem Einkommen der Schwiegereltern korreliert ist wie mit Einkommen der eigenen Eltern. Diese Befunde ergeben die Schlussfolgerung, dass eine assortative Partnerwahl in sehr starkem Maß zur intergenerationalen Immobilität im Hinblick auf das Einkommen beiträgt.

Eine Replikation der Studie von Chadwick und Solon (2002) für Schweden durch Hirvonen (2008) bestätigt, dass assortative Partnerwahl die soziale Mobilität von einer Generation zur nächsten vermindert und stellt zudem fest, dass sie bei Töchtern stärker als bei Söhnen zur intergenerationalen Transmission der Statusposition beiträgt. Zu diesem Ergebnis kommt auch eine Untersuchung von Blanden (2005) für Kanada. Ermisch, Francesconi und Siedler (2006) untersuchen schließlich die Einflüsse assortativer Partnerwahl für das Vereinigte Königreich und Deutschland. Sie stellen fest, dass 40 bis 50 % der Korrelation zwischen dem permanenten Familieneinkommen von Eltern und Kindern darauf zurückgehen, dass die Partnerwahl auf Personen mit ähnlicher Einkommensposition fällt. Demnach erscheint die assortative Partnerwahl für die intergenerationale Persistenz von Einkommen in

Deutschland eine ähnlich zentrale Rolle zu spielen, wie es Chadwick und Solon (2002) für die Vereinigten Staaten festgestellt haben.

Die genannten Studien fokussieren Einkommensgrößen, hinter denen jedoch andere Größen stehen können, die sowohl die assortative Partnerwahl als auch das Niveau des Einkommens beeinflussen. Beachtenswert ist insbesondere die Rolle der Bildung. Wenn besser gebildete Eltern mit höherer Wahrscheinlichkeit besser gebildete Kinder hervorbringen und ein positiver Zusammenhang zwischen Bildungsstand und Einkommen besteht, trägt dies unmittelbar zur intergenerationalen Persistenz in den Einkommenspositionen bei. Dieser Effekt verstärkt sich jedoch noch, wenn bei der Partnerwahl die Ähnlichkeit im Bildungsniveau eine Rolle spielt. Die besser gebildeten Kinder besser gebildeter Eltern haben dann tendenziell besser gebildete – und damit auch besser verdienende – Partner. Ähnlich lässt sich im Hinblick auf den beruflichen Status argumentieren, der innerhalb von Paaren tendenziell ähnlich ist und normalerweise systematisch mit dem Einkommen korreliert.

Den skizzierten Mechanismen gehen Raau et al. (2007) mit Daten aus den skandinavischen Ländern, dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten nach. Sie zeigen mit ihrer Untersuchung nicht nur, dass die Persistenz im Familieneinkommen insbesondere für Frauen größer ist als im individuellen Einkommen, was ein weiteres Mal die Vermutung stützt, dass assortative Partnerwahl die intergenerationale Einkommensmobilität reduziert. Die Studie findet zudem empirische Unterstützung für die Vermutung, dass die bevorzugte Wahl von hinsichtlich Bildungsstand und Erwerbsstatus ähnlichen Lebenspartnern diesen Effekt substantiell treibt. Sie stellen fest, dass die Korrelation im erreichten Bildungsstand zwischen den beiden Elternteilen sogar größer ist, als die Korrelation im Bildungsstand zwischen Eltern und Kindern.

Holmlund (2008) zeigt unter quasi-experimentellen Rahmenbedingungen in einem natürlichen Umfeld den potenziellen ursächlichen Einfluss der Zusammensetzung der Peer Group, mit der Heranwachsende in ihrem Lebensumfeld konfrontiert sind, auf die Häufigkeit der assortativen Partnerwahl. Sie untersucht die Wirkungen einer weitreichenden Reform des Schulsystems, die in Schweden während der 1950er und 1960er Jahre umgesetzt wurde. Zentrale Elemente dieser Reform waren die Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht um zwei Jahre sowie der Verzicht auf eine an den individuellen Fähigkeiten ausgerichtete Trennung von Schülerinnen und Schülern bis zur neunten Klasse. Die längere Zeitspanne, in der Kinder unterschiedlicher sozialer Herkunft im Ergebnis der Reform gemeinsam miteinander unterrichtet werden, könnte sich auf die Raten der assortativen Partnerwahl auswirken. Diese Vermutung speist sich zum einen aus der Tatsache, dass sich spätere Eheleute teils bereits während der Schulzeit kennenlernen, zum anderen aus der Erwartung, dass sich Schülerinnen und Schüler aus sozial stärker durchmischten Klassen auch nach der Schulzeit in stärker durchmischten Freundeskreisen oder Peer Groups bewegen. Die empirischen Befunde von Holmlund (2008) unterstützen die Vermutung, dass die schwedische Schulreform die intergenerationale Einkommensmobilität signifikant und substantiell befördert hat. Außerdem zeigt sich, dass Männer (im Gegensatz zu Frauen) infolge der Reform seltener eine Ehe mit Personen eingehen, die denselben Bildungsstatus erreicht haben wie sie selbst. Allerdings ergibt sich keine robuste Evidenz, dass diese Veränderung auch die intergenerationale Einkommensmobilität verstärkt hat.

Für Deutschland wurde bislang noch nicht systematisch untersucht, wie bedeutsam assortative Partnerwahl für die intergenerationale Mobilität im Hinblick auf den Bildungsgrad und den beruflichen Status sein könnte. Im weiteren Kapitel werden die Ergebnisse einer Auswertung von NEPS-Daten präsentiert, die dazu einige Hinweise geben. So ergänzt sich das Bild, das sich in der Tradition von Chadwick und Solon (2002) aus der intergenerationalen Mobilität im Gesamteinkommen von Lebenspartnern gewinnen lässt.

10.2 Datengrundlage und Klassifikationen

Um Einflüsse assortativer Partnerwahl auf die intergenerationale Mobilität vollständig beschreiben zu können, sind Informationen über beide Lebenspartner sowohl für die Generation der Eltern als auch für die Generation der Kinder erforderlich. Für den Untersuchungszweck müssen insbesondere der erreichte Bildungsgrad und der berufliche Status von Eltern, ihren Kindern sowie deren Partnern oder Partnerinnen vorhanden sein. Entsprechende Informationen liegen in der neuesten verfügbaren – neunten – Welle der Startkohorte 6 (Erwachsene) des NEPS vor, die die folgenden Analysen heranziehen. Die verwendeten Daten zum beruflichen Status von Vätern und Müttern (ggf. auch Stiefvätern und Stiefmüttern) beziehen sich dabei auf die berufliche Tätigkeit, die in der Zeit, bis ihre befragten Kinder 15 Jahre alt wurden, überwiegend ausgeübt wurde. Fälle, in denen Elternteile in der Zeit, bis die Befragten das 15. Lebensjahr vollendet hatten, niemals erwerbstätig waren, fallen in der Betrachtung heraus. Die Untersuchungsstichprobe für die hier vorgenommenen Analysen zur beruflichen Mobilität reduziert sich insbesondere durch die relativ niedrige Erwerbsbeteiligung von Frauen in der Müttergeneration.

Die Untersuchungsstichprobe umfasst Personen, für die Informationen sowohl zum aktuellen Bildungsstand als auch zum aktuellen beruflichen Status vorhanden sind. Darunter sind 7 % Fälle, in denen die Befragten angeben, dass sie zu keinem Zeitpunkt ihres Erwachsenenlebens einen Partner hatten. Dies betrifft zu etwas über zwei Dritteln Männer. Diese Personengruppe kann für Analysen zur assortativen Partnerwahl offensichtlich nicht verwendet werden, wird aber in Verbindung mit den vorhandenen Informationen über ihre Eltern in die Analysen zu direkten Eltern-Kind-Transmissionen mit einbezogen.

Ein Teil der übrigen Personen in der Stichprobe ist mehrere Beziehungen im Lebensverlauf eingegangen. In diesen Fällen wird jeweils die letzte und damit gegebenenfalls noch andauernde Beziehung berücksichtigt, für die Informationen zum Bildungsstand und beruflichen Status des Partners oder der Partnerin vorhanden sind. Dies sorgt dafür, dass die Zeitpunkte, auf den sich diese Größen für die beiden miteinander verbundenen Personen beziehen, in der großen Mehrzahl der Fälle nicht allzu weit auseinanderfallen.

Für einige der folgenden Analysen werden die beobachteten Paare danach klassifiziert, ob sie Migrationshintergrund haben oder nicht, und ob ihr Hintergrund westdeutsch ist, oder ostdeutsch. Ein Migrationshintergrund liegt gemäß der für diesen Zweck verwendeten Definition vor, wenn die im NEPS befragte Person oder mindestens ein Elternteil nicht in Deutschland geboren wurde. Von einem westdeutschen (ostdeutschen) Hintergrund wird gesprochen, wenn die befragte Person in Westdeutschland (Ostdeutschland) geboren wurde, da Informationen zum Geburtsort des Partners oder der Partnerin fehlen.

Schließlich werden die für die Analysen zur Verfügung stehenden Stichproben dadurch reduziert, dass Angaben zum Bildungsstand oder zur beruflichen Stellung für einen oder beide Elternteile oder für den Partner oder die Partnerin fehlen. In 14.476 Fällen sind die Angaben zum Bildungsstand sowohl für die Paarbeziehungen in der Generation der Eltern und der Generation der Kinder vollständig; bei den Angaben zum beruflichen Status ist dies nur in 5.511 Fällen der Fall. In der Untersuchungsstichprobe sind 154 Fälle von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften enthalten.

Unsere deskriptive Auswertung der Daten trägt in Abhängigkeit von beobachtbaren Merkmalen unterschiedlichen Auswahlwahrscheinlichkeiten der im NEPS befragten Personen Rechnung, indem die bereitgestellten, anhand des Mikrozensus kalibrierten Hochrechnungsfaktoren angewendet werden.

Bei den Untersuchungen zur Bildungsmobilität wird von Bildungsklassifikation gemäß CASMIN (Comparative Analysis of Social Mobility in Industrial Nations) ausgegangen. Die CASMIN-Klassifikation ist zertifikatsorientiert und berücksichtigt sowohl Elemente der allgemeinen als auch zur beruflichen Ausbildung. Die Bildungsstufen werden gemäß CASMIN in drei Gruppen zusammengefasst, die sich hinsichtlich der Dauer und Aufwand der erforderlichen Bildungsinvestitionen deutlich unterscheiden und im Hinblick auf Beschäftigungschancen und Einkommen aus Arbeit empirisch gesehen im Allgemeinen signifikante Differenzierungen hervorbringen. Die Gruppe mit hoher Bildung umfasst Personen mit Hochschul-, Fachhochschul oder vergleichbarem Abschlüssen (CASMIN-Stufen 3a-3b), die Gruppe mit niedriger Bildung alle Personen ohne Schulabschluss und Personen mit Grundschulabschluss mit und ohne weitere berufliche Ausbildung (CASMIN-Stufen 1a-1c). Die Gruppe mit mittlerer Bildung umfasst Personen mit weiterführender schulischer und nicht-akademischer beruflicher Bildung (CASMIN-Stufen 2a-2c).

Tabelle 10.1 Arbeitsdefinition von Berufsgruppen auf Basis des Klassenschemas von Erikson und Goldthorpe (1992)

Berufsgruppe	Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe
Berufsgruppe 1	Leitende Angestellte, höheres Beamtentum, freie Berufe, Selbstständige mit 50 und mehr Beschäftigten (Klasse I)
Berufsgruppe 2	(Hoch-)qualifizierte Angestellte und gehobenes Beamtentum (Klasse II)
Berufsgruppe 3	Mittlere Angestellte, mittleres Beamtentum, Selbstständige mit bis zu 49 Beschäftigten, Landwirte, Facharbeiter und Meister im Arbeiter- oder Angestelltenverhältnis (Klassen IIIa, IVa, IVb, V und VI)
Berufsgruppe 4	Ungelernte Arbeiter, angelernte Arbeiter und Angestellte mit einfachen Routinetätigkeiten (Klassen IIIb, VIIa und VIIb)

Quelle: Eigene Darstellung

Die Analysen zur Mobilität im beruflichen Status basieren auf dem Schema der Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992) – vgl. auch Abschnitt 2.3.2. Um Fallzahlenprobleme zu begrenzen, werden die ursprünglich zehn EGP-Klassen, das ursprüngliche Klassenschema wie in Tabelle 10.1 dargestellt, zu vier Berufsgruppen zusammengefasst, die eine hierarchische Reihenfolge nach beruflichem Status bilden. Dabei umfasst die Berufsgruppe 1 die Klasse der leitenden Angestellten sowie verwandter Berufe mit dem höchsten Status. Am unteren Ende der Skala stehen beruflich geringqualifizierte Arbeiter und einfache Angestellte, die in der Berufsgruppe 4 zusammengefasst werden.

10.3 Assortative Partnerwahl

Soweit bei der Partnerwahl das Kriterium der Übereinstimmung hinsichtlich bestimmter Merkmale eine systematische Rolle spielt, hängen die Ausprägungen dieser Merkmale bei den beiden Lebenspartnern systematisch miteinander zusammen. Dieser Zusammenhang lässt sich statistisch anhand des Korrelationskoeffizienten erfassen. Ein höherer Wert dieses Koeffizienten zeigt an, dass das betrachtete Merkmal im Durchschnitt zwischen den Partnern stärker übereinstimmt. Demnach lässt sich dieses statistische Maß als Gradmesser für die assortative Partnerwahl interpretieren.

Tabelle 10.2 zeigt die für verschiedene Bevölkerungsgruppen berechneten direkten bzw. unbedingten Korrelationskoeffizienten für den auf Basis der CASMIN-Klassifikation gebildeten Indikator der Bildungsstatus und für den auf Basis der ESG-Klassen gebildeten Indikator für den Berufsstatus. Demnach ähneln sich die Partner in einer Beziehung im Hinblick auf ihren Bildungsstatus deutlich stärker

als im Hinblick auf den Berufsstatus. Betrachtet man die gesamte Stichprobe, ist der Korrelationskoeffizient für den Bildungsstatus (0,53) fast doppelt so groß wie für den Berufsstatus (0,26). Im Bevölkerungsdurchschnitt haben in 53 % der Fälle beide Lebenspartner denselben Bildungsstatus, aber nur in 22 % der Fälle denselben Berufsstatus. Dieser Unterschied wird offenbar kaum dadurch getrieben, dass die Berufsvariable eine höhere Zahl an Ausprägungen annehmen kann als die Bildungsvariable. Fasst man die beiden oberen Berufsgruppen zu einer zusammen, so dass man wie beim Bildungsstatus eine hohe, mittlere und niedrige Kategorie erhält, bleiben die hier gezeigten Ergebnisse im Durchschnitt nahezu unverändert.

Tabelle 10.2 Direkte Korrelationskoeffizienten von Bildungs- und beruflichem Status zwischen Lebenspartnern bzw. -partnerinnen

	Bildungsstatus	Berufsstatus
Durchschnitt	0,53	0,26
Westdeutscher Hintergrund	0,50	0,26
Ostdeutscher Hintergrund	0,61	0,29
Ohne Migrationshintergrund	0,58	0,25
Mit Migrationshintergrund	0,42	0,31
Geburtskohorte 1944-1954	0,51	0,14
Geburtskohorte 1955-1964	0,44	0,10
Geburtskohorte 1965-1974	0,52	0,26
Geburtskohorte 1975-1986	0,59	0,43

Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation; Berufsstatus in vier Gruppen in Anlehnung an die Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992), vgl. Tabelle 10.1. Jeweils polychorische Korrelationen zwischen ordinalen Variablen. Ein westdeutscher (ostdeutscher) Hintergrund liegt vor, wenn die im NEPS befragte Person in Westdeutschland (Ostdeutschland) geboren wurde. Ein Migrationshintergrund liegt vor, wenn die befragte Person oder mindestens ein Elternteil nicht in Deutschland geboren wurde.

Besonders selten sind Partnerschaften mit großen Differenzen im Bildungsstatus. So sind nur in rund 5 % der Fälle Männer aus der niedrigen Bildungsgruppe mit einer Partnerin oder einem Partner aus der hohen Bildungsgruppe verbunden; ebenso hat nur einer von zwanzig Männern mit hohem Bildungsstatus eine Partnerin oder einen Partner mit niedrigem Bildungsstatus. Bei Frauen aus der hohen Bildungsgruppe ist die Wahrscheinlichkeit, einen Partner oder eine Partnerin mit niedrigem Bildungsstatus zu haben, mit 15 % deutlich höher. Die umgekehrte Konstellation, dass Frauen aus der niedrigen Bildungsgruppe mit einem Partner oder einer Partnerin mit hohem Bildungsstatus verbunden sind, ist mit 7 % deutlich seltener und in etwa so wahrscheinlich wie bei den Männern.

Beim Berufsstatus sind große Differenzen innerhalb von Partnerschaften im Durchschnitt häufiger. Von den männlichen Führungskräften mit herausgehobenen Berufen in der höchsten Berufsgruppe sind immerhin 22 % mit einer Partnerin oder einem Partner verbunden, die der niedrigsten Berufsgruppe angehört, mithin nur einfache Routinetätigkeiten mit wenig Verantwortung ausführt. Bei den weiblichen Führungskräften ist der entsprechende Anteil mit 8 % deutlich niedriger. Dies fällt bei einer Durchschnittsbetrachtung wegen des geringen Anteils an Frauen in der Gruppe mit höchstem beruflichem Status allerdings kaum ins Gewicht. Zugleich erscheint assortative Partnerwahl im Bereich der Führungskräfte auf der höchsten beruflichen Ebene stärker ausgeprägt. Die Anteile der Männer mit Berufen der EGP-Klasse I, deren Partnerin oder Partner ebenfalls einen Beruf dieser Klasse ausübt, liegen mit 28 % klar über dem Durchschnitt. Noch sehr viel häufiger – zu 43 % – sind Frauen, die

zu dieser höchsten Berufsgruppe zählen, mit einem Partner oder einer Partnerin verbunden, der ebenfalls auf dieser Ebene arbeitet.

Anhand der in Tabelle 10.2 dargestellten Korrelationskoeffizienten werden auch Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen erkennbar. Bei der Interpretation ist zu beachten, dass unterschiedlich starke Korrelationen nicht nur durch eine unterschiedliche Gewichtung der untersuchten Variablen bei der assortativen Partnerwahl – also gruppenspezifische Präferenzen – zustande kommen können. Vielmehr ergibt sich unter sonst gleichen Umständen ein höherer Korrelationskoeffizient auch dann, wenn die Verteilungen des untersuchten Merkmals nach Geschlecht einander ähnlicher sind. Es wächst dann nämlich die Wahrscheinlichkeit, auf einen Partner oder eine Partnerin mit einem übereinstimmenden Merkmal zu treffen, auch wenn dieses Merkmal bei der Entscheidung, eine Beziehung einzugehen, gar keine Rolle spielt. Ebenso ziehen geringere Varianzen in den Verteilungen der Merkmalsausprägungen systematisch höhere Korrelationen nach sich. Diese Verteilungsfaktoren spielen im Übrigen auch eine Rolle, wenn es darum geht zu erklären, dass die Lebenspartnerinnen und Lebenspartner einander im Hinblick auf den Berufsstatus merklich weniger ähnlich sind als im Hinblick auf den Bildungsstatus.

In der Bevölkerung mit ostdeutschem Hintergrund ähneln sich Lebenspartnerinnen und Lebenspartner im Hinblick auf den Bildungsstatus deutlich und im Hinblick auf den Berufsstatus etwas stärker als in der westdeutschen Bevölkerung. Hierzu dürften auch Nachwirkungen der stark egalitär ausgerichteten Politik in der DDR beitragen. Diese hat zu einer Angleichung bei der Verteilung der von Frauen und Männern erreichten Bildungsabschlüsse beigetragen, die bis heute nachwirkt. Bei den Paaren mit einem ostdeutschen Hintergrund weisen 64 % den gleichen Bildungsstatus auf, bei den Paaren mit einem westdeutschen Hintergrund dagegen nur 49 %. Dagegen waren ostdeutsche Frauen nach dem Übergang von der sozialistischen Planwirtschaft zur Marktwirtschaft spürbar häufiger von einem beruflichen Abstieg betroffen als Männer, und die Geschlechterdisparität am Arbeitsmarkt hat sich den Verhältnissen in Westdeutschland angenähert (Rosenfeld, Trappe und Gornick 2004). Der für Personen mit ostdeutschem Hintergrund damit am aktuellen zeitlichen Rand gewachsene Geschlechterunterschied bei den Verteilungen der beruflichen Statusvariablen wirkt dämpfend auf die gemessenen Korrelationen innerhalb von Paaren.

Bei Paaren mit Migrationshintergrund ist die Korrelation im beruflichen Status des Partners stärker, die Korrelation im Bildungsstatus dagegen deutlich schwächer ausgeprägt als bei Paaren ohne Migrationshintergrund. In 49 % der Fälle mit Migrationshintergrund gehören beide Partner der gleichen Bildungsgruppe an, bei den Fällen ohne Migrationshintergrund ist dies dagegen zu 64 % der Fall. Zu diesem Unterschied trägt bei, dass Geschlechterdifferenzen bei der Bildung – vor allem im Hinblick auf die berufliche Bildung – in der Bevölkerung mit Migrationshintergrund stärker ausgeprägt sind als in der Bevölkerung ohne Migrationshintergrund; insbesondere weisen Frauen mit Migrationshintergrund viel häufiger einen niedrigen Bildungsstatus auf als Männer mit Migrationshintergrund (Ahrens 2012). Beim beruflichen Status sind die Geschlechterdifferenzen in der am Arbeitsmarkt aktiven Bevölkerung mit Migrationsgrund im Vergleich geringer. Hierzu trägt bei, dass auch Männer mit Migrationshintergrund relativ häufig unterhalb des Anforderungsniveau tätig sind, das ihrer formalen Qualifikation entspricht; die Bevölkerung mit Migrationshintergrund konzentriert sich insgesamt relativ stark in den vom Status her beiden unteren Berufsgruppen.

Unterteilt man die Stichprobe nach Geburtskohorten, werden Veränderungen im Grad der assortativen Partnerwahl über die Zeit erkennbar. In der Kohorte, die gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und unmittelbar danach geboren wurde (Jahrgänge 1944 bis 1954) weisen relativ viele Lebenspartner einen relativ ähnlichen Bildungsstatus auf. In der Folgekohorte (Jahrgänge 1955 bis 1964) ist die Ähnlichkeit dagegen deutlich niedriger, und bei den anschließenden folgenden Geburtsjahrgängen zeich-

net sich anhand der Korrelationskoeffizienten eine wieder zunehmende Ähnlichkeit im Bildungsstatus der Beziehungspartner ab. In der jüngsten erfassten Kohorte (Jahrgänge 1975 bis 1986) wird die bisher stärkste Korrelation gemessen. Dieses Verlaufsmuster kann durch ein über die Zeit hinweg verändertes Partnerwahlverhalten beeinflusst sein; in den jüngeren Jahrgängen ist etwa die Neigung von qualifizierten Frauen, keine Partnerin oder Partner mit einem niedrigeren Bildungsstatus zu akzeptieren, tendenziell stärker ausgeprägt. Ein wesentlicher Faktor dahinter dürfte jedoch auch die starke Bildungsexpansion in Deutschland seit den 1970er Jahren sein, durch die Frauen vermehrt einen höheren Bildungsstatus erreichen. Dies hat zu einer Annäherung der geschlechterspezifischen Verteilungen der Ausprägungen dieser Variablen beigetragen.

Im Hinblick auf den beruflichen Status zeigt sich über die Geburtskohorten hinweg dem Grunde nach ein ähnliches Verlaufsmuster. Der mit der Kohorte 1955 bis 1964 beginnende positive Trend in den Korrelationskoeffizienten erscheint im Vergleich zur Bildungsvariablen sogar noch stärker. Hierbei spielt die – auch, aber nicht nur durch den Bildungsaufstieg beförderte – in Deutschland erheblich verbesserte Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt eine wesentliche Rolle, auch wenn diese nach wie vor in den vom Status her oberen Berufsgruppen weiterhin unterrepräsentiert sind. Im Ergebnis liegt in der jüngsten erfassten Kohorte der Korrelationskoeffizient für den beruflichen Status nur noch 16 Prozentpunkte hinter dem Korrelationskoeffizienten für den Bildungsstatus. In den Nachkriegsjahrgängen lag diese Differenz noch bei 37 Prozentpunkten.

Im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung sind die in diesem Abschnitt fokussierten Korrelationen – 0,53 für den Bildungsstatus und 0,26 für den Berufsstatus – höher als die direkten Korrelationen in den Statusgrößen zwischen Eltern und Kindern – 0,49 für die Bildungsvariable und 0,14 für die Berufsvariable. Dies legt nahe, dass die Verbindung ähnlicher Partner in einer Generation bzw. assortative Partnerwahl für die Persistenz von sozialem Status in Deutschland von erheblicher Relevanz sein könnte. Den Zusammenhängen zwischen assortativer Verbindung von Lebenspartnern hinsichtlich Bildungs- und Berufsstatus und intergenerationaler sozialer Mobilität geht der folgende Abschnitt näher nach.

10.4 Intergenerationale Mobilität

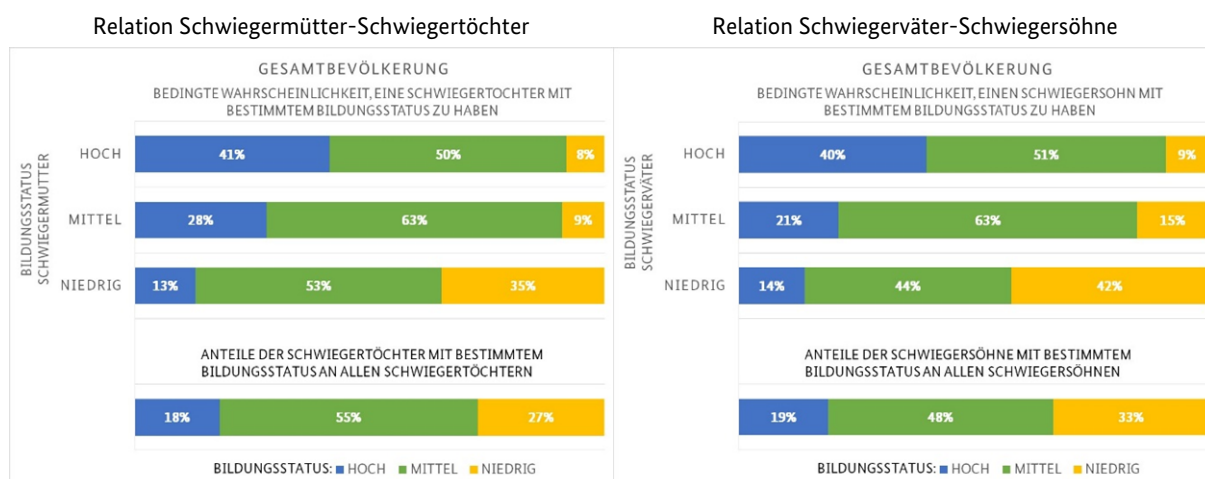
10.4.1 Basisresultate

Das im vorangegangenen Abschnitt dokumentierte Phänomen der assortativen Partnerwahl in der Kindergeneration trägt nur dann zu einer Verminderung der beobachteten intergenerationalen sozialen Mobilität bei, wenn die Statusmerkmale, die bei der Partnerwahl zur Übereinstimmung gebracht werden, wenigstens zu einem gewissen Teil von den Eltern auf die Kinder übertragen werden. Im theoretischen Extremfall, dass das Bildungsniveau der Kinder vollkommen unabhängig vom Bildungsniveau ihrer eigenen Eltern ist, ergäbe sich nämlich selbst bei einer vollständigen assortativen Partnerwahl (Kinder wählen stets eine Partnerin oder einen Partner mit ihrem Bildungsniveau) keine systematische Korrelation zwischen dem Bildungsniveau der Eltern und demjenigen der Schwiegerkinder. Der beobachtete Grad intergenerationaler sozialer Mobilität zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern hängt also immer von zwei sich überlagernden Faktoren ab: dem Grad der intergenerationalen Persistenz in den Statusvariablen bei der Transmission von Eltern zu Kindern und dem Grad der assortativen Partnerwahl. So ist der Bildungsstatus der Schwiegereltern mit dem der Schwiegerkinder korreliert, weil sie mit einer bestimmten Rate ihren Bildungsstatus an ihre Kinder übertragen, und weil ihre Kinder mit einer bestimmten Rate Bindungen mit Partnerinnen oder Partnern mit demselben Bildungsstatus eingehen. Die Bedeutung des Beitrags einer assortativen Partnerwahl für die intergenerationale soziale Mobilität lässt sich herausarbeiten, indem man die kombinier-

ten Übertragungseffekte – bewertet anhand der Korrelationen der Statusvariablen zwischen Schwiegereltern und Schwiegenerkindern – mit den einfachen oder direkten Übertragungseffekten – bewertet anhand der Korrelationen der Statusvariablen zwischen Eltern und Kindern – vergleicht.

Um die aggregierten Übertragungseffekte zwischen den Generationen einzuschätzen, die sich aus der Kombination der intergenerationalen Übertragung von Bildungs- und Berufsstatus zwischen Eltern und Kindern und einer assortativen Partnerwahl in der Kindergeneration ergeben, werden zunächst anhand der Untersuchungsstichprobe von Kindern, über die vollständige Informationen zum Status beider Elternteile sowie zum Status des eigenen Partners oder der eigenen Partnerin vorliegen, bedingte Wahrscheinlichkeiten berechnet. Diese geben an, zu welchen Anteilen Kinder mit einem Partner oder einer Partnerin mit einem bestimmten Status verbunden sind, gegeben, dass die eigenen Eltern über einen bestimmten Status verfügen. Diese Raten lassen sich mit der Verteilung der Statusvariablen in der Bevölkerung aller potenziellen Partner oder Partnerinnen insgesamt vergleichen. Auf diese Weise lässt sich einschätzen, inwieweit Kinder nicht nur rein zufällig mit Partnerinnen oder Partnern verbunden sind, die durch denselben Bildungs- oder Berufsstatus gekennzeichnet sind wie ihre Eltern.

Abbildung 10.1 Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiebertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Bedingte Wahrscheinlichkeit: Anteil der Kinder, die mit einem Partner oder einer Partnerin mit einem bestimmten Bildungsstatus verbunden sind, gegeben das ein Elternteil über einen bestimmten Bildungsstatus verfügt. Le-sehilfe: Die Wahrscheinlichkeit, dass unter Kindern von Müttern mit niedrigem Bildungsstatus mit Partnerin diese über einen niedrigen Bildungsstatus verfügt, beträgt 35 %. Unter allen Schwiebertöchtern haben dage-gen nur 27 % einen niedrigen Bildungsstatus.

Abbildung 10.1 stellt diese bedingten Wahrscheinlichkeiten mit Bezug auf den Bildungsstatus dar und betrachtet beispielhaft Relationen zwischen Schwiegermüttern und Schwiebertöchtern sowie zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen.³⁶ Würden alle Söhne – bei gleichgeschlechtlichen

³⁶ Die Ergebnisse sind weitgehend ähnlich, wenn man stattdessen die Relationen zwischen Schwiegermüttern und Schwiegersöhnen oder zwischen Schwiegervätern und Schwiebertöchtern betrachtet.

Partnerschaften auch alle Töchter – rein zufällig, also auch unabhängig vom Bildungsstatus der Eltern, mit einer Partnerin aus der Population aller Partnerinnen verbunden sein, müssten sie zu 18 % eine Partnerin mit hohem Bildungsstatus, zu 55 % eine Partnerin mit mittlerem Status und zu 27 % eine Partnerin mit niedrigem Status aufweisen. Tatsächlich aber ist die (bedingte) Wahrscheinlichkeit, dass die Söhne mit einer Partnerin verbunden sind, die denselben Bildungsstatus aufweist wie ihre Mutter, systematisch höher. Besonders stark ausgeprägt erscheint eine assortative Partnerwahl in Familien mit einem hohen Bildungsstatus der Mutter. Hier verfügen immerhin 41 % der Schwiegertöchter ebenfalls über einen hohen Bildungsstatus. Dies ist mehr als doppelt so häufig, als wenn Söhne oder Töchter mit einer zufällig ausgewählten Partnerin verbunden wären, das heißt, als wenn der Bildungsstatus für die Partnerwahl keine Rolle spielen würde. Bei mittlerem und niedrigem Bildungsstatus sind infolge einer assortativen Partnerwahl die Wahrscheinlichkeiten, dass Schwiegermutter und Schwiegertochter denselben Bildungsstatus aufweisen, dagegen nur um etwa 25 bis 30 % erhöht.

Betrachtet man die Relationen im Bildungsstatus von Schwiegervätern und Schwiegersöhnen, zeigt sich im Grunde das gleiche Muster. Die assortative Partnerwahl ist in Familien, in denen der Vater einen hohen Bildungsstatus aufweist, stärker ausgeprägt als in Familien mit mittlerem oder niedrigem Bildungsstatus des Vaters. Insgesamt erscheint die Übereinstimmung im Bildungsstatus für die Beziehungen, die Töchter – im Fall von gleichgeschlechtlichen Paaren auch Söhne – mit einem Partner eingehen, eine geringfügig schwächere Rolle zu spielen als in der davor betrachteten Konstellation.

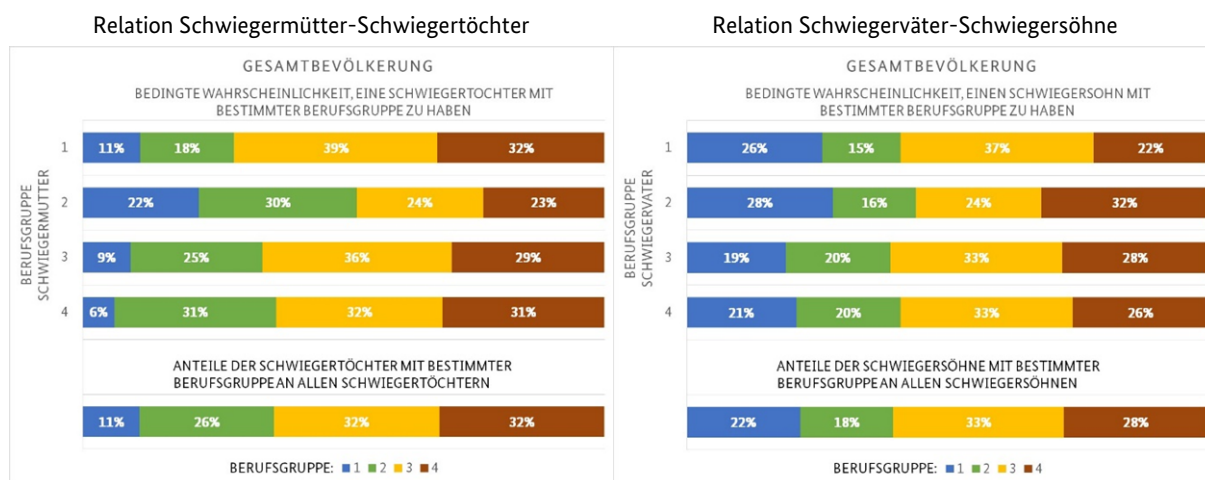
In Abbildung 10.1 wird ebenfalls deutlich, dass in der dynastischen Linie von Schwiegereltern zu Schwiegerkindern Veränderungen im Bildungsstatus keineswegs selten sind. So hat in immerhin rund 65 % (58 %) der Familien, in denen die Schwiegermutter (der Schwiegervater) über einen niedrigen Bildungsstatus verfügt, die Schwiegertochter (der Schwiegersohn) einen höheren Bildungsstatus. Umgekehrt haben rund 59 % der Schwiegermütter mit hohem Bildungsstatus eine Schwiegertochter mit einem niedrigeren Bildungsstatus, und 60 % der Schwiegersöhne von Schwiegervätern mit hohem Status haben nur einen mittleren oder niedrigen Status.

Wie Abbildung 10.2 verdeutlicht, gestalten sich die Verhältnisse erheblich anders, wenn man die Relationen von Schwiegereltern und Schwiegerkindern mit Bezug auf den beruflichen Status in den Blick nimmt. Sowohl Schwiegersöhne als auch Schwiegertöchter verteilen sich offenbar ziemlich unabhängig davon, über welchen Berufsstatus ihr Schwiegervater verfügt, auf die vier betrachteten Berufsgruppen. Mit anderen Worten unterscheiden sich die bedingten Verteilungen der Statusvariablen bei beiden Geschlechtern nur wenig von der Verteilung der Berufsgruppen in der Gesamtbevölkerung.³⁷ Dies spricht dafür, dass Prozesse der assortativen Partnerwahl anhand des beruflichen Status insgesamt nur eine geringe Rolle spielen, was die bereits aus den in Tabelle 10.2 dargestellten Korrelationen gezogene Schlussfolgerung stützt. Bemerkenswert ist, dass in den Konstellationen, in denen die Schwiegermütter einen Beruf der unteren Dienstklasse mit hohen Qualifikationen (EGP-Klasse II) einnehmen, diese überproportional oft eine Schwiegertochter haben, die in der oberen Dienstklasse, also in Führungspositionen mit dem höchsten beruflichen Status beschäftigt sind.

Alles in allem implizieren die in Abbildung 10.2 erkennbaren Muster ein ziemlich hohes Maß an Mobilität im beruflichen Status von einer Generation zur nächsten, die sich sowohl nach oben als auch nach unten – und auch über mehrere Statusgruppen hinweg – vollziehen kann. Dies begrenzt das Potenzial der beruflichen Statusvariablen, eigenständig die intergenerationale soziale Mobilität zu vermindern.

³⁷ Dieser Eindruck wird noch starker, wenn man die oberen beiden Berufsgruppen mit hohem Status zusammenfasst.

Abbildung 10.2 Struktur der Schwiegerkinder nach Berufsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Berufsstatus in Abhängigkeit vom Berufsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Berufsstatus in vier Gruppen in Anlehnung an die Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992), vgl. Tabelle 10.1. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Bedingte Wahrscheinlichkeit: Anteil der Kinder, die mit einem Partner oder einer Partnerin mit einem bestimmten Berufsstatus verbunden sind, gegeben das ein Elternteil über einen bestimmten Berufsstatus verfügt. Lesehilfe: Die Wahrscheinlichkeit, dass unter den Kindern von Müttern mit höchstem Berufsstatus (Berufsgruppe 1) mit Partnerin diese über den höchsten Bildungsstatus verfügt, beträgt 11 %. Unter allen Schwiegertöchtern sind ebenfalls 11 % in Berufsgruppe 1.

Auf Grundlage der oben betrachteten bedingten Wahrscheinlichkeiten lassen sich zwei Typen von zusammenfassenden Mobilitätsindikatoren konstruieren:

1. Der im Folgenden als „Immobilitätsindex“ bezeichnete Indikator gibt an, wie viel Mal wahrscheinlicher es im Durchschnitt ist, dass der Sohn oder die Tochter einen Partner oder eine Partnerin hat, die denselben Status hat wie die eigenen Eltern, in Relation zu einer kontrafaktischen Referenzsituation, in der sich sämtliche Paare in der Kindergeneration rein zufällig gebildet werden. Ein Immobilitätsindex mit Werten über eins zeigt an, dass eine assortative Partnerwahl intergenerational zur Stratifizierung nach sozialem Status beiträgt. Bei höheren Indexwerten trägt dieser Faktor stärker zur intergenerationalen Verfestigung in den Statusvariablen bei.
2. Der zweite Indikatorientyp umfasst die „Aufstiegsmobilität“ und die „Abstiegsmobilität“. Die Aufstiegsmobilität misst die durchschnittliche Wahrscheinlichkeit, dass der Partner oder die Partnerin der Kinder über einen höheren (niedrigeren) Status verfügt als die Eltern; analog erfasst die Abstiegsmobilität die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder mit einem Partner oder einer Partnerin verbunden sind, die einen niedrigeren Status besitzt als die Eltern. Beide Indikatoren repräsentieren gewichtete Durchschnittswerte der möglichen Transitionen, wobei zur Gewichtung die prozentuale Verteilung der Elternteile auf die verschiedenen Statusniveaus eingesetzt wird. Niedrigere Mobilitätsraten implizieren, dass eine assortative Partnerwahl in geringerem Maß zur intergenerationalen Persistenz von sozialem Status beiträgt.

Tabelle 10.3 gibt einen Überblick über diese verschiedenen Kenngrößen, die anhand der NEPS-Daten für alle möglichen Relationen von Schwiegereltern zu Schwiegerkindern berechnet werden können. Zum Vergleich werden darin auch analog konstruierte Indices zur Charakterisierung der Transmission

von Bildungs- und Berufsstatus zwischen Eltern und Kindern berichtet. Diese Gegenüberstellung ermöglicht es, den spezifischen Beitrag einer assortativen Partnerwahl zur intergenerationalen Persistenz im Bildungs- und Berufsstatus einzuschätzen.

Insgesamt gesehen ist die vorgefundene Immobilität zwischen den Generationen im Bildungsstatus größer als im Berufsstatus. Dies hängt sowohl mit einer im Vergleich geringeren Aufstiegsmobilität als auch mit einer geringeren Abstiegsmobilität zusammen. Im Hinblick auf den Bildungsstatus erscheint die Dynamik der Veränderungen von einer Generation zur nächsten von den Müttern aus betrachtet stärker als von den Männern aus betrachtet. Dieser Unterschied speist sich zugleich aus einer höheren Aufwärtsmobilität und einer niedrigeren Abwärtsmobilität. Dazu dürfte einerseits der über die Generationen hinweg laufende Prozess der Bildungsexpansion in Deutschland beitragen. Andererseits ist in der Elterngeneration der Bevölkerungsanteil von Müttern mit hoher Bildung (7 %) deutlich kleiner als der von Vätern mit hoher Bildung (16 %), was bei ersteren die Wahrscheinlichkeit des Statusverlusts naturgemäß verringert.

Tabelle 10.3 Zusammenfassende Indikatoren der Mobilität im Bildungs- und Berufsstatus zwischen Eltern, Kindern und ihren Partnern

	Bildungsstatus			Berufsstatus		
	Immobilität	Aufstiegs- mobilität	Abstiegs- mobilität	Immobilität	Aufstiegs- mobilität	Abstiegs- mobilität
Schwiegermütter						
Schwiegertöchter	1,3	0,28	0,06	1,1	0,45	0,25
Schwiegermütter Schweiger- söhne	1,2	0,28	0,09	1,0	0,50	0,27
Schwiegerväter						
Schwiegertöchter	1,4	0,24	0,13	1,0	0,34	0,37
Schwiegerväter Schweiger- söhne	1,4	0,22	0,13	1,0	0,41	0,31
Mütter						
Töchter	1,2	0,26	0,06	1,3	0,42	0,31
Mütter						
Söhne	1,2	0,29	0,07	1,2	0,46	0,25
Väter						
Töchter	1,2	0,21	0,12	1,3	0,33	0,35
Väter						
Söhne	1,4	0,23	0,11	1,3	0,38	0,29

Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation; Berufsstatus in vier Gruppen in Anlehnung an die Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992), vgl. Tabelle 10.1. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Der Immobilitätsindex gibt an, wie viel Mal wahrscheinlicher es im Durchschnitt ist, dass Schwiegerkinder (Kinder) denselben Status aufweisen wie die Schwiegereltern (Eltern), in Relation zu einer kontrafaktischen Referenzsituation, in der Schwiegereltern-Schwiegerkinder-Paare (Eltern-Kinder-Paare) aus der Untersuchungspopulation rein zufällig gebildet werden würden. Die Aufstiegsmobilität (Abstiegsmobilität) misst die durchschnittliche Wahrscheinlichkeit, dass Schwiegerkinder (Kinder) über einen höheren (niedrigeren) Status verfügen als die Schwiegereltern (Eltern). Lesehilfe: Im Durchschnitt der Bevölkerung haben Schwiegermütter 30 % häufiger eine Schwiegertochter mit demselben Bildungsstatus wie sie selbst, als es gemäß der Verteilung der Bildungsabschlüsse unter allen Schwiegertöchtern zu erwarten wäre. Die Wahrscheinlichkeit, dass Schwiegertöchter einen höheren (niedrigeren) Bildungsstatus haben als ihre Schwiegermutter, liegt im Durchschnitt der Bevölkerung bei 28 % (6 %).

Die Daten liefern auch Hinweise, dass assortative Partnerwahl die intergenerationale Persistenz im Bildungsstatus verstärken könnte. Gemäß Immobilitätsindex weisen Töchter im Durchschnitt eine um das 1,2-fache höhere Wahrscheinlichkeit auf, denselben Bildungsstatus zu haben wie ihr Vater, als wenn man Väter und Töchter in der Bevölkerung nach einem Zufallsprozess einander zuordnen würde. Wenn man stattdessen die Relationen zwischen den Vätern und den Partnern der Töchter – im Fall gleichgeschlechtlicher Partnerschaften auch der Söhne – in den Blick nimmt, ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Bildungsstand miteinander übereinstimmt, sogar 1,4 Mal höher, als wenn die Schwiegersöhne nach einem reinen Zufallsprinzip ausgewählt würden. Die Unterschiede im Immobilitätsindex bei der Betrachtung der Relationen von Müttern zu ihren Söhnen und Müttern und ihren Schwiegertöchtern weisen in dieselbe Richtung, sind jedoch deutlich weniger stark ausgeprägt. Dagegen nimmt der Immobilitätsindex nahezu identische Werte an, wenn man die Elternteile einerseits mit den Söhnen und andererseits mit den Schwiegertöchtern in Beziehung setzt. Diese Beobachtung stützt die Vermutung, dass assortative Prozesse mit Bezug auf den Bildungsstatus primär über die Partnerwahl der Töchter (im Fall gleichgeschlechtlicher Partnerschaften möglicherweise auch der Söhne) zu einer Verringerung intergenerationaler sozialer Mobilität beitragen.

Trotz der relativ hohen intergenerationalen Mobilität im Berufsstatus zeigt der Immobilitätsindex an, dass der berufliche Status zu einem Teil systematisch von den Eltern an ihre Kinder vererbt wird. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder einen Beruf mit demselben Status ausüben wie ihre Eltern, ist erkennbar höher, als wenn Eltern und Kinder lediglich zufällig miteinander verbunden wären. Der Immobilitätsindex ist insgesamt gesehen in der Eltern-Kind-Relation mit Bezug auf den Berufsstatus annähernd genauso stark ausgeprägt wie mit Bezug auf den Bildungsstatus.

Dies verhält sich in der Schwiegereltern-Schwiegerkinder-Relation anders. Die Werte des Immobilitätsindex liegen hier in allen möglichen Konstellationen nahe eins. Demnach wären die Korrelationen zwischen dem Berufsstatus von Schwiegereltern und Schwiegerkindern im Durchschnitt auch dann nicht schwächer ausgeprägt, wenn man den allen Kindern einen zufälligen Partner oder eine zufällige Partnerin aus der Bevölkerung an die Seite stellen würde. Dies passt zu dem Befund, dass in der deutschen Bevölkerung insgesamt, wie oben gezeigt, die Korrelation im beruflichen Status zwischen Lebenspartnern eher schwach ausgeprägt ist. Der Immobilitätsindex lässt vermuten, dass assortative Partnerwahl mit Bezug auf den Berufsstatus für sich genommen im Ergebnis das Ausmaß der intergenerationalen sozialen Mobilität so gut wie nicht beeinflussen dürfte.

10.4.2 Heterogenitätsanalysen

Hinter den im letzten Abschnitt diskutierten Durchschnittswerten könnten sich jedoch relevante Unterschiede zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen verbergen. Im Folgenden differenziert die Analyse daher für Familien für eine Reihe von Geburtskohorten, für Familien mit und ohne Migrationshintergrund, sowie für Familien mit ost- und westdeutschem Hintergrund. Betrachtet werden zuerst die Zusammenhänge beim Bildungsstatus von Schwiegereltern und Schwiegerkindern beim Bildungsstatus, und anschließend beim Berufsstatus.

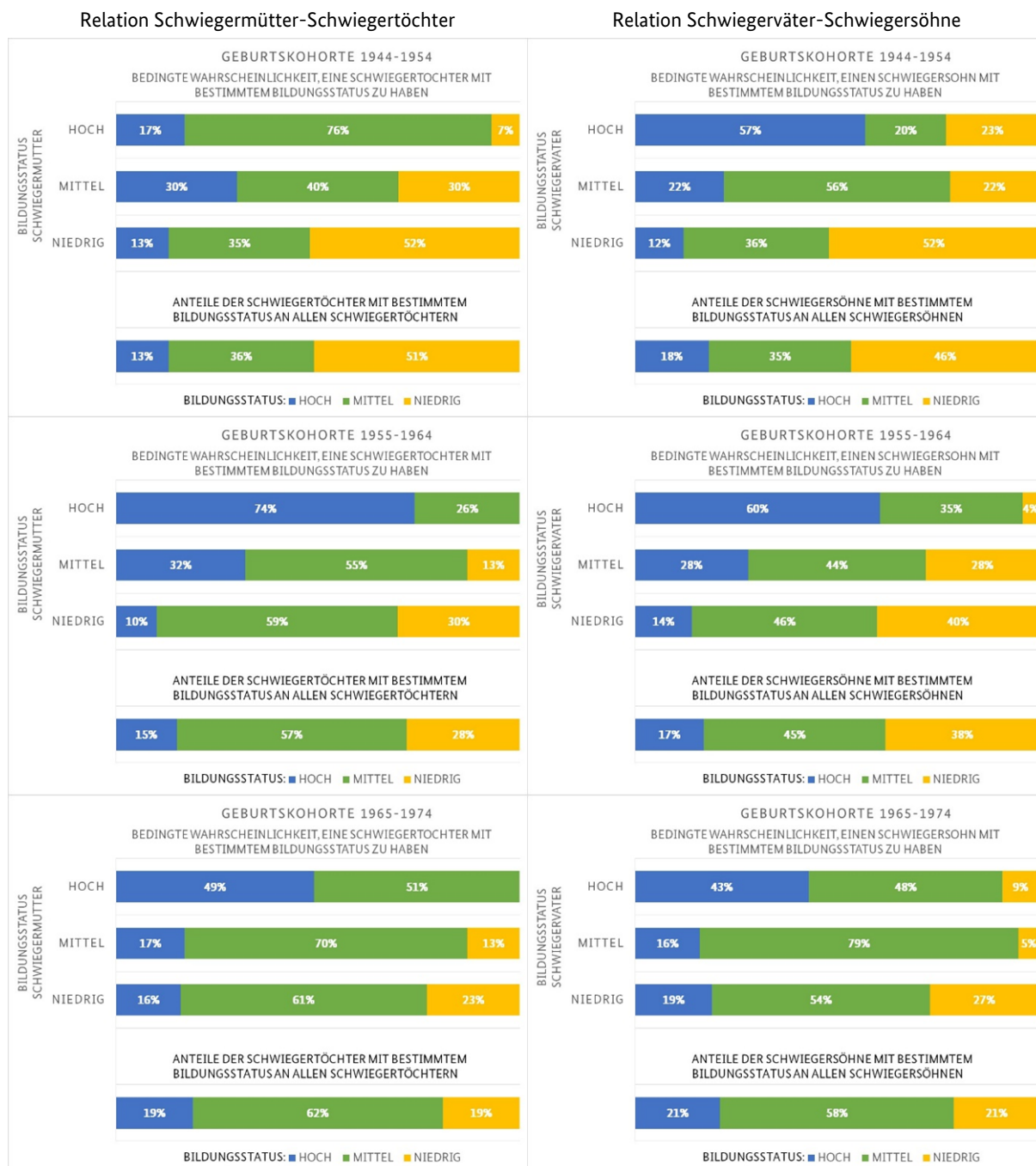
Eine für die Entwicklung der intergenerationalen sozialen Mobilität in Deutschland sehr wesentliche strukturelle Veränderung ist die positive Entwicklung des Bildungsstatus bei den Frauen. Diese zeigt sich in den untersuchten Daten in der Bildungsstruktur der Populationen, aus denen Männer aus unterschiedlichen Generationen jeweils ihre Partnerinnen wählen konnten. Alle Partnerinnen von Männern der ältesten erfassten Geburtsjahrgänge (1944 bis 1954) haben noch zu 51 % einen niedrigen Bildungsstatus und zu lediglich 13 % einen hohen Bildungsstatus. Dagegen finden sich in der Gesamtheit der Partnerinnen der Männer der jüngsten erfassten Jahrgänge (1975 bis 1986) nur noch 14 % Frauen mit niedrigem Bildungsstatus und 26 % mit hohem Bildungsstatus (Abbildung 10.3).

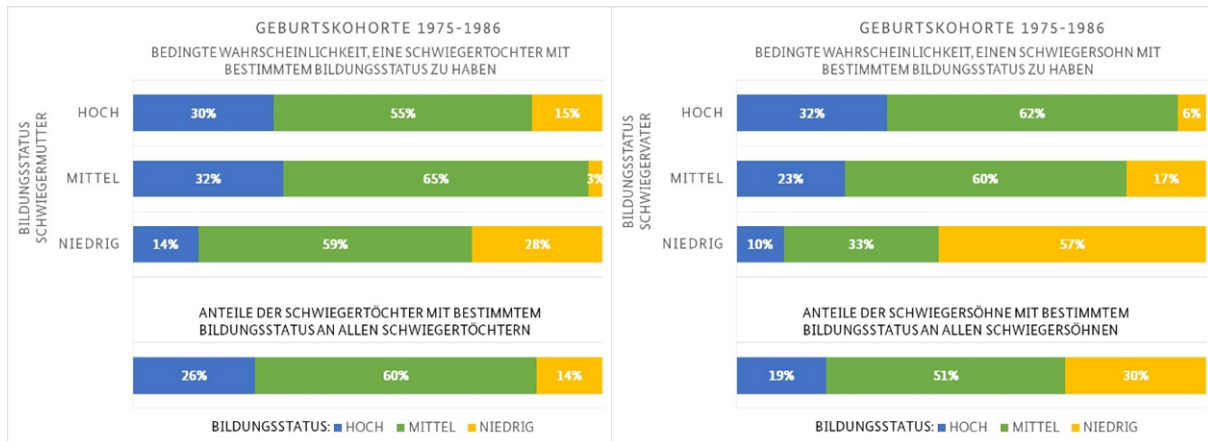
Bei Männern dagegen bleibt der Anteil mit einem hohen beruflichen Status über die Zeit hinweg ziemlich stabil. Er bewegt sich in der Bevölkerung der Partner der erfassten Frauen über alle Geburtsjahrgänge hinweg stets bei etwa einem Fünftel. Dagegen war der Anteil von Männern mit einem niedrigen Bildungsstatus in den jüngeren Jahrgängen lange Zeit rückläufig, wenn auch etwas weniger stark als bei den Frauen. In der letzten erfassten Kohorte (Geburtsjahrgänge 1975 bis 1986) ist jedoch wieder eine Zunahme des Anteils von Männern mit niedrigem Bildungsstatus bis auf 30 % zu verzeichnen. Ein treibender Faktor hinter dieser Zunahme könnte die vermehrte Aufnahme von Zuwanderern sein, von denen ein relativ hoher Anteil zumindest formal geringqualifiziert ist.

Fokussiert man die anhand von Abbildung 10.3 erkennbaren Entwicklungen der Korrelationen im Bildungsstatus zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, zeigen sich vor allem an den Rändern der Bildungsverteilung über die Kohorten hinweg beachtenswerte Entwicklungen. Auf der einen Seite lassen die Daten eine zunehmend assortative Partnerwahl bei den Söhnen – im Fall gleichgeschlechtlicher Partnerschaften potenziell auch bei den Töchtern – von Müttern mit niedrigem Bildungsstatus vermuten. Sie sind in der jüngsten Kohorte etwa doppelt so häufig mit einer Partnerin verbunden, die über denselben Bildungsstatus verfügt wie ihre Mutter, wie es der Fall wäre, wenn die Bildungsvariable bei der Partnerwahl nicht systematisch relevant wäre. In der ältesten Kohorte der Söhne von Müttern mit niedrigem Bildungsstatus entspricht der Anteil der Partnerinnen mit niedrigem Bildungsstatus dagegen noch dem Anteil in der Gesamtbevölkerung.

Im Hinblick auf die Partnerschaften der Töchter – im Fall gleichgeschlechtlicher Partnerschaften der Söhne – von Vätern mit niedrigem Bildungsstatus lässt sich dagegen kein eindeutiger Trendverlauf erkennen. In den drei ersten erfassten Kohorten ist diese Gruppe jeweils moderat häufiger mit einem Partner mit niedrigem Berufsstatus verbunden, als es der Verteilung der Statusvariablen in der relevanten männlichen Bevölkerung entspricht. In der jüngsten Kohorte sind Partnerschaften, bei denen der Bildungsstatus auf niedrigem Niveau übereinstimmt, dagegen fast doppelt so oft anzutreffen, wie es der Bevölkerungsanteil von potenziellen Partnern mit niedrigem Status in dieser Kohorte erwarten ließe. Dieser starke und plötzliche Wandel könnte auf durch Migrationsprozesse ausgelöste Strukturveränderungen zurückgehen.

Abbildung 10.3 Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen, nach Geburtskohorten





Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Bedingte Wahrscheinlichkeit: Anteil der Kinder, die mit einem Partner oder einer Partnerin mit einem bestimmten Bildungsstatus verbunden sind, gegeben das ein Elternteil über einen bestimmten Bildungsstatus verfügt. Le-sehilfe: Die Wahrscheinlichkeit, dass unter den von 1944 bis 1954 geborenen Kindern von Müttern mit niedrigem Bildungsstatus mit Partnerin diese über einen niedrigen Bildungsstatus verfügt, beträgt 52 %. Unter allen Schwiegertöchtern haben dagegen 51 % einen niedrigen Bildungsstatus.

Auf der anderen Seite unterstützten die Daten die Vermutung, dass bei den Söhnen – im Fall gleichgeschlechtlicher Partnerschaften potenziell auch bei den Töchtern – von Müttern mit hohem Bildungsstatus assortative Partnerwahl anhand der Bildungsvariablen spürbar an Bedeutung verloren hat. Zwar ist bei dieser Gruppe der Anteil derer, die eine Partnerin mit hohem Bildungsstatus haben, immer noch etwas höher, als es gemäß der Verteilung der Bildungsvariablen in der relevanten weiblichen Bevölkerung zu erwarten wäre; das Missverhältnis im Vergleich zu einer bei der Partnerwahl ohne Berücksichtigung der Bildungsvariable zustande kommenden Verteilung ist in den älteren erfassten Geburtskohorten aber sehr viel höher. Veränderungen von einer Kohorte zur nächsten sollten hier mit Vorsicht interpretiert werden, weil diese wegen teils geringer Beobachtungszahlen mit einiger statistischer Unsicherheit behaftet sind. Eine in den jüngeren Geburtsjahrgängen abnehmende Bedeutung assortativer Partnerwahl lassen die Daten auch bei den Töchtern – im Fall gleichgeschlechtlicher Partnerschaften potenziell auch bei den Söhnen – von Vätern mit hohem Bildungsstatus vermuten. Jedoch entscheiden sich diese auch weiterhin spürbar häufiger für Partner, deren Bildungsstatus dem des Schwiegervaters entspricht.

Die hervorgehobenen Entwicklungen fließen in die zusammenfassenden Indikatoren ein, die sich auf Grundlage der in Abbildung 10.3 gezeigten Gesamtheit an bedingten Wahrscheinlichkeiten berechnen lassen. Diese Indikatoren sind in Tabelle 10.4 für verschiedene Bevölkerungsgruppen zusammengefasst. Betrachtet man die Zusammenhänge im Bildungsstatus von Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern, zeigt sich über die in den Daten erfassten Kohorten hinweg eine im Trend steigende Zunahme des Immobilitätsindex. Also ist innerhalb der Kohorten die Wahrscheinlichkeit, dass die Schwiegertochter denselben Bildungsstatus aufweist wie die Schwiegermutter, im Durchschnitt gestiegen. In der jüngsten erfassten Kohorte ist diese Wahrscheinlichkeit immerhin um 50 % höher als es der Fall wäre, wenn der Bildungsstatus bei der Wahl der Partnerin keine systematische Rolle spielte. In der ältesten Kohorte trug eine assortative Partnerwahl dagegen noch nicht zur Verfestigung des Bildungsstatus über die Generationen hinweg bei.

Tabelle 10.4 Zusammenfassende Indikatoren der Mobilität im Bildungsstatus zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern sowie zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen, nach regionalem Hintergrund, Migrationshintergrund und Geburtskohorte

	Schwiegermütter - Schwiegertöchter			Schwiegerväter - Schwiegersöhne		
	Immobi- lität	Aufstiegs- mobilität	Abstiegs- mobilität	Immobil- ität	Aufstiegs- mobilität	Abstiegs- mobilität
Westdeutscher Hintergrund	1,3	0,51	0,06	1,3	0,40	0,12
Ostdeutscher Hintergrund	1,3	0,56	0,06	1,4	0,47	0,14
Kein Migrationshintergrund	1,3	0,55	0,04	1,4	0,46	0,10
Migrationshintergrund	1,4	0,39	0,15	1,7	0,26	0,18
Geburtskohorte 1944-1954	1,0	0,45	0,05	1,3	0,43	0,04
Geburtskohorte 1955-1964	1,2	0,64	0,02	1,3	0,51	0,07
Geburtskohorte 1965-1974	1,3	0,52	0,09	1,5	0,48	0,12
Geburtskohorte 1975-1986	1,5	0,45	0,11	1,6	0,24	0,24

Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Der Immobilitätsindex gibt an, wie viel Mal wahrscheinlicher es im Durchschnitt ist, einen Partner oder eine Partnerin zu haben, die denselben Status hat wie die eigenen Eltern, in Relation zu einer kontrafaktischen Referenzsituation, in der sich sämtliche Paare rein zufällig bilden würden. Die Aufstiegsmobilität (Aufstiegsmobilität) misst die durchschnittliche Wahrscheinlichkeit, dass der Partner oder die Partnerin über einen höheren (niedrigeren) Status verfügt als die Eltern.

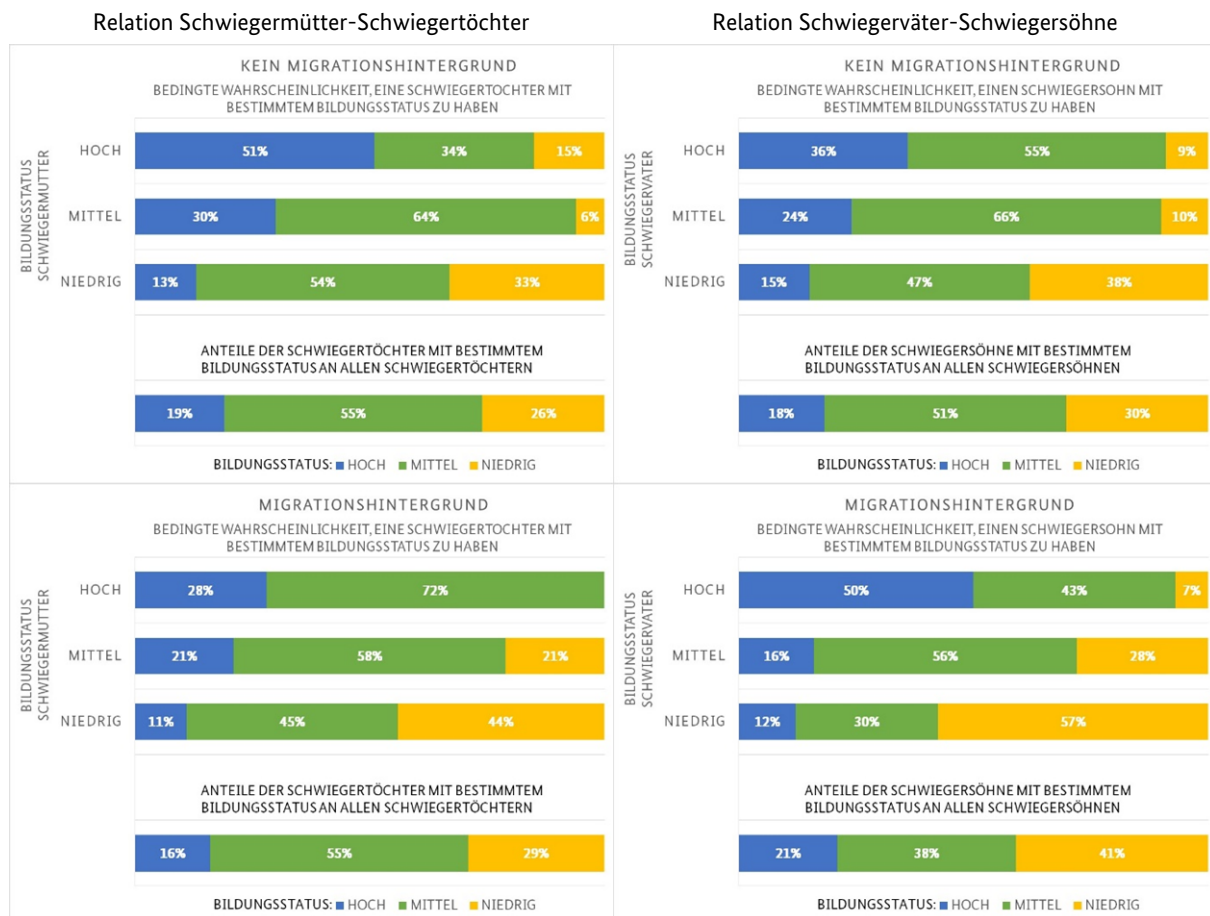
Auch in der Relation von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen lässt sich am Immobilitätsindex über die Kohorten hinweg ein Trend zur Zunahme der intergenerationalen Persistenz im Bildungsstatus durch assortative Partnerwahl erkennen. Im Vergleich zur eben betrachteten Konstellation erscheint der Trendzuwachs aber etwas schwächer ausgeprägt. Dafür startet die Entwicklung in der ältesten Kohorte bereits von einem höheren Ausgangswert, und der Endwert in der jüngsten Kohorte ist mit 1,6 sogar noch 10 Prozentpunkte höher als in der zuvor betrachteten Schwiegermütter-Schwiegertöchter-Relation. Dem leistet die oben herausgearbeitete sprunghafte Zunahme einer assortativen Partnerwahl bei Töchtern (im Fall gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften potenziell auch bei Söhnen) mit niedrigem Bildungsstatus Vorschub.

Erwartungsgemäß ist die Aufwärtsmobilität bei Schwiegertöchtern durchweg höher als bei Schwiegersöhnen. Über die Kohorten hinweg zeichnet sich bei beiden Geschlechtern keine klare Trendentwicklung ab. Beachtenswert erscheint jedoch der starke Abfall bei der Aufwärtsmobilität in der Relation von Schwiegervätern und Schwiegersöhnen; dieser spiegelt die oben diskutierte markante Verfestigung in den Familien mit niedrigem Bildungsstatus. Auf der anderen Seite lässt der Indikator zur Abwärtsmobilität erkennen, dass in jeder Kohorte Schwiegertöchter gegenüber ihren Schwiegermüttern mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit einen niedrigeren Bildungsstatus aufweisen als Schwiegersöhne gegenüber ihren Schwiegervätern. In der Tendenz werden Abstiege im Bildungsstatus über die Kohorten hinweg häufiger; diese Entwicklung ist bei Schwiegersöhnen stärker ausgeprägt als bei Schwiegertöchtern.

Eine mögliche Erklärung hierfür ist, dass in den jüngeren Kohorten der Anteil der Familien mit einem Migrationshintergrund höher ist, in denen die Abwärtsmobilität, wie Tabelle 10.4 ebenfalls zeigt, im Durchschnitt deutlich ausgeprägter ist als in den Familien ohne Migrationshintergrund. Die Wahr-

scheinlichkeit, dass ein Schwiegersohn in Familien mit Migrationshintergrund einen niedrigeren Bildungsstatus aufweist als der Schwiegervater ist im Durchschnitt fast doppelt so hoch wie bei den Familien ohne Migrationshintergrund. Bei den Schwiegertöchtern mit Migrationshintergrund ist ein gegenüber der Schwiegermutter niedrigerer Bildungsstatus sogar dreimal wahrscheinlicher als in Konstellationen ohne Migrationshintergrund. Zugleich ist unabhängig vom Geschlecht die Aufstiegsmobilität in den Familien mit Migrationshintergrund markant geringer als bei den Familien mit Migrationshintergrund. Zu diesen Ergebnissen dürften die Probleme vieler Migrantinnen und Migranten in Deutschland beitragen, in der Generationenfolge über das Bildungssystem aufzusteigen (OECD 2018a).

Abbildung 10.4 Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen, nach Migrationshintergrund



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Bedingte Wahrscheinlichkeit: Anteil der Kinder, die mit einem Partner oder einer Partnerin mit einem bestimmten Bildungsstatus verbunden sind, gegeben das ein Elternteil über einen bestimmten Bildungsstatus verfügt. Le-sehilfe: Die Wahrscheinlichkeit, dass unter den Kindern von Müttern mit niedrigem Bildungsstatus mit Mig-rationshintergrund und Partnerin diese über einen niedrigen Bildungsstatus verfügt, beträgt 44 %. Unter allen Lebenspartnerinnen von Kindern mit Migrationshintergrund haben dagegen nur 29 % einen niedrigen Bildungsstatus.

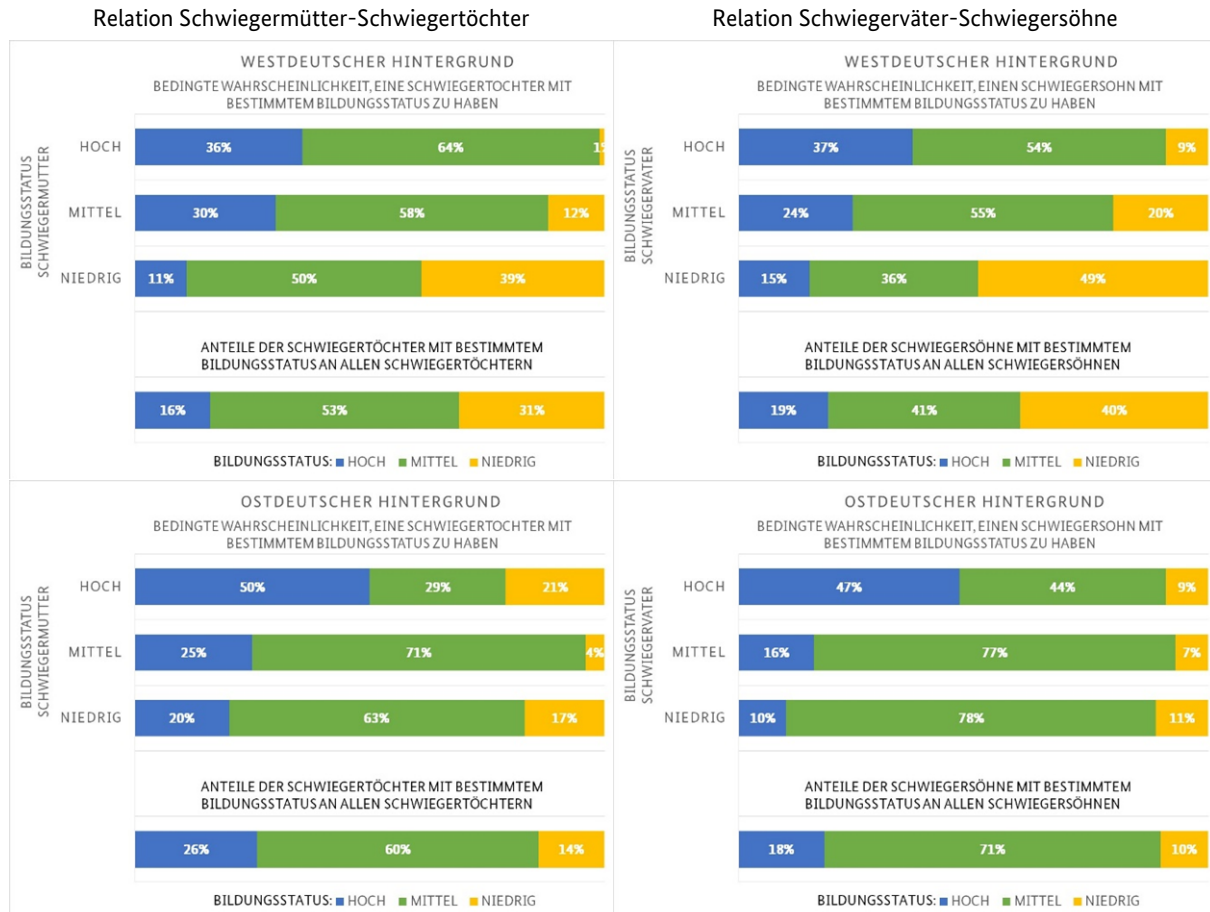
Abbildung 10.4 illustriert die hinter den Mobilitätsindikatoren liegenden Sätze von bedingten Wahrscheinlichkeiten. Die oben festgestellten Unterschiede in der Aufwärts- und Abwärtsmobilität zwischen den Familien mit und ohne Migrationshintergrund speisen sich insbesondere aus Unterschieden an den Rändern der Einkommensverteilung. So ist bei den Familien mit Migrationshintergrund die Wahrscheinlichkeit, dass eine Schwiegermutter mit niedrigem Bildungsstatus eine Schwiegertochter mit niedrigem Bildungsstatus hat, um gut die Hälfte höher als dies ohne assortative Partnerwahl der Fall wäre. Bei den Schwiegermüttern mit niedrigem Bildungsstatus ohne Migrationshintergrund ist diese Wahrscheinlichkeit dagegen nur um ein gutes Viertel höher.

Umgekehrt ist assortative Partnerwahl bei hohem Bildungsstatus der Schwiegermutter in den Familien ohne Migrationshintergrund relativ stärker ausgeprägt. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Bildungsstatus der Schwiegertochter ebenfalls hoch ist, ist annähernd drei Mal so hoch wie es der Bevölkerungsanteil aller Partnerinnen mit hohem Bildungsstatus erwarten ließe. Bei den Familien mit Migrationshintergrund ist diese Wahrscheinlichkeit dagegen nur um grob das Doppelte erhöht. Bei den Schwiegersöhnen der Familien mit Migrationshintergrund zeigt sich dem Grunde nach ein ähnliches Muster. Allerdings ist im Vergleich zur Schwiegermutter-Schwiegertöchter-Relation assortative Partnerwahl bei einem niedrigen Bildungsstatus des Schwiegervaters etwas schwächer, bei hohem Status des Schwiegervaters dagegen deutlich stärker ausgeprägt.

Dieser Geschlechterunterschied schlägt sich auch im Immobilitätsindex nieder (Tabelle 10.4). Dieser ist bei den Schwiegersöhnen mit Migrationshintergrund um einen Wert von 0,3 höher als bei den Schwiegertöchtern. Demnach ist bei Söhnen (im Fall gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften potenziell auch bei Töchtern) in Familien mit Migrationshintergrund die Wahrscheinlichkeit, dass die Partnerin denselben Bildungsstatus aufweist wie ihr Vater, im Durchschnitt um 30 Prozentpunkte höher, als die Wahrscheinlichkeit, dass die Partner von Töchtern (im Fall gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften potenziell auch von Söhnen) denselben Bildungsstatus wie ihre Mutter aufweisen. Assortative Partnerwahl in den Familien mit Migrationshintergrund bildet demnach eher ein Hemmnis für die soziale Mobilität von Männern als von Frauen. Die Geschlechterdifferenz in den Mobilitätsindices für Familien ohne Migrationshintergrund weist in dieselbe Richtung, erscheint aber im Vergleich zu den Familien mit Migrationshintergrund geringfügig.

Vergleicht man schließlich Familien mit einem westdeutschen und einem ostdeutschem Hintergrund, zeigen sich im Durchschnitt beider Gruppen nur schwache Unterschiede (Tabelle 10.4). Allerdings ist die Rate der Aufstiegsmobilität unabhängig vom Geschlecht in den Familien mit ostdeutschem Hintergrund um rund 5 Prozentpunkte höher als in den Familien mit westdeutschem Hintergrund.

Abbildung 10.5 Struktur der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus und Verteilung der Schwiegerkinder nach Bildungsstatus in Abhängigkeit vom Bildungsstatus der Schwiegereltern, Relationen von Schwiegermüttern zu Schwiegertöchtern und von Schwiegervätern zu Schwiegersöhnen, nach regionalem Hintergrund



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Bedingte Wahrscheinlichkeit: Anteil der Kinder, die mit einem Partner oder einer Partnerin mit einem bestimmten Bildungsstatus verbunden sind, gegeben das ein Elternteil über einen bestimmten Bildungsstatus verfügt. Le-sehilfe: Die Wahrscheinlichkeit, dass unter den Kindern von Müttern mit niedrigem Bildungsstatus mit ostdeutschem Hintergrund und Partnerin diese über einen niedrigen Bildungsstatus verfügt, beträgt 17 %. Unter allen Lebenspartnerinnen von Kindern mit ostdeutschem Hintergrund haben dagegen 14 % einen niedrigen Bildungsstatus.

Vergleicht man schließlich Familien mit einem westdeutschen und einem ostdeutschem Hintergrund, zeigen sich im Durchschnitt beider Gruppen nur schwache Unterschiede (Tabelle 10.4). Allerdings ist die Rate der Aufstiegsmobilität unabhängig vom Geschlecht in den Familien mit ostdeutschem Hintergrund um rund 5 Prozentpunkte höher als in den Familien mit westdeutschem Hintergrund.

Abbildung 10.5 trägt zur Aufklärung dieses Unterschieds bei. Deutlich zeigt sich darin die im Verhältnis zur westdeutschen Bevölkerung besondere Bildungsstruktur der ostdeutschen Bevölkerung, in der die Bildungspolitik der DDR nachwirkt. Dies schlägt sich in einem erheblich niedrigeren Anteil von Personen mit niedrigem Bildungsstatus nieder, aber auch in einem relativ hohen Anteil an Frauen

mit hohem Bildungsstatus. Die im Vergleich höhere Aufstiegsmobilität in den Familien mit ostdeutschem Hintergrund entsteht primär am unteren Rand der Bildungsverteilung. Die Generation der Kinder aus Familien mit niedrigem Bildungsstatus ist mit sehr viel höherer Wahrscheinlichkeit mit einer Partnerin oder einem Partner mit mittlerem Status verbunden, als es in Familien mit westdeutschen Hintergrund zu beobachten ist. Entsprechend qualifizierte Partnerinnen und Partner sind innerhalb der ostdeutschen Bevölkerung infolge ihrer günstigeren Bildungsstruktur leichter anzutreffen als innerhalb der westdeutschen Bevölkerung.

Anders als beim Bildungsstatus leistet eine assortative Partnerwahl mit Bezug auf den beruflichen Status in den meisten Konstellationen lediglich einen geringfügigen eigenständigen Beitrag zur Verankerung von Statusmobilität in der Generationenfolge: der Immobilitätsindex nimmt fast durchweg Werte nahe an eins an (Tabelle 10.5). Jedoch stimmt in Familien mit Migrationshintergrund der Berufsstatus von Schwiegereltern und Schwiegerkindern im Durchschnitt öfter miteinander überein, als es der Berufsstruktur in der Bevölkerung der Familien mit Migrationshintergrund entspricht. Der statusverfestigende Einfluss einer assortativen Partnerwahl erscheint hierbei insbesondere bei den Familien mit hohem Berufsstatus stark ausgeprägt. Allerdings muss dieser Befund vorsichtig interpretiert werden. Personen mit Migrationshintergrund sind in den EGP-Klassen I und II nur selten anzutreffen, so dass die Schätzergebnisse für diese Gruppe fallzahlenbedingt mit großer statistischer Unsicherheit behaftet sind. Schwache Evidenz, dass assortative Partnerwahl zur intergenerationalen Verfestigung im beruflichen Status beiträgt, zeigt sich ebenfalls für Familien mit ostdeutschem Hintergrund. Die erhöhte Immobilität speist sich bei ihnen insbesondere daraus, dass Schwiegermütter und Schwiegertöchter mit niedrigem beruflichem Status systematisch miteinander verbunden sind.

Tabelle 10.5 Zusammenfassende Indikatoren der Mobilität im Berufsstatus zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern sowie zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen, nach Region, Migrationshintergrund und Geburtskohorte

	Schwiegermütter – Schwiegertöchter			Schwiegerväter – Schwiegersöhne		
	Immobilität	Aufstiegs- mobilität	Abstiegs- mobilität	Immobilität	Aufstiegs- mobilität	Abstiegs- mobilität
Westdeutscher Hintergrund	1,0	0,48	0,22	1,1	0,41	0,29
Ostdeutscher Hintergrund	1,2	0,39	0,25	1,0	0,50	0,38
Kein Migrationshintergrund	1,0	0,47	0,21	1,0	0,44	0,30
Migrationshintergrund	1,3	0,40	0,30	1,3	0,34	0,34
Geburtskohorte 1944-1954	1,3	0,46	0,13	1,1	0,37	0,33
Geburtskohorte 1955-1964	1,0	0,42	0,22	1,0	0,38	0,31
Geburtskohorte 1965-1974	1,0	0,45	0,23	1,0	0,42	0,33
Geburtskohorte 1975-1986	1,0	0,48	0,27	1,0	0,43	0,32

Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Berufsstatus in vier Gruppen in Anlehnung an die Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992), vgl. Tabelle 10.1. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Der Immobilitätsindex gibt an, wie viel Mal wahrscheinlicher es im Durchschnitt ist, einen Partner oder eine Partnerin zu haben, die denselben Status hat wie die eigenen Eltern, in Relation zu einer kontrafaktischen Referenzsituation, in der sich sämtliche Paare rein zufällig bilden würden. Die Aufstiegsmobilität (Aufstiegsmobilität) misst die durchschnittliche Wahrscheinlichkeit, dass der Partner oder die Partnerin über einen höheren (niedrigeren) Status verfügt als die Eltern.

Der Vergleich von Tabelle 10.4 und Tabelle 10.5 lässt erkennen, dass die Aufwärtsmobilität zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern mit Bezug auf den Bildungsstatus alles in allem etwas stärker ausgeprägt ist als mit Bezug auf den beruflichen Status. In der Relation von Schwiegervätern

und Schwiegersöhnen erscheinen die Differenzen dagegen wenig systematisch ausgeprägt. Unabhängig vom Geschlecht ist die Abwärtsmobilität dagegen durchweg mit Bezug auf den beruflichen Status markant stärker ausgeprägt als mit Bezug auf den Bildungsstatus. In der männlichen Linie der Familie zeigt sich diese Differenz noch deutlicher in der weiblichen Linie, da bei Frauen der im Hintergrund laufende allgemeine Trend zur besseren Arbeitsmarktintegration die Abstiegsmobilität im beruflichen Status dämpft. In Familien mit Migrationshintergrund ist die intergenerationale Aufwärtsmobilität klar niedriger, die Abwärtsmobilität klar höher als in Familien ohne Migrationshintergrund. Die Unterschiede bei den Mobilitätsraten zwischen diesen Bevölkerungsteilen erscheinen mit Bezug auf den beruflichen Status allerdings durchweg kleiner als mit Bezug auf den Bildungsstatus.

10.5 Bestimmungsfaktoren der assortativen Partnerwahl

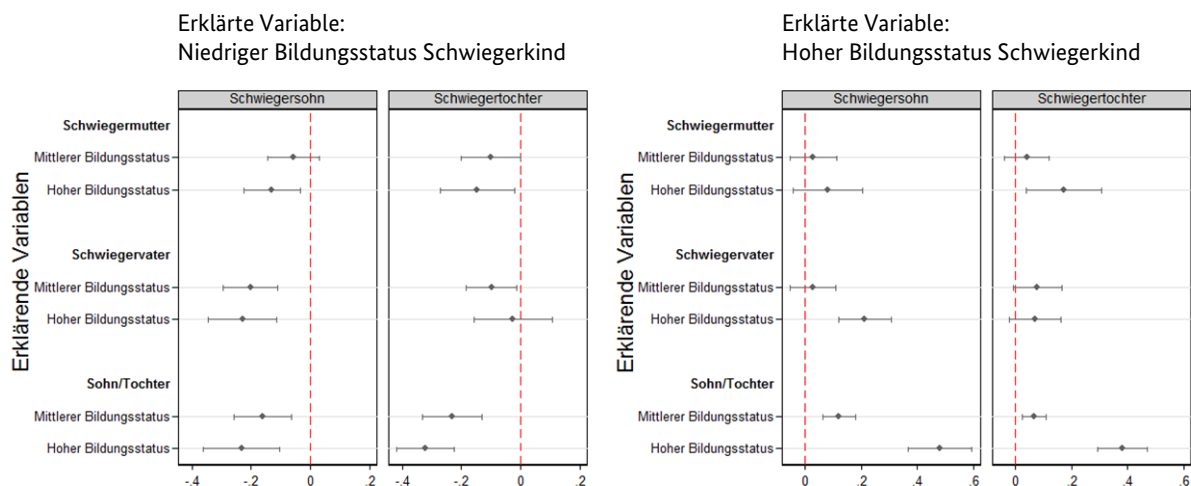
Die beobachtete intergenerationale Persistenz in den Statusvariablen könnte sich noch verstärken, wenn sich Kinder bei der assortativen Partnerwahl nicht nur am eigenen Status, sondern darüber hinaus auch am Status ihrer Eltern orientieren. Ein solches Verhalten legen etwa empirische Befunde von Fernandez, Fogli und Olivetti (2004) anhand von Daten für die Vereinigten Staaten nahe. Sie beobachten, dass die Ehefrauen von Männern, deren eigene Mutter sich am Arbeitsmarkt beteiligt hat, mit höherer Wahrscheinlichkeit ebenfalls am Arbeitsmarkt aktiv sind, als die Ehefrauen von Männern, deren Mutter eine Hausfrauenrolle eingenommen hat. Diese Beobachtung lässt sich dahingehend interpretieren, dass die Männer bei der Partnerin Eigenschaften – im Beispielfall eine ausgeprägte Erwerbsneigung – bevorzugen, die sie vom Vorbild ihrer eigenen Mutter her kennen.

Soweit ein solches Verhalten bei der assortativen Partnerwahl im Hinblick auf Statusgrößen zum Tragen kommt, speist sich die gemessene Korrelation dieser Größen zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern aus zwei Quellen. Die erste Quelle ist der im vorangegangenen Abschnitt fokussierte indirekte Übertragungsweg über die Kinder. Die Statusgrößen der Eltern übertragen sich zu einer gewissen Rate auf die Kinder, und die Kinder wählen mit einer Rate Partnerinnen und Partner, die dieselben Statusmerkmale aufweisen wie sie selbst. Die zweite Quelle ist, dass die Kinder, unabhängig von der Ausprägung der Statusvariable bei ihnen selbst, Partnerinnen oder Partner bevorzugen, die dieselben Statureigenschaften aufweisen wie ihre Eltern. Bei der Interpretation gilt es zu beachten: Die hierdurch gespeiste Verstärkung der Korrelation in den Statusgrößen zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern ist Ausdruck einer speziellen Form der assortativen Partnerwahl, der zur „reinen“ assortativen Partnerwahl anhand von in der Generation der Kinder ausgeprägten Merkmalen hinzutritt. Dass daneben auch eine direkte Transmission von Statureigenschaften durch die soziale Interaktion von Schwiegereltern und Schwiegerkindern wirkt, ist zwar nicht prinzipiell ausgeschlossen, erscheint jedoch – anders als die in Abschnitt 9.1.2 diskutierte direkte Transmission von Statusgrößen zwischen Großeltern und Enkeln – eher unwahrscheinlich. In dem Alter, in dem üblicherweise die Partnerwahl getroffen wird, sind der Bildungs- und Berufsstatus der Schwiegerkinder bereits größtenteils determiniert, größere Veränderungen durch den Kontakt oder die Orientierung am Rollenvorbild der Schwiegereltern mithin kaum noch zu erwarten.

Um zu bewerten, inwieweit die potenzielle Verstärkung der intergenerationalen Mobilität durch assortative Partnerwahl der Kinder, die sich nicht nur am eigenen Bildungs- und Berufsstatus, sondern darüber hinaus am Status der Schwiegereltern orientiert, in der Realität bedeutsam ist, werden im Folgenden Schätzergebnisse aus linearen Modellen betrachtet. Diese beschreiben die Wahrscheinlichkeit, dass Schwiegerkinder einen bestimmten Status aufweisen, in Abhängigkeit vom Status der Kinder sowie zusätzlich in Abhängigkeit vom Status der Schwiegermutter und des Schwiegervaters. Als weitere erklärende Faktoren werden die Geburtskohorte, der Migrationshintergrund sowie der regionale Hintergrund der Familie (ostdeutsch oder westdeutsch) in das deskriptive statistische

Modell aufgenommen. Zudem wird zugelassen, dass die Einflüsse dieser Faktoren jeweils mit allen Statusvariablen interagieren.³⁸

Abbildung 10.6 Durchschnittliche marginale Effekte des Bildungsstatus von Schwiegermüttern, Schwiegervätern und Söhnen oder Töchtern auf die Wahrscheinlichkeiten eines niedrigen und eines hohen Bildungsstatus bei Schwiegersöhnen oder Schwiegertöchtern



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Bildungsstatus in drei Kategorien (hoch, mittel, niedrig) auf Grundlage der CASMIN-Klassifikation. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Punkte: geschätzter Parameterwert; Linien: 95 %-Konfidenzintervall um den Punktschätzer. Durchschneidet das Konfidenzintervall die Null-Linie ist der Punktschätzer bei 5 % Irrtumswahrscheinlichkeit im Vergleich zur Referenzkategorie – stets niedriger Bildungsstatus – nicht signifikant. Marginale Effekte: partieller Einfluss des Bildungsstatus der jeweiligen Bezugsperson auf die Wahrscheinlichkeit, dass das Schwiegerkind einen niedrigen (linke Hälfte der Abbildung) oder hohen (rechte Hälfte der Abbildung) Bildungsstatus aufweist.

Abbildung 10.6 fasst zunächst unsere zentralen Schätzergebnisse mit Bezug auf den Bildungsstatus von Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern zusammen. Die linke Hälfte der Darstellung zeigt die durchschnittlichen marginalen Effekte des Bildungsstatus von Schwiegervater, Schwiegermutter und Partner oder Partnerin auf die Wahrscheinlichkeit, dass diese über einen niedrigen Bildungsstatus verfügen. Die Referenzkategorie für die Bewertung der marginalen Effekte ist hierbei jeweils ein niedriger Bildungsstatus der drei betrachteten Bezugspersonen.

Es zeigt sich, dass die Wahrscheinlichkeit, dass Schwiegersöhne über einen niedrigen Bildungsstatus verfügen, unabhängig voneinander mit dem Bildungsstatus der Partnerin und des Bildungsstatus des Schwiegervaters korreliert. Ein niedriger Bildungsstatus der beiden Bezugspersonen ist mit einer signifikant höheren – und gemessen an den geschätzten marginalen Effekten jeweils in annähernd gleicher Größenordnung – Wahrscheinlichkeit verbunden, dass der Schwiegersohn ebenfalls einen niedrigen Bildungsstatus aufweist. Die Korrelation zwischen dem Bildungsstatus der Schwiegermutter und dem Bildungsstatus der Schwiegersöhne ist dagegen deutlich schwächer ausgeprägt. Die Evidenz spricht in diesem Fall demnach dafür, dass sich Töchter bei der Wahl ihres Partners nicht nur am eigenen Bildungsstatus, sondern auch am Vorbild ihres Vaters orientieren. Hierdurch verstärkt sich die

³⁸ Um Komplikationen bei der Interpretation zu vermeiden, werden in den Daten, auf denen die hier vorgestellten Schätzungen basieren, gleichgeschlechtliche Partnerschaften ausgeschlossen.

beobachtete intergenerationale Persistenz im Bildungsstatus zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen.

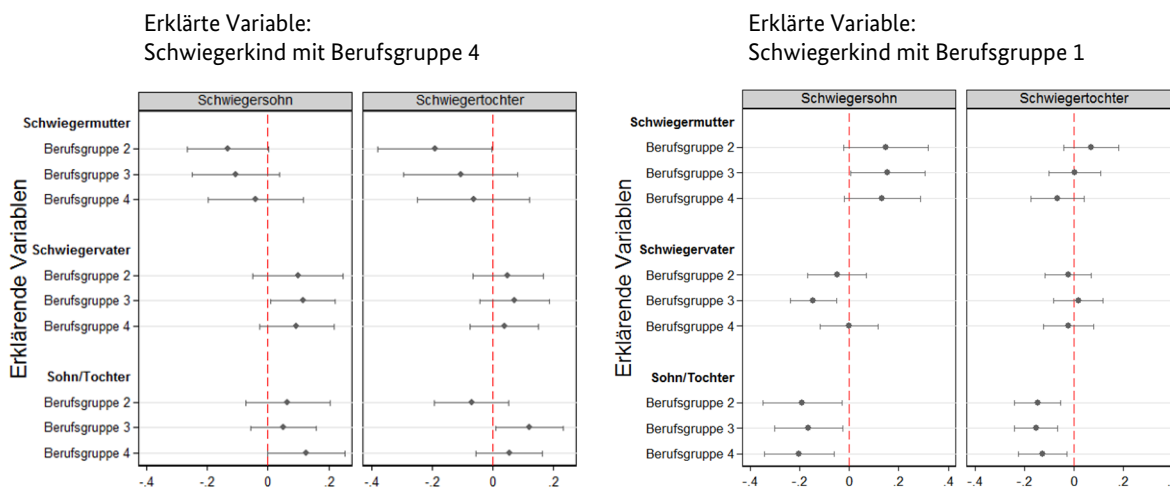
Betrachtet man die Wahrscheinlichkeit der Wahl einer Partnerin mit niedrigem Bildungsstatus durch die Söhne, sind die Korrelationen mit dem Bildungsstatus der Schwiegereltern nur schwach ausgeprägt. Es lässt sich nun ein leichter, gerade signifikanter unabhängiger marginaler Zusammenhang zwischen einem niedrigen Bildungsstatus der Schwiegermutter und dem Bildungsstatus der Schwiegertochter erkennen. In dieser Konstellation dominiert klar die Orientierung am eigenen Bildungsstatus die assortative Partnerwahl der Söhne und damit die insgesamt gemessene intergenerationale Korrelation im Bildungsstatus zwischen Schwiegereltern und Schwiegertöchtern.

Die geschätzten marginalen Zusammenhänge zwischen dem Bildungsstatus der drei unterschiedlichen Bezugspersonen und der Wahrscheinlichkeit, dass die Schwiegerkinder einen hohen Bildungsstatus aufweisen, sind im rechten Teil von Abbildung 10.6 zusammengefasst. Bei der Übertragung eines hohen Bildungsstatus spielt wiederum die am eigenen Bildungsstatus der Söhne und Töchter orientierte assortative Partnerwahl die dominierende Rolle. Allerdings hängt hier unabhängig davon ein hoher Bildungsstatus des Schwiegervaters (der Schwiegermutter) statistisch signifikant mit der Wahrscheinlichkeit zusammen, dass die Tochter (der Sohn) mit einem Partner (einer Partnerin) mit hohem Bildungsstatus verbunden ist. Dies stützt die Vermutung, dass sich Kinder, deren Eltern einen hohen Bildungsstatus aufweisen, bei der Auswahl der Partnerin am Vorbild ihrer Mutter und bei der Auswahl des Partners auch am Vorbild ihres Vaters orientieren. Dieser besondere Aspekt der assortativen Partnerwahl erhöhte eigenständig die Persistenz im hohen Bildungsstatus zwischen der Schwiegereltern- und Schwiegerkinder-Generation.

Eine Auswertung der im empirischen Modell zugelassenen Interaktionsterme zeigt, dass sich hinter den bisher erörterten durchschnittlichen marginalen Effekten einige bemerkenswerte Heterogenitäten verbergen. So unterstützen die Schätzergebnisse die Vermutung, dass die assortative Partnerwahl im engen Sinn, das heißt die Orientierung am eigenen Bildungsstatus, bei Frauen mit hohem Status über die in den Daten erfassten Geburtskohorten hinweg im Trend an Bedeutung gewonnen hat. Dieser Befund passt zu der – global zu beobachtenden – Entwicklung, dass die infolge der Bildungsexpansion zunehmend gut qualifizierten Frauen bevorzugt Männer mit gleichem Status heiraten und lieber Single bleiben, statt sich mit Partnern mit niedrigem Bildungsstatus zu verbinden (Monaghan 2014; Esteve, García-Román und Permanyer 2012). Bei den Männern zeigt sich hingegen in dieser Hinsicht kein eindeutiger Trend. Darüber hinaus neigen ostdeutsche Männer mit hohem Bildungsstatus signifikant stärker zu einer assortativen Partnerwahl im engen Sinn als westdeutsche Männer mit hohem Status. Bei Frauen mit hohem Bildungsstatus dagegen erscheint die Neigung zu assortativer Partnerwahl im engen Sinn in Westdeutschland leicht stärker ausgeprägt als in Ostdeutschland.

Außerdem zeigen sich einige substanzielle Unterschiede hinsichtlich des Beitrags der Orientierung am Status der Eltern bei der assortativen Partnerwahl zur Korrelation des Bildungsstatus zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern. Bei niedrigem Bildungsstatus unterstützen die Schätzergebnisse nur für Familien mit westdeutschem Hintergrund die Vermutung, dass Söhne sich bei der Wahl der Partnerin auch am Bildungsstatus ihrer Mutter orientieren und Töchter bei der Wahl des Partners auch am Bildungsstatus ihres Vaters, nicht aber für Familien mit ostdeutschem Hintergrund. Dass diese Form der assortativen Partnerwahl die intergenerationale Persistenz im Bildungsstatus zwischen Schwiegervätern und Schwiegersöhnen und zwischen Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern erhöht, zeigt sich auch für Familien mit Migrationshintergrund sowie niedrigem Bildungsstatus. Bei den übrigen Familien mit Migrationshintergrund lässt sich dies dagegen – nicht erkennen.

Abbildung 10.7 Durchschnittliche marginale Effekte des Berufsstatus von Schwiegermüttern, Schwiegervätern und Söhnen oder Töchtern auf die Wahrscheinlichkeiten eines niedrigen und eines hohen Berufsstatus von Schwiegersöhnen oder Schwiegertöchtern



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von NEPS Startkohorte 6, Welle 9.

Erläuterung: Berufsstatus in vier Gruppen in Anlehnung an die Klassenpositionen nach Erikson und Goldthorpe (1992), vgl. Tabelle 10.1. Als Schwiegerkinder werden auch unverheiratete Lebenspartnerinnen und -partner gezählt. Punkte: geschätzter Parameterwert; Linien: 95 %-Konfidenzintervall um den Punktschätzer. Durchschneidet das Konfidenzintervall die Null-Linie ist der Punktschätzer bei 5 % Irrtumswahrscheinlichkeit im Vergleich zur Referenzkategorie – stets niedriger Bildungsstatus – nicht signifikant. Marginale Effekte: partieller Einfluss des Bildungsstatus der jeweiligen Bezugsperson auf die Wahrscheinlichkeit, dass das Schwiegerkind einen niedrigen (linke Hälfte der Abbildung) oder hohen (rechte Hälfte der Abbildung) beruflichen Status aufweist.

Im Hinblick auf den Berufsstatus bestätigt sich, wie es die Analysen in Abschnitt 10.3 erwarten lassen, dass die assortative Partnerwahl im engen Sinn, also die Bevorzugung von Partnern und Partnerinnen, die derselben Statusklasse angehören wie man selbst, lediglich eine untergeordnete Rolle spielt. Jedoch sind in der Kindergeneration die Angehörigen der Berufsgruppe mit dem höchstem Status (EGP-Klasse I) signifikant öfter miteinander in Lebensgemeinschaften verbunden (Abbildung 10.7, Teil b).

Für die Vermutung, dass sich die Kinder bei der Partnerwahl unabhängig davon am Berufsstatus ihrer Eltern orientieren, finden sich kaum statistische Belege. Der unabhängige Beitrag des Berufsstatus der Schwiegereltern zur Erklärung der Wahrscheinlichkeit, das ihr Sohn oder ihre Tochter eine Partnerin oder einen Partner mit einem bestimmten Berufsstatus wählt, ist überwiegend statistisch insignifikant (Abbildung 10.6) und auch gemessen an der Größe der geschätzten marginalen Effekte weniger bedeutsam als im Kontext der auf den Bildungsstatus bezogenen Analysen. Ein bemerkenswerter Befund ist, dass die Töchter von Müttern in der Berufsgruppe mit dem höchsten Status markant seltener mit Partnern verbunden sind, die den höchsten Berufsstatus aufweisen, als die Töchter von Müttern in der Berufsgruppe mit dem niedrigsten Status. Diese asymmetrische Partnerwahl vermindert in der Gesamtbetrachtung die Persistenz im Berufsstatus zwischen Schwiegermüttern und Schwiegersöhnen.

10.6 Schlussfolgerungen

Grundsätzlich kann das Phänomen einer assortativen Partnerwahl, das heißt, dass sich bevorzugt Partnerinnen und Partner zu einer Lebensgemeinschaft verbinden, die im Hinblick auf soziale Statusmerkmale übereinstimmen, zu einer niedrigen intergenerationalen Statusmobilität beitragen. Auch in der deutschen Gesellschaft sind Paare, bei denen beide einen vergleichbaren Bildungs- oder beruflichen Status aufweisen, viel häufiger anzutreffen, als es anhand der Bildungs- und Berufsstruktur in der Bevölkerung eigentlich zu erwarten wäre. Assortative Partnerwahl scheint sich dabei besonders stark am Bildungsstatus zu orientieren; systematische Übereinstimmungen im beruflichen Status sind im Vergleich deutlich seltener und auch in der absoluten Größenordnung recht schwach ausgeprägt. Bei beiden Statusmerkmalen hat der Grad der Übereinstimmung in den Lebenspartnerschaften über die Geburtsjahrgänge von 1944 bis 1986 hinweg im Trend zugenommen. Hierzu dürfte insbesondere die von niedrigen Niveaus ausgehend zunehmend bessere Bildungs- und Arbeitsmarktposition der Frauen in Deutschland beigetragen haben. Diese Entwicklung trägt sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern zu einer zunehmenden Verfestigung im Bildungs- und beruflichen Status bei.

Der in den älteren Frauengenerationen oft noch niedrige Bildungs- und berufliche Status kann auch erklären, warum in den Familien die Aufwärtsmobilität der Kindergeneration im Vergleich zur Eltern- generation systematisch größer und die Abwärtsmobilität systematisch kleiner sind, wenn man den Statusvergleich anhand der Mütter vornimmt statt anhand der Väter. Durchweg ist die Persistenz im Bildungsstatus in der familialen Generationenfolge deutlich stärker als im beruflichen Status; im Vergleich ist die intergenerationale Mobilität nach oben wie nach unten schwächer ausgeprägt.

Die Persistenz des Bildungsstatus ist bei Familien mit hohem Status besonders stark. Sie wird im Familienzusammenhang durch assortative Partnerwahl der Söhne und Schwiegertöchter verstärkt, jedoch kaum durch das Verhalten der Töchter und Schwiegersöhne. Infolge eines Trends zu mehr assortativer Partnerwahl sind die Raten, mit der Schwiegertöchter über denselben Bildungsstatus verfügen wie ihre Schwiegereltern, in den jüngeren Geburtsjahrgängen merklich höher als in den Nachkriegsjahrgängen. Im Hinblick auf den beruflichen Status ist der Beitrag einer assortativen Partnerwahl zur Statusverfestigung im Generationenzusammenhang der Familien praktisch zu vernachlässigen.

Unabhängig von der assortativen Partnerwahl im engen Sinn, also der Orientierung der Kinder bei der Wahl der Partnerin oder des Partners am eigenen Bildungs- oder Berufsstatus, kann prinzipiell auch eine Orientierung bei der Partnerwahl am Bildungs- oder Berufsstatus der eigenen Eltern zu mehr intergenerationaler Persistenz in den Statusgrößen führen. Die hier vorgenommenen statistischen Analysen lassen vermuten, dass diese spezifische Form der assortativen Partnerwahl in einigen Teilen der Bevölkerung mit Bezug auf den Bildungsstatus relevant ist, aber praktisch nicht mit Bezug auf den Berufsstatus. Dabei orientieren sich Söhne bei der Wahl der Partnerin eher am Vorbild der Mutter und Töchter bei der Wahl des Partners am Vorbild des Vaters. Dies verstärkt – über die Effekte assortativer Partnerwahl im engen Sinn hinaus – die Persistenz im Bildungsstatus zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern vor allem bei westdeutschen Familien mit niedrigem Bildungsstatus sowie bei Familien mit niedrigem Bildungsstatus und einem Migrationshintergrund.

11. Arbeitswelt und intergenerationale Mobilität

11.1 Fragestellung und Stand der Literatur

Mit den Wirkungen der Arbeitsmarktsituation auf die intergenerationale soziale Mobilität allgemein hat sich bereits Kapitel 3 dieses Berichts beschäftigt. Das vorliegende Kapitel ist durch die Frage motiviert, wie strukturelle Änderungen und die Verschiebung der Nachfrage nach unterschiedlichen Berufen die Berufswahl und den späteren beruflichen Status von Kindern beeinflussen, deren Eltern in den betroffenen Berufen tätig sind. Es ist zu vermuten, dass der Beruf umso weniger zwischen Eltern und Kindern weitergegeben wird, je stärker ein Beruf negativ vom Strukturwandel betroffen ist. Generationenfolgen im selben (oder einem nah verwandten) Beruf könnten also seltener werden. Berufe in der Landwirtschaft und Bergbau sind besonders prägnante Beispiele dafür. Im Folgenden werden jedoch keine Fallstudien in besonders betroffenen Berufen durchgeführt, sondern es werden die Folgen des Strukturwandels in allen Wirtschaftsbereichen quantitativ analysiert.

In einem ersten Schritt wird das Ausmaß der Weitergabe von Berufen und Tätigkeiten zwischen Generationen untersucht. Dabei werden unterschiedliche berufliche Abgrenzungen verwendet. In einem zweiten Schritt werden die Folgen struktureller Änderungen auf dem Arbeitsmarkt analysiert. Als solche wird die Veränderung der Anzahl der Berufsangehörigen herangezogen. Dahinter stehen unter anderem langfristige Verlagerung von manuellen (Routine-) Tätigkeiten zu interaktiven und kognitiven Tätigkeiten. Dieser „routine-biased technical change“ (Autor, Levy und Murnane 2003) geht auf technologische Änderungen sowie auf eine geänderte internationale Arbeitsteilung zurück (Acemoglu und Autor 2011). Den Ursachen für diese Verschiebungen kann hier nicht weiter nachgegangen werden. Stattdessen stehen die Folgen, und zwar speziell die Folgen für die nächste Generation, im Vordergrund. Wenn Kinder von den beruflichen Fähigkeiten der Eltern und deren sozialen Verbindungen innerhalb von Berufen profitieren können und deshalb einen ähnlichen Beruf ergreifen, bedeutet umgekehrt ein Bedeutungsverlust des Elternberufs einen Nachteil im Hinblick auf den eigenen Berufsweg? Profitieren im Gegenzug die Kinder von Eltern, deren Berufe langfristig stärker nachgefragt werden? Könnte das Schrumpfen des Elternberufs auch ein Katalysator für den Wechsel in ganz andere Tätigkeiten und damit für einen sozialen Aufstieg sein?

Männer und Frauen sind von diesen Entwicklungen aufgrund der geschlechtsspezifischen Berufswahl unterschiedlich betroffen. Daher werden die Analysen soweit wie möglich nach den Geschlechtern getrennt. Unterscheidungen werden aber auch hinsichtlich unterschiedlicher Geburtskohorten getroffen. Hierbei wird untersucht, ob die Weitergabe des Berufs zwischen Eltern und Kindern oder die Aufnahme ähnlicher Tätigkeiten durch die Kinder sich im Zeitablauf abschwächt oder sogar verstärkt.

Eine Reihe von Studien untersucht die Persistenz in der Wahl des Berufs oder der Berufsgruppe zwischen den Generationen, ohne dabei auf bestimmte Berufe einzugehen. Knoll, Riedel und Schlenker (2017) untersuchen die Weitergabe des Berufs auf der Basis des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP). Dabei unterscheiden sie zwischen 19 beruflichen Kategorien auf Basis der Klassifikation der Berufe der BA (KldB) 1992. Die Geburtsjahre der Personen in der Stichprobe reichen von 1902 bis 1965, sie gehören also im Durchschnitt früheren Kohorten an als die Personen in der NEPS-Datenbasis. Nach den Ergebnissen von Knoll et al. (2017) verdoppelt sich im Durchschnitt die Wahrscheinlichkeit, einen der 19 Berufe zu ergreifen, wenn der eigene Vater denselben Beruf hatte. Dabei ist der Zusammenhang zwischen Vätern und Söhnen deutlich enger als zwischen Vätern und Töchtern. Knoll et al. (2017) untersuchen auch die Mechanismen der Weitergabe, indem sie danach unterscheiden, ob der biologische Vater während der Kindheit mit der untersuchten Person in einem Haushalt zusammengelebt hat. Kinder, die nicht mit ihrem biologischen Vater aufgewachsen sind, haben im Vergleich zu

anderen Kindern eine signifikant reduzierte Wahrscheinlichkeit, den Vaterberuf zu ergreifen, was den Autorinnen und Autoren zufolge für eine Rolle der sozialen Vererbung spricht.

Eine besonders lange zeitliche Perspektive wählen Long und Ferry (2013) in ihrer Untersuchung der beruflichen Mobilität in den USA und Großbritannien im 19. und 20. Jahrhundert. Es können ausschließlich Daten von Männern genutzt werden. Hierzu unterscheiden sie vier grobe Berufsgruppen (landwirtschaftliche Berufe, gering- und mittelqualifizierte manuelle Tätigkeiten sowie nichtmanuelle Tätigkeiten) und vergleichen die Matrizen, die jeweils den intergenerationalen Übergang zwischen diesen Berufsgruppen darstellen. Hierzu verwenden sie, ähnlich wie in der folgenden Analyse in diesem Bericht, die Altham-Statistik (Altham und Ferrie 2007) als Maß für den Zusammenhang. Es zeigt sich, dass die USA im 19. Jahrhundert deutlich mehr soziale Mobilität aufwies als Großbritannien. In den 1970er Jahren war der Unterschied dagegen nicht mehr signifikant, was auf einen Rückgang der sozialen Mobilität in den USA zurückzuführen ist. In einer erweiterten Analyse wird untersucht, inwiefern diese Verläufe auf die langfristige Verminderung des Anteils der in der Landwirtschaft Beschäftigten zurückzuführen sind. Eine ähnlich langfristige Fragestellung untersucht Modalsli (2017) mit Volkszählungsdaten aus Norwegen, die von 1865 bis 2011 reichen. Mit Ausnahme des Zeitraums von 1960 bis 1980 vermindert sich der Zusammenhang zwischen den Berufen von Vätern und Söhnen erheblich. Die stärker detaillierten Ergebnisse deuten darauf hin, dass sich die soziale Mobilität insbesondere außerhalb der Landwirtschaft erhöht hat.

Weitere neuere Beiträge beschäftigen sich mit der Persistenz der Wahl bestimmter Berufe über die Generationen hinweg und beziehen sich dabei auf ältere Literatur wie z. B. Laband und Lentz (1983) und Lentz und Laband (1989). Aina und Nicoletti (2018) zeichnen die Generationenfolge in den freien Berufen und ihre Bestimmungsgründe mit italienischen Daten nach. Dabei unterscheiden sie zwischen unterschiedlichen Phasen des Zugangs in den Beruf. Vor allem nach dem Studienabschluss – insbesondere beim Abschluss einer berufsqualifizierenden Praxisphase – und weniger in der Phase der Studienwahl und beim Abschluss berufsqualifizierender Examina beeinflusst die Tatsache, dass der Vater den freien Berufen angehört, die Zugehörigkeit zu diesen Berufen. Dabei berücksichtigen sie sonstige Einflussfaktoren des Elternhauses wie z. B. die Bildung oder die finanzielle Ausstattung. Aina und Nicoletti (2018) erklären ihre Ergebnisse damit, dass die Eintrittsbarrieren in die freien Berufe (z. B. Anlage eines Kundenstamms) gesenkt werden, wenn die Eltern bzw. der Vater in dieser Phase Hilfestellung leisten können. Wie Mocetti (2016) für Apotheker in Italien zeigt, können solche Eintrittsbarrieren den Zugang in die Berufe erschweren und damit diejenigen begünstigen, die aufgrund ihres Elternhintergrundes eher in diesen Berufen Fuß fassen können.

Weitere Studien wie z. B. Lindquist (2016) beschäftigen sich mit der Frage, warum Kinder von Unternehmern selbst wieder Unternehmer werden. Ähnlich wie in der zitierten Studie von Knoll et al. (2017) gilt hier das besondere Interesse der Frage, inwieweit der intergenerationale Zusammenhang auf Vererbung, Erziehung oder andere Faktoren zurückzuführen ist. Nach ihren Ergebnissen kommt den biologischen Faktoren nur eine relativ untergeordnete Rolle zu.

Eine vergleichbare Fragestellung ist die nach der intergenerationalen Persistenz von Tätigkeiten (im Unterschied zu Berufen). Chen, Gordanier und Ozturk (2019) analysieren mit Daten aus den USA die intergenerationale Weitergabe von Tätigkeiten anhand der von Autor et al. (2003), Acemoglu und Autor (2011) und anderen entwickelten Systematik. Der Zusammenhang der Tätigkeiten von Eltern und Kindern ist dabei unterschiedlich hoch. So ist der Anteil der Kinder mit überwiegend analytischen Tätigkeiten, deren Vater ebenfalls dieser Tätigkeitsgruppe angehört, fast doppelt so hoch wie der Anteil in der Kindergeneration insgesamt. In anderen Tätigkeiten ist der Zusammenhang stärker, z. B. ist die Wahrscheinlichkeit der Ausübung von kognitiven Routinetätigkeiten bei Personen, deren Vater ebenfalls in diesem Bereich tätig war, um nur ein Viertel erhöht. Chen et al. (2019) argumentieren, dass

sich der Zusammenhang auch bei Kindern von Eltern zeigt, die andere Berufe, aber dieselben Tätigkeiten ausüben. Daher sei der intergenerationale Zusammenhang der Tätigkeiten von demjenigen der Berufe zu unterscheiden. Ein zweites Ergebnis von Chen et al. (2019) ist, dass Personen, deren Vater dieselbe Tätigkeit ausübte, bei sonst gleichen Faktoren ein um ca. 5 % bis 10 % höheres Arbeitseinkommen erzielen. Das gilt wiederum auch dann, wenn zusätzlich berücksichtigt wird, ob Eltern und Kinder nicht nur dieselbe Tätigkeit, sondern auch denselben Beruf haben. Der Effekt auf das Arbeitseinkommen ist für Männer größer als für Frauen.

Der Beitrag von Chen et al. (2019) ist auch bemerkenswert, weil es sonst nur wenig Literatur über die Folgen der intergenerationalen Weitergabe des Berufes für das Erwerbsleben, gemessen beispielsweise anhand von Größen wie dem Einkommen, des Status oder der soziale Klasse, gibt. Eine interessante Ausnahme bilden Studien über die Weitergabe der Unternehmereigenschaft. In einer viel zitierten Studie (Bennedsen, Nielsen, Pérez-González und Wolfenzon 2007) zeigt sich, dass es eher einen negativen Effekt auf die Leistung der jeweiligen Firma hat, wenn sie in der nächsten Generation von Angehörigen derselben Familie weitergeführt werden (siehe auch Grossmann und Strulik 2010).

Dieser kurze Überblick zeigt, dass die Frage der Weitergabe des Berufs zwischen Generationen eine Vielzahl gesellschaftlicher Tatbestände berührt, von denen jeder einzelne verdiente, vertieft betrachtet zu werden. Ziel dieses Kapitels ist es, die intergenerationale Weitergabe von Berufen für Deutschland nachzuzeichnen und dabei neuere Daten als die bislang einzige deutsche Studie (Knoll et al. 2016) heranzuziehen. Ferner wird analysiert, inwieweit der Strukturwandel am Arbeitsmarkt auf die intergenerationale Transmission des Berufs und damit indirekt auf die beruflichen Chancen der Kinder eingewirkt hat. Das Thema des Strukturwandels wird im nachfolgenden Kapitel in Bezug auf die intragenerationalen Übergänge fortgeführt.

11.2 Datengrundlage für die Analyse

Als Datengrundlage wird in diesem Kapitel die Startkohorte 6 (Erwachsene) des Nationalen Bildungspanels verwendet. Diese Teilstichprobe des Nationalen Bildungspanels umfasst eine große Anzahl Erwachsener mit Geburtsjahrgängen von den 1940er bis in die 1980er Jahre. Diese wurden detailliert zu ihrer eigenen Biografie, zu ihrer aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Situation sowie zum genauen Berufs- und Bildungsstatus ihrer beiden Elternteile befragt. Die Startkohorte 6 wurde im Rahmen dieses Berichts bereits in anderen Kapiteln dieses Berichts verwendet.

Wenngleich sowohl zu Vater und Mutter Informationen zum Beruf vorhanden sind, wird im Folgenden ausschließlich die Information über den Vaterberuf verwendet. Insbesondere in den Geburtskohorten der 1940er und 1950er Jahre waren die Mütter überwiegend nicht erwerbstätig. Daher würden hier Probleme mit den Fallzahlen sowie mit der Stichprobenselektivität entstehen, wenn die Information über die Mütter genutzt würde.

Aufgrund der Erfassung von Personen in sehr unterschiedlichem Lebensalter ermöglicht die NEPS-Startkohorte 6 einen Kohortenvergleich. Als Kohorten werden die folgenden Kohorten berücksichtigt: Geburtsjahrgänge 1945 bis 1954, 1955 bis 1964, 1965 bis 1974 und 1975 bis 1984. Die Fallzahlen sind in allen Teilgruppen ausreichend für statistische Analysen (siehe Tabelle A.11.1 im Anhang). Für die Berechnung von Anteilswerten und weiteren Kennzahlen der Population werden die Ergebnisse mit den kalibrierten Gewichten des NEPS hochgerechnet. Für die Berechnung von Regressionsmodellen werden dagegen im Einklang mit wissenschaftlicher Praxis keine Gewichte verwendet.

Die ausgeübten Berufe der Zielpersonen der Interviews sind im NEPS anhand der Klassifikation der Berufe 1988 (4-Steller) kodiert. Von dort auf erfolgt eine Umschlüsselung auf die ISCO-88-Klassifika-

tion, die dann die Verbindung zu bekannten Maßen für den beruflichen Status und die soziale Klassenzugehörigkeit bildet, insbesondere das Klassenschema von Erikson, Goldthorpe und Portocarero (im Folgenden EGP; Erikson und Goldthorpe 1992) und die ISEI-Skala (für International Socio-Economic Index, Ganzeboom und Treiman 1996). Zur Berechnung der intergenerationalen Folge im Beruf wird jedoch eine Berufsklassifikation benötigt, die an die Mechanismen der Weitergabe anknüpft, insbesondere an die Vermittlung von berufsspezifischem Wissen, Erfahrungen und Kontakten. Damit keine Fallzahlenprobleme entstehen, sollte sie die Stichprobe in möglichst ähnlich große Gruppen teilen. Diese Anforderungen werden von einer Reihe von Klassifikationen erfüllt, darunter den einstelligen Klassifikationen der ISCO88 und der KldB 2010. Die Klassifikation von Blossfeld (1985) unterteilt die Berufe zusätzlich nach Wirtschaftsbereichen und Qualifikationen und hat insofern eine besonders breite Basis. Sie ist im NEPS vorhanden und wird im Folgenden primär verwendet. Mit Hilfe der Berufsklassifikation in der Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien (SIAB) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) wird zudem eine Verbindung zur Entwicklung der Berufe geschaffen. Sie erlaubt die Verbindung an die Datenwelt des IAB und damit die Nutzung von langfristigen Informationen über den Anteil der Berufsangehörigen, wie sie in Abschnitt 11.4 benötigt werden.

Die Erhebung des Status der Eltern wird im NEPS für den Zeitpunkt vorgenommen, an dem die befragte Zielperson 15 Jahre alt war. Entsprechend sollte der Status des Kindes in einem ähnlichen Alter erhoben werden. Hierzu wird zunächst versucht, den Status in der Kindergeneration in einem vergleichbaren Alter zu erheben. Hierfür wird das Alter von 40 Jahren verwendet. Falls für dieses Alter – beispielsweise aufgrund von vorübergehender Nichterwerbstätigkeit – keine Angaben vorliegen, wird der höchste erreichte Status verwendet. Bei denjenigen Personen, die zum Befragungszeitpunkt jünger als 40 Jahre waren, wird der letzte verfügbare Status gemessen.

11.3 Intergenerationale Weitergabe von Berufen

Ziel ist es im Folgenden, die Stärke des intergenerationalen Zusammenhangs im Hinblick auf den ausgeübten Beruf festzustellen. Dabei kommt es darauf an, wie stark der Zusammenhang zwischen den Generationen ist, wie er sich zwischen Teilgruppen (Männer und Frauen, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, Ost- und Westdeutschen) unterscheidet und ob er sich über die Geburtskohorten verstärkt oder vermindert.

Tabelle 11.1 zeigt die intergenerationale Weitergabe zwischen den 12 Kategorien von Blossfeld (1985) in Form einer Übergangsmatrix. Der Übergang vollzieht sich von den Zeilen (Elterngeneration) zu den Spalten (Kindergeneration). So beträgt die Wahrscheinlichkeit einer Person, deren Vater einen Agrarberuf hatte, dass diese Person wiederum einen Agrarberuf ausübt, 43 %. Sowohl bei den manuellen Berufen als auch bei den Professionen ist die Weitergabe des Berufs relativ stark ausgeprägt. Am meisten gilt dies für qualifizierte manuelle und für die Agrarberufe.

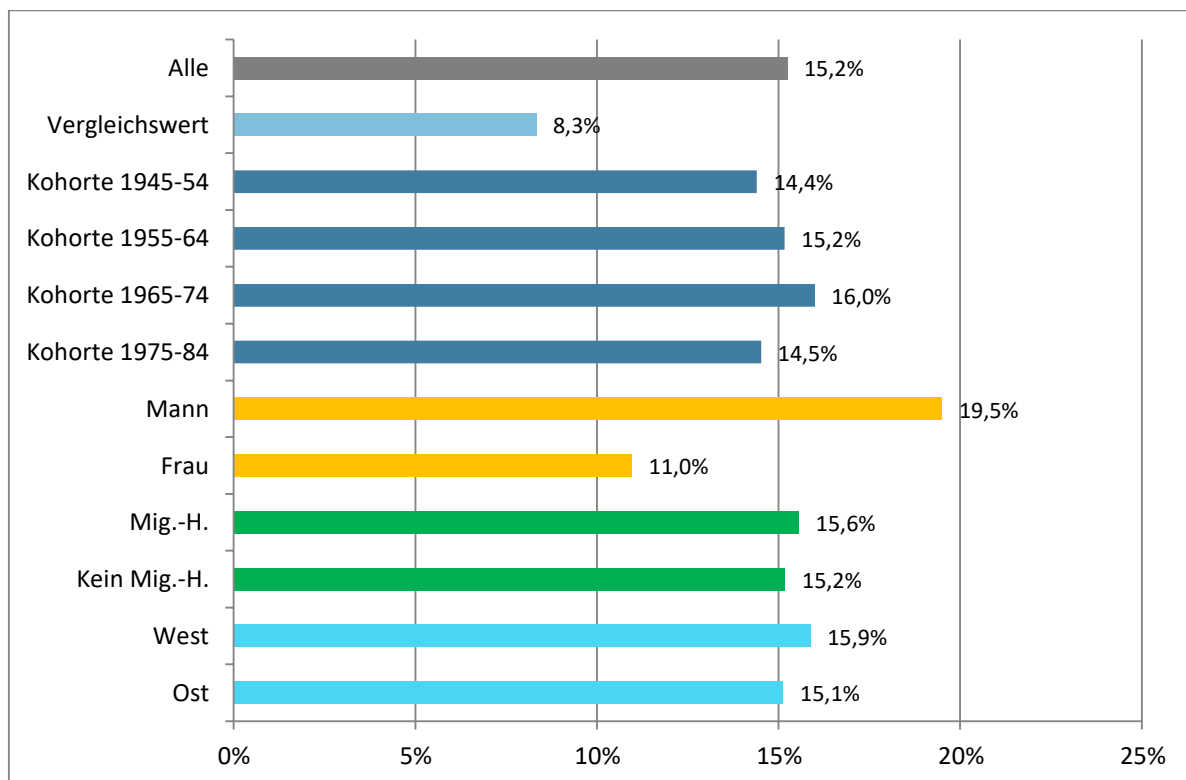
Tabelle 11.1 Direkte Weitergabe des Berufs

	AGR	EMB	QMB	TEC	ING	EDI	QDI	SEMI	PROF	EVB	QVB	MAN
[AGR] Agrarberufe	0,43	0,11	0,13	0,02	0,04	0,08	0,01	0,02	0,01	0,01	0,06	0,06
[EMB] Einf. manuelle Berufe	0,13	0,23	0,32	0,04	0,03	0,13	0,02	0,01	0,01	0,01	0,05	0,03
[QMB] Qual. man. Berufe	0,12	0,19	0,37	0,03	0,03	0,11	0,03	0,02	0,01	0,02	0,04	0,02
[TEC] Techniker	0,08	0,14	0,32	0,06	0,07	0,09	0,04	0,02	0,02	0,03	0,07	0,05
[ING] Ingenieure	0,05	0,07	0,23	0,06	0,14	0,05	0,02	0,07	0,06	0,01	0,13	0,09
[EDI] Einfache Dienste	0,14	0,18	0,29	0,03	0,04	0,15	0,03	0,01	0,02	0,03	0,05	0,04
[QDI] Qualifizierte Dienste	0,07	0,12	0,27	0,05	0,07	0,10	0,06	0,05	0,04	0,03	0,09	0,05
[SEMI] Semiprofessionen	0,06	0,11	0,24	0,04	0,08	0,07	0,03	0,07	0,06	0,03	0,13	0,07
[PROF] Professionen	0,04	0,06	0,17	0,04	0,13	0,03	0,03	0,10	0,16	0,03	0,10	0,13
[EVB] Einf. Verw.-Berufe	0,09	0,17	0,30	0,04	0,06	0,11	0,03	0,02	0,01	0,04	0,09	0,05
[QVB] Qual. Verw.-Berufe	0,07	0,12	0,28	0,05	0,07	0,09	0,03	0,04	0,02	0,03	0,13	0,06
[MAN] Manager	0,04	0,09	0,26	0,06	0,09	0,09	0,04	0,04	0,04	0,02	0,12	0,12

Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen.

Im Anhang wird diese Tabelle nach Kohorten und Untergruppen differenziert (Tabellen A.11.2 bis A.11.11). Da diese Tabellen viel Information erhalten, ist es sinnvoll, einfache Maßzahlen zu verwenden. Ein besonders einfaches Maß ist das M-Mobilitätsmaß, das den Anteil der Population darstellt, die nicht den Vaterberuf ergreift, also abseits der Hauptdiagonalen der Übergangsmatrix zu finden sind (Altham und Ferrie 2007). Abbildung 11.1 zeigt den Anteil der beruflich Immobilen, also 1-M, für die Teilgruppen und Kohorten. Würde die Berufswahl zufällig getroffen, würde im Erwartungswert ein Zwölftel der Personen (8,3 %) im selben Beruf beobachtet werden wie der Vater. Die Abbildung zeigt, dass mit ca. 15 % deutlich mehr Personen aus der Kindergeneration denselben Beruf ergreifen wie der Vater als bei zufälliger Berufswahl. Dabei zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern: Wegen der geschlechtsspezifischen Berufswahl ist die Weitergabe zwischen Vätern und Söhnen weitaus stärker ausgeprägt als zwischen Vätern und Töchtern. Ansonsten bestehen nur geringe Unterschiede zwischen den Teilpopulationen. In Ostdeutschland ist die direkte Folge im Beruf zwischen Vätern und Kindern etwas seltener als in Westdeutschland. Hinsichtlich der Kohorten bestehen gewisse Unterschiede. Zwischen den Kohorten 1945-54 und 1965-74 nimmt der Anteil der Personen, die den gleichen Beruf ergreifen wie ihre Väter, von 14,4 % auf 16,0 % zu. In der Kohorte 1975-84 beträgt er dann wieder 14,5 %. Über den Gesamtzeitraum bestehen also nur relativ geringe Änderungen.

Abbildung 11.1 Direkte Weitergabe des Berufs (Anteile auf der Hauptdiagonalen)



Erläuterung: Der Vergleichswert ist der Wert, der sich bei zufälliger Berufswahl ergeben würden. Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen.

Da das M-Maß nur die direkte Weitergabe im selben Beruf erfasst, nicht aber z. B. systematische Verschiebungen von bestimmten Berufen zu anderen, werden die Kohortenunterschiede zusätzlich mit Hilfe der Altham-Statistik untersucht (vgl. Altham und Ferrie 2007). Diese vergleicht die Gesamtheit zweier Übergangsmatrizen miteinander und hat daher gegenüber dem M-Maß zum einen den Vorteil, nicht nur auf die direkte Abfolge beschränkt zu sein. Beispielsweise könnte es bestimmte Muster zwischen „ähnlichen“ Berufen geben, die sich verstärken oder abschwächen. Zum anderen wird sie nicht von den Randwahrscheinlichkeiten der Berufswahl beeinflusst, die sich über die Zeit ebenfalls ändern können. Sie hält die Verteilung der Berufe zwischen zwei Zeitpunkten (Kohorten) damit konstant.

Tabelle 11.2 zeigt die Altham-Statistik für die vier berücksichtigten Kohorten. Die Tabelle enthält in der letzten Spalte die Teststatistik $D(P,I)$, die ein Maß dafür ist, wie unterschiedlich die beobachtete Übergangsmatrix von einer Matrix ist, in der Zeilen und Spalten unabhängig voneinander sind. In den Spalten davor ist das Maß $D(P,Q)$ abgetragen, das die Unterschiedlichkeit der Übergangsmatrizen zwischen zwei Zeitpunkten anzeigt. Neben den Maßen $D(P,I)$ und $D(P,Q)$ lassen sich auch solche Maßzahlen berechnen, die die Hauptdiagonale (also die direkte Weitergabe des Berufs) nicht berücksichtigen; diese sind das Gegenbild zum M-Maß aus Abbildung 11.1.

Tabelle 11.2 Altham-Statistik zur intergenerationalen Weitergabe von Berufen

	Kohorte 1955- 65 D(P,Q) D ⁱ (P,Q)	Kohorte 1965- 74 D(P,Q) D ⁱ (P,Q)	Kohorte 1975- 84 D(P,Q) D ⁱ (P,Q)	Kohorte einzeln D(P,I) D ⁱ (P,I)
Kohorte 1945-54	130,8** 127,7**	145,1** 143,0**	138,0** 132,7***	149,1*** 125,1***
Kohorte 1955-65		145,6*** 140,9***	140,7** 136,7**	158,0*** 136,3***
Kohorte 1965-74			138,3*** 131,8***	165,5*** 142,0***
Kohorte 1975-84				158,3*** 140,3***

Erläuterung: Die jeweils obere Zahl ist die Altham-Statistik für den Zusammenhang in der gesamten Matrix, die untere nur für die Elemente abseits der Hauptdiagonalen. ***, ** zeigen statistische Signifikanz auf dem 1%- bzw. 5%-Niveau an. Ein Lesebeispiel: Der Wert der Teststatistik $D(P,I)$ für die gesamte Matrix und die Kohorte 1945-55 von 149,1 besagt, dass die Nullhypothese, dass der Zusammenhang der Berufe zwischen Vater- und Kindergeneration zufällig ist, zum 1%-Niveau verworfen werden kann. Der Wert der $D(P,Q)$ -Teststatistik von 130,8 in der ersten Spalte besagt, dass der Zusammenhang in der Kohorte 1955-65 signifikant (zum 5%-Niveau) stärker ist als in der Kohorte 1945-54. Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen.

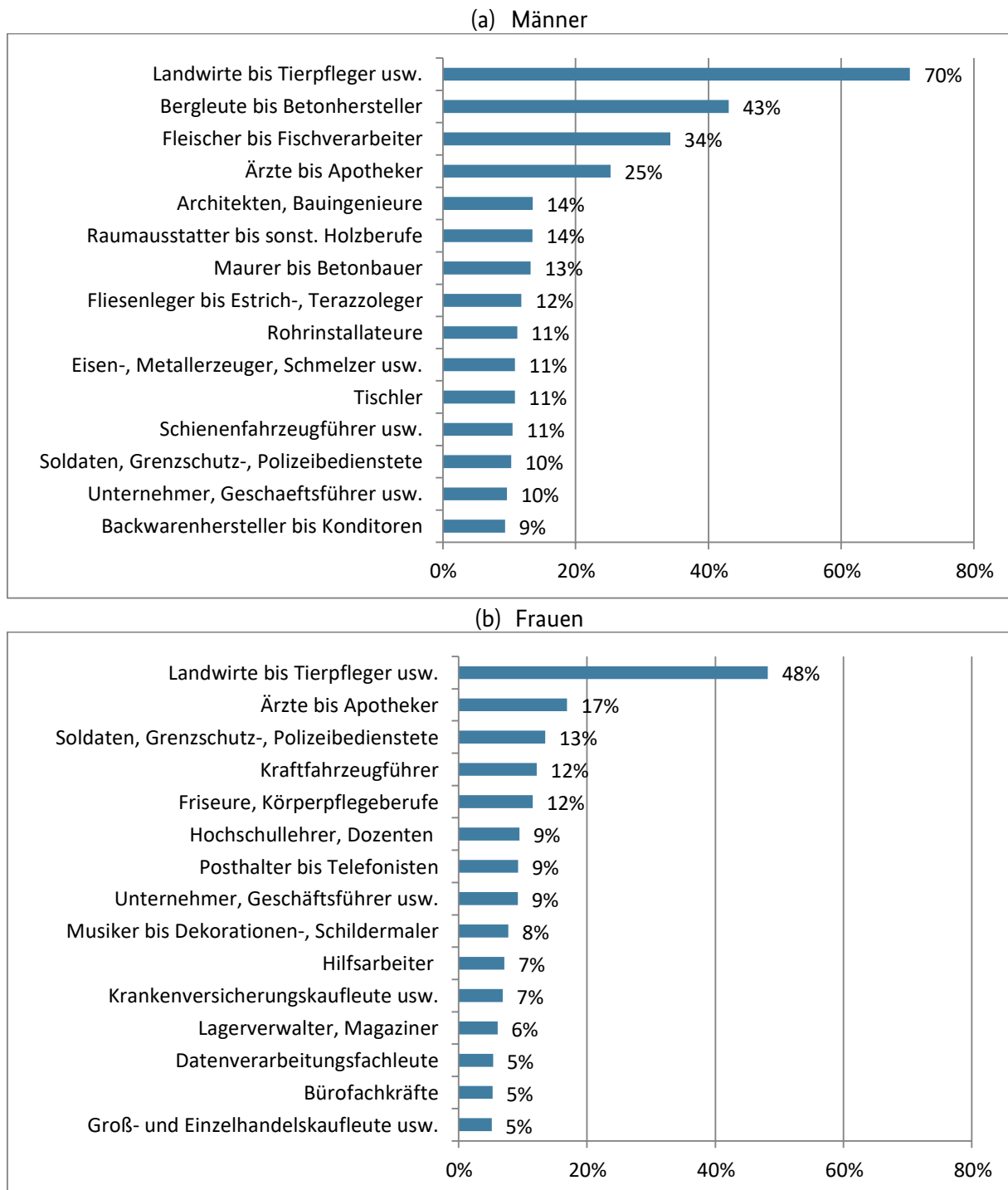
Die statistische Signifikanz wird in der Tabelle durch Symbole dargestellt. Die Nullhypothesen sind jeweils, dass die Übergangsmatrix P mit der Einheitsmatrix I identisch ist, so dass keine systematischen Beziehungen zwischen den Berufen von Vätern und Kindern bestehen, und dass die Übergangsmatrizen zweier Kohorten identisch sind, so dass keine Unterschiede in der Mobilität zwischen diesen Kohorten bestehen. Wie zu erwarten ist, wird die Nullhypothese, dass kein Zusammenhang zwischen Vätern und Kindern besteht, für alle Kohorten zurückgewiesen. Der Zusammenhang $D(P,I)$ nimmt mit den Kohorten zu: Am schwächsten ist er in der Kohorte 1945-54, am stärksten in der Kohorte 1965-74. Danach ist ein leichter Rückgang festzustellen. Dies entspricht grundsätzlich dem M -Maß aus Abbildung 11.1. Allerdings ist der Rückgang in der jüngsten Kohorte deutlich weniger stark ausgeprägt. Das zeigt sich sogar noch stärker, wenn der Beitrag der direkten Weitergabe aus den Ergebnissen herausgerechnet wird.

Tabelle 11.2 zeigt, dass alle zeitlichen Unterschiede zwischen zwei Kohorten statistisch signifikant sind. Bei allen Zusammenhängen in der Übergangsmatrix $D(P, Q)$ ergeben sich signifikante Unterschiede. Zusammenfassend kann man feststellen, dass der intergenerationale Zusammenhang der Berufe über die Geburtskohorten nicht schwächer, sondern eher stärker geworden ist.

Eine feinere Berufsklassifikation ergibt einen Eindruck davon, in welchen Berufen die intergenerationale Weitergabe besonders stark verbreitet ist. Dazu werden die 120 Berufsgruppen, welche auch in der Analyse der Stichprobe der Integrierten Erwerbsbiografien (SIAB) in Kapitel 12 Verwendung finden, zum NEPS zugespielt. In Abbildung 11.2 wird wie in Abbildung 11.1 die direkte Weitergabe für jeden Beruf abgebildet. Die Darstellung beschränkt sich auf die 15 Berufe mit der höchsten Weitergabe. Ausgewiesen wird wieder 1-M, also der Anteil der Kinder in einem Beruf, deren Vater denselben Beruf haben.

Um das geschlechtsspezifische Berufswahlverhalten zu berücksichtigen, wird die Abbildung in der Kindergeneration zwischen Frauen und Männern differenziert. Die Abbildung zeigt, dass es einige Berufe mit extrem starker intergenerationaler Weitergabe gibt: Landwirte und (bei den Männern) Bergleute stehen dabei voran. Bei der Weitergabe von Vätern zu Söhnen sind es zum einen Handwerksberufe und qualifizierte industrielle Berufe, in denen eine hohe Weitergabe vorkommt.

Abbildung 11.2 Berufe mit der häufigsten direkten Weitergabe



Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen

Erläuterung: Berufe mit weniger als 20 Beobachtungen in der Generation der Kinder wurden nicht berücksichtigt.

Eine Erklärung hierfür dürfte der hohe Anteil der Selbständigen sein und der Wunsch, den Familienbetrieb innerhalb der Familie an die nächste Generation zu übergeben. Zum anderen gibt es einige hochqualifizierte Berufe wie Ärzte und Hochschullehrer, in denen der intergenerationale Zusammenhang besonders stark ist. Dies ist auch bei der Weitergabe von Vätern zu Töchtern häufig der Fall. Bei den Ärzten ist der Gesichtspunkt der Betriebsübergabe ebenfalls relevant, hier ist es aber vermutlich,

wie noch stärker bei den Hochschullehrern, der Aspekt der Weitergabe von Humankapital, der besonders relevant ist. Auch die Gruppe der Unternehmer hat eine hohe intergenerationale Weitergabe zu verzeichnen. Die Wahrscheinlichkeit, selbst Unternehmer bzw. Unternehmerin zu sein, wenn der Vater diesen Beruf hatte, ist bei Männern und Frauen nahezu gleich hoch.

Insgesamt zeigt sich, dass das geringere Ausmaß der direkten Weitergabe von Vätern zu Töchtern im Vergleich zu Söhnen zum Teil dadurch erklärt, dass Berufe mit einer hohen intergenerationalen Übertragung wie z.B. Bergleute oder Handwerksberufe von Frauen seltener gewählt werden.

11.4 Intergenerationale Mobilität des Status und berufliche Arbeitsmarktlage

In diesem Abschnitt wird analysiert, welche Auswirkungen der strukturelle Wandel am Arbeitsmarkt auf die individuellen Chancen am Arbeitsmarkt hat, wenn die Weitergabe von Berufen zwischen den Generationen berücksichtigt wird. Konkret wird analysiert, welche Folgen es hat, wenn der eigene Vater in einem wachsenden oder schrumpfenden Beruf tätig ist bzw. war. Wenn der Vater z. B. in einem schrumpfenden und im Extremfall in einem aussterbenden Beruf tätig war oder ist, können berufliche Kenntnisse und Erfahrungen, Netzwerke oder möglicherweise auch genetische Veranlagungen für bestimmte Berufe in geringem Umfang weitergegeben werden, so dass die Kinder nur den „zweitbesten“ Beruf ergreifen können. Spiegelbildlich dazu sind die möglichen Vorteile, die sich ergeben, wenn die Zahl der beruflichen Positionen, die für die Weitergabe relevant ist, zunimmt. Die Darstellung verlangt mehrere Schritte. Zunächst werden die Ergebnisvariablen definiert, in denen sich die Vor- und Nachteile ausdrücken (Abschnitt 11.4.1). Daraufhin wird erläutert, wie der Strukturwandel über das Wachstum von Berufen definiert wird (Abschnitt 11.4.2) und wie das Wachstum des Vaterberufs definiert ist (Abschnitt 11.4.3). Abschnitt 11.4.4 enthält die Ergebnisse.

11.4.1 Beruflicher Status

Als Ergebnisvariable der individuellen Arbeitsmarktlage wird der berufliche Status verwendet. Es gibt mehrere international anerkannte und häufig verwendete Skalen hierfür. In dieser Analyse wird der berufliche Status durch die ISEI-Skala gemessen. Die ISEI-Skala ordnet die Berufe durch ein statistisches Verfahren einer Skala von 0 bis 100 zu; besetzt sind dabei die Skalenwerte von 16 (Arbeit in der Landwirtschaft, Reinigungskräfte) bis 90 (Richter). Zur Gewinnung der Skala werden Informationen über die Bildung der Berufsangehörigen und ihr Arbeitseinkommen kombiniert. Im Vergleich mit dem EGP-Schema ist die Konstruktion der ISEI-Skala in höherem Maße datengetrieben, während in die EGP-Klassifizierung a priori-Überlegungen stärker einfließen. Beide Skalen sind konzeptionell unterschiedlich zu Prestige-Skalen, die das in der Gesellschaft vorherrschende Ansehen bestimmter Berufe messen (beispielsweise die SIOPS-Skala).

Da die ISEI-Skala kontinuierlich ist, kann der Zusammenhang zwischen dem Status des Vaters und dem eigenen Status durch den einfachen Korrelationskoeffizienten ausgedrückt werden. Tabelle 11.3 zeigt, dass die Korrelation für Männer stärker ist als für Frauen und insbesondere für Männer in der Abfolge der Geburtskohorten zunimmt (vgl. Kapitel 2 für ähnliche Befunde).

Tabelle 11.3 Korrelation zwischen eigenem Status und Status des Vaters

Geburtskohorte	Frauen	Männer
1945-54	0,32	0,32
1955-64	0,27	0,33
1965-74	0,32	0,37
1975-84	0,37	0,41
Insgesamt	0,32	0,35

Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen

11.4.2 Struktureller Wandel und Wachstum von Berufen

Der strukturelle Wandel wird in diesem und dem folgenden Kapitel durch die langfristige Änderung der Anzahl der Berufsangehörigen gemessen. Die notwendigen Informationen zum Wachstum von Berufen werden mit Hilfe des *Regionalfile* der Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien 1975-2014 (SIAB-R 7514) gemessen. Der Datensatz stellt die faktisch anonymisierte Version der Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien (SIAB) dar und steht dem IAW als Scientific Use File (SUF) zur Verfügung.³⁹ Die SIAB ist eine 2%-Stichprobe aus der Grundgesamtheit der Integrierten Erwerbsbiografien (IEB) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) und umfasst unter anderem durch die Beschäftigtenhistorik (BeH) alle sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Deutschland ab 1975.⁴⁰ Eine genaue Beschreibung der Datenquelle erfolgt in Ganzer et al. (2017).⁴¹

Um Informationen über die Entwicklung der Zahl der Berufsangehörigen zu gewinnen, wird die Anzahl der Beschäftigten im jeweiligen Beruf zu jährlichen Zeitpunkten gemessen und die Veränderungen für unterschiedliche Zeiträume errechnet.⁴² Für die Berechnung der Wachstumsmaße werden die Anteile der Berufsangehörigen an allen Beschäftigten berechnet. Die zeitliche Entwicklung dieser Anteile ist exemplarisch für einige Berufe in Abbildung 11.3 dargestellt. In einigen Berufen kommt es, beispielsweise aufgrund von Änderungen in der Klassifikation der Berufe oder aufgrund von Datenfehlern, zu Sprüngen und Unstetigkeiten in den Zeitreihen. Diese werden durch eine Ausreißer-Korrektur geglättet. Hierzu wird zunächst die durchschnittliche absolute Änderung in der Anzahl der Personen pro Jahr und Beruf berechnet. Ist die tatsächliche Änderung größer als das 97,5%-Perzentil einer Zeitreihe, wird dieser Datenpunkt durch die durchschnittliche Änderungen ersetzt.⁴³ Die auf diese Weise korrigierten Zeitreihen sind ebenfalls in Abbildung 11.3 exemplarisch dargestellt (rote Linien).

Wie in Abbildung 11.3 zu sehen ist, unterscheidet sich die Entwicklung der Beschäftigung zwischen den betrachteten Berufen teilweise deutlich. Die Berufsgruppe der „Stauer, Möbelpacker bis Lager- und Transportarbeiter“ entwickelte sich im Zeitablauf bis zum Ende der 1990er Jahre eher schwach. Dann zog das Beschäftigungswachstum an, was beispielsweise mit dem stärkeren Versandhandel

³⁹ Das Regionalfile enthält dabei eine vergleichsweise tiefe regionale Gliederung, jedoch aus datenschutzrechtlichen Gründen lediglich ein eingeschränkteres Merkmalspektrum auf Personen- bzw. Betriebsebene, beispielsweise relativ grobe Berufs- oder Wirtschaftszweigklassifikationen.

⁴⁰ Die BeH enthält ab 1999 auch die geringfügig Beschäftigten in Deutschland.

⁴¹ Eine Beschreibung der originären schwach anonymisierten Version SIAB 7514 erfolgt in Antoni et al. (2016).

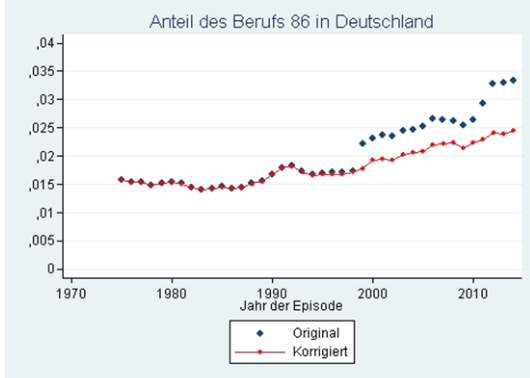
⁴² Eine alternative Vorgehensweise wählen beispielsweise in Edin et al. (2019), welche die geschätzten Beschäftigungsentwicklungen aus den 1980er Jahren in den USA mit denen tatsächlichen in Schweden vergleichen. Auf diese Weise sollen *unvorhergesehene* Arbeitsnachfragerückgänge betrachtet werden.

⁴³ Die Korrektur erfolgt bei den Zeitreihen ab 1975, wenn die absolute Änderung größer als 2,8-mal so groß wie die durchschnittliche Änderung ist. Die Änderung erfolgt bei den Zeitreihen ab 1992, wenn die absolute Änderung größer als zweimal so groß wie die durchschnittliche Änderung ist. Ausnahmen bilden hierbei jedoch die Jahre 1991 bis 1994, wo aufgrund der vorhandenen Transformations- und Wanderungsprozesse große Änderungen erlaubt sind.

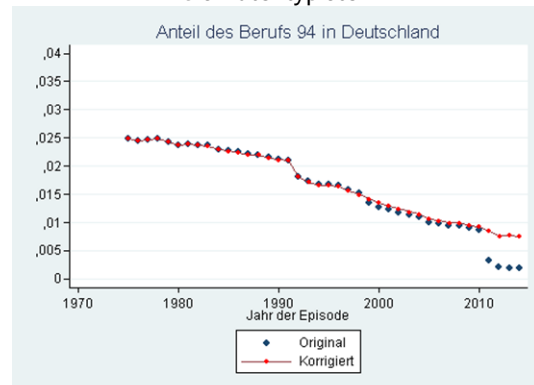
über das Internet oder einer höheren Mobilität in der Bevölkerung erklärt werden kann. Demgegenüber ist die Anzahl der „Stenographen, Stenotypisten, Maschinenschreiber bis Datentypisten“ im Zeitablauf stark gesunken, insbesondere nach Ende der 1990er Jahre. Computer machen ihre Arbeit zunehmend überflüssig. „Betriebsschlosser, Reparaturschlosser bis Stahlbauschlosser, Eisenschiffbauer“ sind vom Strukturwandel zu Dienstleistungstätigkeiten stark betroffen. Diese Tätigkeiten werden zunehmend automatisiert oder, wie der Eisenschiffbauer, in Entwicklungsländern mit günstigeren Lohnkosten durchgeführt. Im Gegenteil dazu steht der Beruf der „Kindergärtner und Kinderpfleger“. Bedingt durch die Zunahme der Betreuung außer Haus steigt das Beschäftigungswachstum seit den 1990ern und insbesondere in den letzten Jahren nach 2010 stark an.

Abbildung 11.3 Exemplarische Beschäftigungsentwicklung ausgewählter Berufe

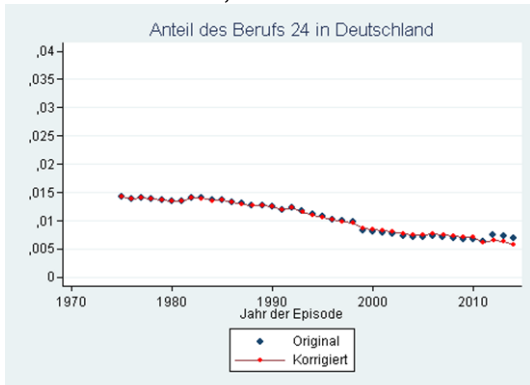
Stauer, Möbelpacker bis Lager-, Transportarbeiter



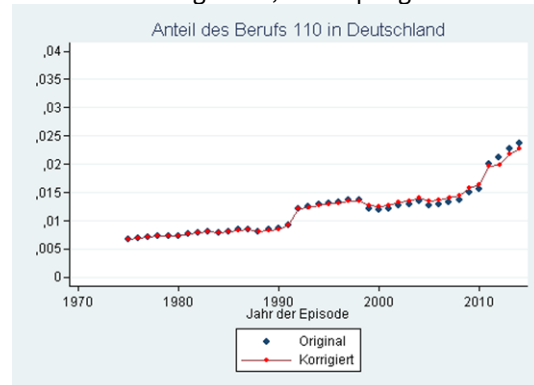
Stenographen, Stenotypisten, Maschinenschreiber bis Datentypisten



Betriebsschlosser, Reparaturschlosser bis Stahlbauschlosser, Eisenschiffbauer



Kindergärtner, Kinderpfleger



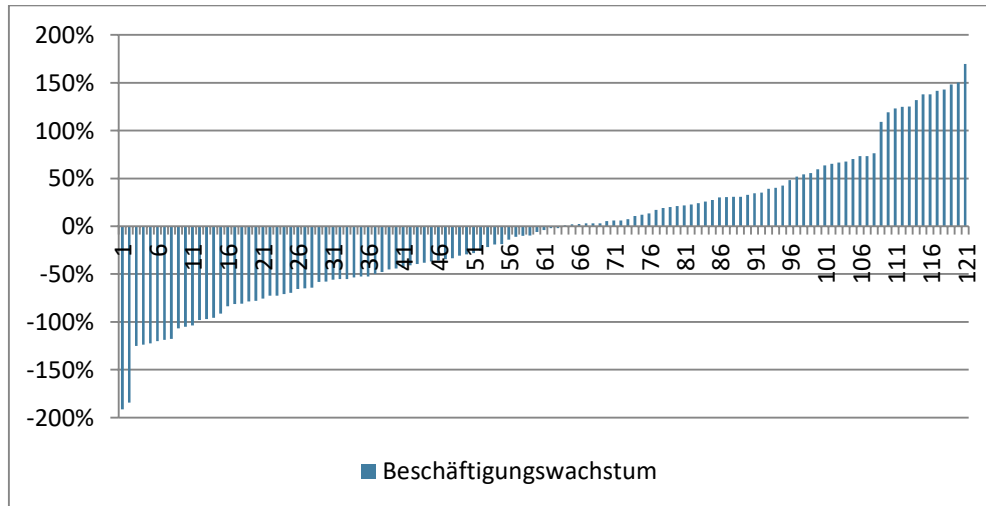
Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Dargestellt sind die relativen Anteile eines Berufs an der Gesamtbeschäftigung (nur SV-Beschäftigte) in Westdeutschland. Blaue Punkte: Originalwerte; rote Linie: geglättete Werte, wenn in einzelnen Jahren durch Umklassifizierungen oder Datenfehler unerwartet große Veränderungen auftreten. Zur Klassifikation der Berufe siehe Ganzer et al. (2017), Tabelle A6 und A7.

Abbildung 11.4 stellt die Verteilung der Wachstumsraten über die 120 Berufe grafisch dar. Die Wachstumsraten wurden dabei berechnet, indem die Differenz in den Anteilen zu Beginn und Ende der Zeitreihe durch den durchschnittlichen Anteil geteilt wurde, so dass die relative Änderung über den gesamten Zeitraum zu sehen ist. Danach gibt es etwas mehr schrumpfende (63) als wachsende (57) Berufe. Zudem ist die Verteilung nicht symmetrisch und nicht annähernd stetig. So gibt es beispielsweise 13 Berufe, die sich durch ein sehr stark positives Beschäftigungswachstum abheben, während zwei Berufe ein sehr stark negatives Wachstum aufweisen. Genau die Hälfte der Berufe (60)

wächst oder schrumpft relativ schwach (Wachstumsrate zwischen -50 % und +50 %). Etwa ein Drittel der Berufe (37) schrumpft relativ stark (<-50 %), während nur etwa ein Viertel (25) der Berufe stark wächst (>+50 %).

Abbildung 11.4 Verteilung der Wachstumsraten der Berufe, Westdeutschland 1975-2014



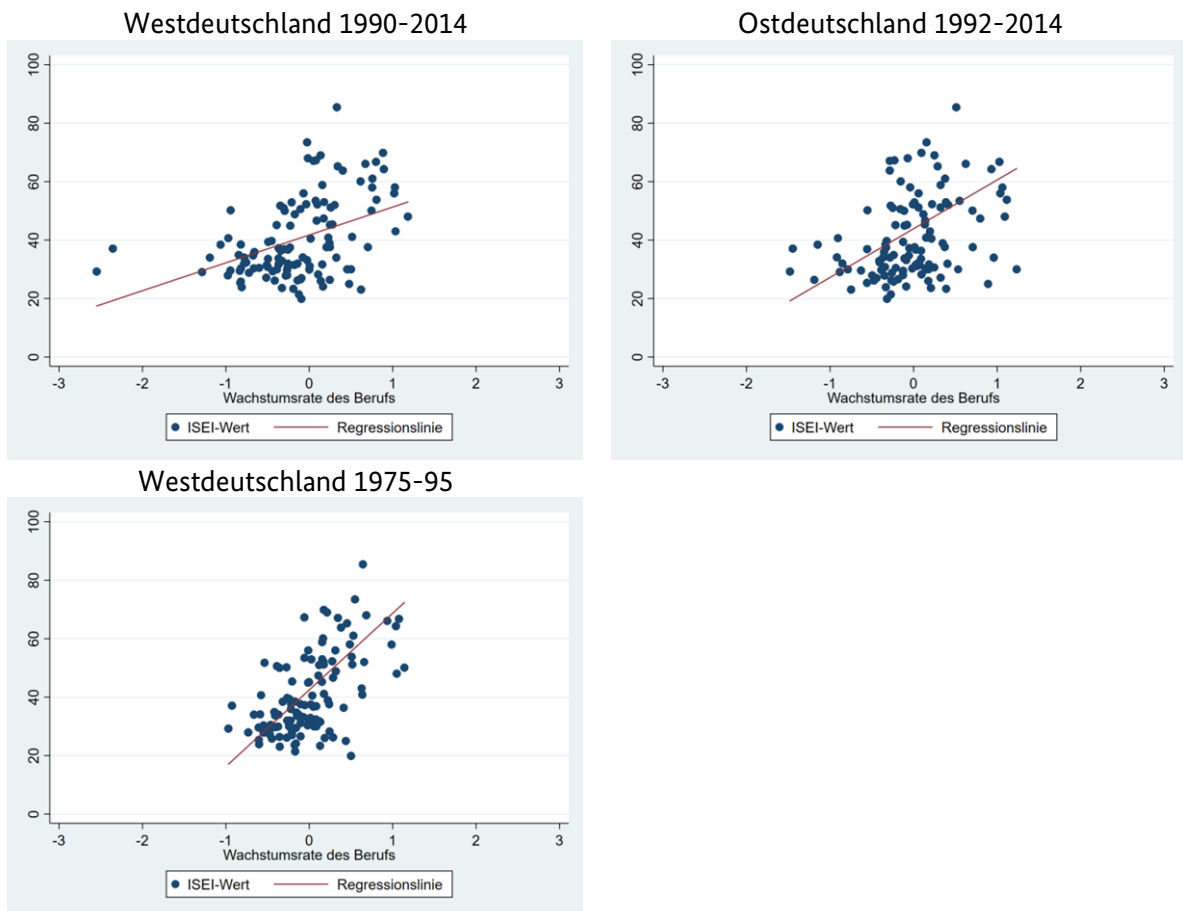
Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Dargestellt ist das Beschäftigungswachstum der einzelnen Berufe in Westdeutschland 1975 bis 2014, sortiert vom kleinsten zum größten. Die Wachstumsraten sind berechnet als mit dem Durchschnitt normierte Differenz.

Einen Überblick über diese Entwicklungen liefert Tabelle A.11.12. Dort sind für alle Berufe die Wachstumsraten für Westdeutschland von 1975 bis 2014, für Westdeutschland von 1992 bis 2014 und für Ostdeutschland von 1992 bis 2014 verzeichnet. Zusätzlich ist der durchschnittliche Anteil des Berufs im Jahr 1992 verzeichnet, damit eine Einschätzung über die Wichtigkeit des jeweiligen Berufs vorgenommen werden kann. Die jeweils 30 am stärksten wachsenden und schrumpfenden Berufe sind farblich markiert. Es fällt auf, dass diese beiden Gruppen sich zwischen den drei Zeitreihen kaum unterscheiden. Im Weiteren wird daher die lange Zeitreihe für Westdeutschland ab 1975 verwendet um die Beschäftigung auf Berufsebene darzustellen.

Abbildung 11.5 zeigt für zwei Teilzeiträume (1975 bis 1995 sowie 1990 bis 2014, für Ostdeutschland stehen Daten erst ab 1992 zur Verfügung), dass es zwischen dem beruflichen Status und dem Wachstum des Berufs eine negative Beziehung gibt: Berufe mit geringem Status sind häufig geschrumpft, Berufe mit hohem Status eher gewachsen. Der Zusammenhang ist für Westdeutschland und den Zeitraum 1975 bis 1995 stärker als für Ost- oder Westdeutschland und spätere Jahre. Die beobachtete Entwicklung ist konsistent mit Ergebnissen, wonach der Strukturwandel vor allem im Bereich niedrigqualifizierter Arbeit Beschäftigung verdrängt und dafür neue Beschäftigung bei höher Qualifizierten geschaffen hat.

Abbildung 11.5 Wachstum von Berufen und beruflicher Status



Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen

Erläuterung: Die Darstellung zeigt auf der x-Achse das Wachstum des Berufs über den jeweiligen Zeitraum und auf der y-Achse den durchschnittlichen ISEI-Wert der Angehörigen des jeweiligen Berufs in der Vatergeneration

Dabei gibt es jedoch eine hohe Streuung um die in die Grafik jeweils eingezeichnete Regressionslinie. Unter den 120 unterschiedlichen SIAB-Berufen gibt es Berufe mit hohem Status, die erheblich abgenommen haben (z. B. Industriemeister und -meisterinnen), aber auch solche mit niedrigem Status, die zugenommen haben (z. B. Werkschutzleute, Bürohilfskräfte oder Helfer bzw. Helferinnen in der Krankenpflege).

11.4.3 Wachstum des Vaterberufs

Die Informationen zum Berufswachstum werden im Folgenden auf die Generation der Väter bezogen. Dabei stellt sich die Frage der zeitlichen Zuordnung von Zeiträumen, über den die berufliche Entwicklung gemessen wird, und den Geburtskohorten der Kinder. Insgesamt stehen Informationen zum Wachstum der Berufe über den Zeitraum 1975 bis 2014 (Westdeutschland) sowie 1991 bis 2014 (Ostdeutschland) zur Verfügung. Nicht für alle Personen der Startkohorte 6 ist jedoch dieser Zeitraum für die eigene berufliche Entwicklung relevant.

Der Vaterberuf hat nach der Studie von Aina und Nicoletti (2018) potenziell eine Wirkung bei der Berufswahl, während der Ausbildungs- bzw. Praxisphasen in der Ausbildung und bei der beruflichen Etablierung. Aber auch bereits vor der Berufswahlphase könnte das Erreichen des Vaterberufs ein Ziel sein, durch das Bildungsanreize auch in Bezug auf die schulische Bildung entstehen. Daher ist das

Wachstum oder die Schrumpfung des Vaterberufs in diesen Lebensphasen relevant. Wenn man wie im Kapitel 3 davon ausgeht, dass die Berufsmaturität im Alter von 35 Jahren erreicht ist, wird die Entwicklung des Vaterberufs also ca. im Alter von fünf bis 35 Jahren relevant – für eine 1970 geborene Person also zwischen 1975 und 2005.

Tabelle 11.4 zeigt die Zuordnung der zeitlichen Entwicklung des Vaterberufs und dem Geburtsjahr des Kindes. Für die Geburtsjahrgänge von 1945 bis 1957 wird auf eine Zuordnung verzichtet, da die Entwicklung des Vaterberufs über den größten Teil des relevanten Zeitraums nicht gemessen werden kann. An den Rändern des Spektrums der berücksichtigten Geburtsjahrgänge ist der Zeitraum für die Entwicklung des Vaterberufs geringer; dies gilt insbesondere für Ostdeutschland.

Tabelle 11.4 Zeitraum der Entwicklung des Vaterberufs und Geburtsjahr des Kindes

Geburtsjahrgänge Kinder	Berücksichtigte Entwicklung des Vaterberufs	
	Westdeutschland	Westdeutschland
1958 bis 1962	1975 bis 1995	
1963 bis 1967	1975 bis 2000	
1968 bis 1972	1975 bis 2005	1992 bis 2005
1973 bis 1977	1980 bis 2010	1992 bis 2010
1978 bis 1982	1985 bis 2014	1992 bis 2014
1983 bis 1984	1990 bis 2014	1992 bis 2014

Quelle: Eigene Darstellung.

11.4.4 Ergebnisse der Analysen

In diesem Abschnitt wird der berufliche Status der Befragungspersonen in der NEPS-SC-6, also der Kinder, mit Hilfe einer Regressionsanalyse auf denjenigen des Vaters zurückgeführt. Zusätzlich wird das Wachstum des Vaterberufs als unabhängige Variable eingeschlossen, um zu prüfen, welcher Einfluss von der Entwicklung des Vaterberufs auf den Status der Kinder ausgeht.

Neben dem Wachstum des Vaterberufs werden die folgenden Kontrollvariablen im Schätzansatz berücksichtigt, um für familiäre Konstellationen und sonstige Sachverhalte zu korrigieren, die der Berufswahl vorausgehen:

- Familienkonstellation in der Elterngeneration: beide Eltern im Haushalt versus Alleinerziehendenhaushalte
- Anzahl der Geschwister (keines, eines, mehr als eines)
- Alter der Eltern bei Geburt: Vater jünger oder älter als 29 Jahre, Mutter jünger oder älter als 27 Jahre
- Soziodemografische Gruppen: Männer und Frauen, Personen mit und ohne Migrationshintergrund
- Herkunft aus Ost- und Westdeutschland
- Zehn-Jahres-Geburtskohorten.

Spalte (1) aus Tabelle 11.5 zeigt lineare Ergebnisse mit dem ISEI-Wert der Zielperson als abhängiger Variable. Die Ergebnisse zeigen, dass der eigene Status um gut ein Drittel eines Punktes steigt, wenn der Status des Vaters um einen Punkt steigt. Dies bestätigt die Ergebnisse aus Tabelle 11.3 und zeigt, dass die in der Regressionsanalyse nicht vorgenommene Gewichtung der Daten unerheblich für die Ergebnisse ist.

Tabelle 11.5 Ergebnisse der Regression: alle Befragten

	(1)	(2)	(3)
ISEI-Skalenwert des Vaters	0,37***	0,34***	0,14***
	(28,81)	(15,93)	(7,76)
Wachstum des Vaterberufs		2,46***	0,290
		(3,18)	(0,45)
Eigener CASMIN: 2			11,53***
			(16,09)
Eigener CASMIN: 3			33,40***
			(38,98)
Weitere Kontrollvariablen	ja	ja	ja
Anzahl der Beobachtungen	8.099	3.668	3.616
Korrigiertes R²	12,6	15,2	41,5

Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen.

Erläuterung: ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau. t-Statistiken in Klammern unter den Koeffizienten. Ein Lesebeispiel: Der Koeffizient von 0,37 in der ersten Zeile besagt, dass der eigene ISEI-Skalenwert um 0,37 Punkte höher ausfällt, wenn der Wert des Vaters um einen Punkt erhöht wird. Der Effekt ist statistisch signifikant auf dem 1-%-Niveau.

Zu dieser Basisspezifikation wird das Wachstum des Vaterberufs als weitere erklärende Variable hinzugefügt. Nach den Ergebnissen in Spalte 2 von Tabelle 11.5 hat das Wachstum des Vaterberufs einen signifikanten und positiven Effekt auf den eigenen beruflichen Status. Der Status wird um ca. 2,4 Punkte auf der ISEI-Skala erhöht bzw. vermindert, wenn sich die Anzahl der Berufsangehörigen im Vaterberuf in der eigenen formativen beruflichen Phase verdoppelt bzw. halbiert hat.

Zusätzlich wird die eigene Bildung berücksichtigt. Dadurch lässt sich untersuchen, ob sich der Effekt des Vaterberufs schon in frühen Phasen der Berufsfindung abläuft, insbesondere während des schulischen Bildungserwerbs, oder ob er auch in einer späteren Phase wirksam wird, nämlich wenn die Bildungsergebnisse bereits feststehen. Die Bildung wird durch den auf drei Stufen vergrößerten CASMIN-Indikator berücksichtigt, wie er bereits im Kapitel 3 verwendet wurde.

Die Ergebnisse in Spalte 3 zeigen den wie erwartet engen Zusammenhang zwischen eigenem Bildungsstatus und späterem Erwerbsstatus. Entsprechend stark steigt, gemessen am korrigierten Bestimmtheitsmaß R^2 , der Erklärungsgehalt der Regression. Ferner zeigt sich, dass das Berufswachstum des Vaterberufs keinen signifikanten Einfluss mehr hat, wenn für die Bildung der Kinder kontrolliert wird. Offenbar wird der Effekt des Wachstums des Vaterberufs über den Bildungserwerb vermittelt. So könnte der Ausbildungsanreiz sich verstärken, wenn das Ziel, denselben Beruf wie der Vater zu erreichen, noch attraktiver wird.

Tabelle 11.6 und Tabelle 11.7 differenzieren die Ergebnisse nach Männern und Frauen. Dabei zeigen sich Unterschiede in der Stärke des intergenerationalen Zusammenhangs im beruflichen Status: Dieser ist von Vätern zu Söhnen stärker als von Vätern zu Töchtern. Dies entspricht dem schwächeren Zusammenhang bei der Weitergabe des Berufs bei Töchtern in Abschnitt 11.3. Dagegen hat das Wachstum des Vaterberufs bei Männern und Frauen einen ähnlich großen Einfluss. Ähnlich ist auch, dass der Einfluss über das Bildungsniveau vermittelt ist.

Tabelle 11.6 Ergebnisse der Regression: Frauen

	(1)	(2)	(3)
ISEI-Skalenwert des Vaters	0,33***	0,30***	0,11***
	(19,56)	(10,37)	(4,57)
Wachstum des Vaterberufs		2,53**	0,05
		(2,39)	(0,06)
Eigener CASMIN: 2			11,89***
			(11,56)
Eigener CASMIN: 3			33,11***
			(26,23)
Weitere Kontrollvariablen	ja	ja	ja
Anzahl der Beobachtungen	4.061	1.907	1.883
Korrigiertes R²	0,12	0,13	0,37

Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen.

Erläuterung: ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1%-, 5%- bzw. 10%-Niveau. t-Statistiken in Klammern unter den Koeffizienten. Ein Lesebeispiel: Der Koeffizient von 0,33 in der ersten Zeile besagt, dass der eigene ISEI-Skalenwert um 0,33 Punkte höher ausfällt, wenn der Wert des Vaters um einen Punkt erhöht wird. Der Effekt ist statistisch signifikant auf dem 1%-Niveau.

Tabelle 11.7 Ergebnisse der Regression: Männer

	(1)	(2)	(3)
ISEI-Skalenwert des Vaters	0.40***	0.40***	0.18***
	(21.27)	(12.29)	(6.53)
Wachstum des Vaterberufs		2.14*	0.36
		(1.89)	(0.38)
Eigener CASMIN: 2			11.07***
			(10.95)
Eigener CASMIN: 3			33.45***
			(28.36)
Weitere Kontrollvariablen	ja	ja	ja
Anzahl der Beobachtungen	4.038	1.761	1.733
Korrigiertes R²	0,14	0,18	0,45

Quelle: NEPS SC 6, Eigene Berechnungen.

Erläuterung: ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1%-, 5%- bzw. 10%-Niveau. t-Statistiken in Klammern unter den Koeffizienten. Ein Lesebeispiel: Der Koeffizient von 0,40 in der ersten Zeile besagt, dass der eigene ISEI-Skalenwert um 0,40 Punkte höher ausfällt, wenn der Wert des Vaters um einen Punkt erhöht wird. Der Effekt ist statistisch signifikant auf dem 1%-Niveau.

Die Ergebnisse der vorstehenden Analysen, insbesondere zum Wachstum des Vaterberufs, dürfen keinesfalls unkritisch in einem kausalen Sinn interpretiert werden. Möglicherweise spiegeln sich im Wachstum des Vaterberufs andere Merkmale wider, die einen unabhängigen Einfluss auf den eigenen Berufsstatus haben. So könnte es einen Rückgang insbesondere bei bestimmten manuellen Berufen gegeben haben. Gleichzeitig könnten Kinder von Vätern mit solchen manuellen Berufen – auch gegeben den eigenen beruflichen Status – besondere Probleme beim Bildungserwerb und beim Einstieg in den Beruf haben.

Die Ergebnisse sollten deshalb in einem deskriptiven Sinn interpretiert werden. Sie zeigen, dass in den einbezogenen Geburtskohorten Kinder von Vätern, deren Beruf an Bedeutung gewann, im Durchschnitt einen höheren beruflichen Status erlangten als Kinder von Vätern, deren Beruf an Bedeutung verlor. Der genaue Mechanismus, der diesen Zusammenhang herbeiführt, bedarf künftig noch weiterer Untersuchungen.

11.5 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die Analyse in diesem Kapitel schließt an die Darstellung des intergenerationalen Zusammenhangs im Bildungs- und sozialen Status aus Kapitel 2 und 3 an und erweitert diese um eine berufsbezogene Sichtweise. Sie zeigt, dass die Weitergabe des Berufs von Eltern auf Kinder im Bereich bestimmter Berufe hoch ist. Dazu zählen neben den landwirtschaftlichen insbesondere die manuellen Berufe, und zwar insbesondere die qualifizierten manuellen Berufe. Aber auch bei bestimmten Professionen und anderen qualifizierten Berufen findet man stellenweise eine hohe Weitergabe.

Auf Basis der vorhandenen Daten konnte nur die Weitergabe vom Vater auf die Tochter bzw. den Sohn betrachtet werden. Aufgrund der geschlechtsspezifischen Berufswahl ist die Weitergabe zwischen Vätern und Söhnen deutlich enger als zwischen Vätern und Töchtern.

In der Literatur hat sich gezeigt, dass der wirtschaftliche Strukturwandel die Mobilität bei der Berufswahl deutlich beeinflusst hat. So führte zum Beispiel der langfristige Rückgang der in der Landwirtschaft Beschäftigten teilweise zu einem deutlichen Zugang in der intergenerationalen beruflichen Mobilität. In anderen Ländern fand diese Zunahme der Mobilität dagegen auch in den nicht-landwirtschaftlichen Bereichen statt.

Für Deutschland und die Geburtsjahrgänge von der Mitte der 1940er bis Mitte der 1980er Jahre ist dagegen trotz erheblichen strukturellen Wandels kein Anstieg der intergenerationalen beruflichen Mobilität bzw. keine Verminderung der beruflichen Weitergabe festzustellen. Im Vergleich zur langfristigen Zunahme der sozialen Mobilität beim Bildungs- und beruflichen Status (siehe Kapitel 2) hat also die berufsspezifische Mobilität noch weniger zugenommen. Bis zur Kohorte der Mitte der 1970er Jahre Geborenen steigt der Zusammenhang zwischen eigenem und Vaterberuf sogar – trotz eines über die Kohorten spürbaren Strukturwandels weg von den manuellen Berufen im produzierenden Gewerbe und hin zu interaktiven oder kognitiven Tätigkeiten vorwiegend im Dienstleistungsbereich.

Obwohl Generationenfolgen im selben Beruf insgesamt nicht seltener werden, kann der wirtschaftliche Strukturwandel auf die Weitergabe des Berufs einwirken – z. B. dadurch, dass Kinder von Eltern, deren Berufsbild in der Abnahme begriffen ist, deshalb als zweitbeste Option einen anderen Beruf als die Eltern ergreifen. Dazu wurde untersucht, ob es für Kinder einen Nachteil bedeutet, wenn der Beruf des Vaters an Bedeutung verliert.

Die Regressionsanalysen in diesem Kapitel deuten darauf hin, dass die Option, den Elternberuf zu ergreifen, im Fall des Bedeutungszuwachses an Wert gewinnt und zu zusätzlichen Bildungsanreizen und damit zu einem höheren sozialen Status führen kann. Im Fall des Bedeutungsverlustes entwerten sich die spezifischen Talente, Kenntnisse, Erfahrungen und Netzwerke, die Eltern an die Kinder weitergeben können. Dies kann zu einem geringeren Bildungsniveau und dadurch zu einem geringeren sozialen Status führen. Welche Bedeutung einzelne Wirkmechanismen hierbei haben, müsste allerdings im Rahmen künftiger Forschung noch näher untersucht werden.

12. Arbeitswelt und Mobilität innerhalb des Lebensverlaufs

12.1 Einleitung

Wie entwickeln sich individuelle Erwerbsbiografien, wenn Beschäftigte Berufe ausüben, die sich negativ entwickeln, beispielsweise, wenn sie stark von Strukturwandel, Automation, Verlagerung nach Übersee und anderen Veränderungen betroffen sind und nicht mehr am Arbeitsmarkt nachgefragt werden? Mit dieser Forschungsfrage beschäftigt sich die folgende Analyse. Sie nimmt eine intragenerationaler Perspektive ein, betrachtet also den Einfluss von Änderungen im Erwerbsverlauf (vgl. Kalleberg und Mouw 2018). Es werden Personen untersucht, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten in den Arbeitsmarkt und in unterschiedlich stark nachgefragte Berufe eintreten, und deren weiteres Erwerbsleben beobachtet. Eine Kohortenanalyse unterscheidet danach, ob die festgestellten Effekte sich über die Zeit gewandelt hat, also ob unterschiedliche Kohorten unterschiedlich stark von der beruflichen Nachfrage beeinflusst werden.

Bei diesen Fragestellungen geht es um den Strukturwandel als Auslöser für soziale Auf- und Abstiegsprozesse, bedingt auf individuelle Differenzen in der intragenerationalen Mobilität (Kalleberg und Mouw 2018). Dabei sollen der Arbeitsmarktstatus, die Entgeltentwicklung und die beruflichen Anpassungsprozesse derjenigen nachvollzogen werden, deren Fähigkeiten und Kompetenzen im Strukturwandel knapper oder weniger knapp wurden. Technologische Entwicklungen, die fortschreitende Arbeitsteilung oder eine Änderung in der Konsumneigung bestimmter Waren und Dienstleistungen machen einige Berufe obsolet, während andere stärker gefordert oder sogar neu geschaffen werden. Im ersten Fall können die Angehörigen dieser Berufe nicht mehr im bisherigen Beruf und im gewohnten Umfang auf dem Arbeitsmarkt tätig sein, sondern sind gezwungen, berufliche Veränderungen sowie möglicherweise ein niedrigeres Lohnwachstum oder Arbeitslosigkeit hinzunehmen.

Die Arbeitsnachfrage nach bestimmten Berufen unterliegt einer Vielzahl von Einflussfaktoren. In der ökonomischen Literatur haben bei der Erklärung der Arbeitsnachfrage immer wieder die durch technologischen Fortschritt hervorgerufenen Anpassungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt eine große Rolle gespielt (vgl. z.B. Acemoglu und Restrepo 2019). Um diese Prozesse zu erklären, werden in der Literatur einzelne Wirkungsstränge betrachtet und beispielsweise durch den Anteil der Routinetätigkeiten (Spitz-Oener 2006), das Verdrängungspotenzial durch Automatisierung (Arntz, Gregory und Zierahn 2017), die Digitalisierung (Dengler und Matthes 2015), die Verbreitung von Industrierobotern (Dauth, Findeisen und Südekum 2018) oder den Rückgang der Tarifbindung (Biewen und Seckler 2019) abgebildet.

In der Literatur wurden unterschiedliche langfristige Folgen von Rückgängen oder Schwankungen der Arbeitsnachfrage für die Erwerbsverläufe untersucht. Hierbei wurden jedoch stets individuelle Ursprungsfaktoren in den Mittelpunkt gestellt. Es handelt sich z.B. um die Folgen eines Berufswechsels (Kambourov und Manovskii 2009; Gathmann und Schönberg 2010) oder einer Erwerbsunterbrechung nach einer Entlassung (Jacobson, LaLonde und Sullivan 1993; von Wachter 2010).⁴⁴

Eine ähnliche Analyse wie in diesem Kapitel liefern Edin et al. (2019) für Schweden. Sie untersuchen die individuellen Konsequenzen von unerwarteten Arbeitsnachfragerückgängen für schwedische Ar-

⁴⁴ Zusätzlich zu individuellen Faktoren spielen in der Literatur auch Gleichgewichtseffekte eine Rolle, beispielsweise die Wirkungen von Massenentlassungen auf den lokalen Arbeitsmarkt (siehe bspw. Gathmann, Helm und Schönberg, 2018).

beitnehmerinnen und Arbeitnehmer zwischen 1986 und 2014. Sie kommen zu dem Schluss, dass betroffene Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, insbesondere am unteren Rand der Einkommensverteilung, ca. 2 % bis 5 % ihres Einkommens verlieren, auch weil sie ca. 1 % bis 2 % weniger arbeiten (kumulative Erwerbstage). Diesen Effekt können die Autoren aber nur teilweise mit den Daten erklären: ca. 20 % des Effekts lassen sich durch längere Arbeitslosendauer oder Zeit in Weiterbildungsmaßnahmen erklären. Für eine Untergruppe von älteren Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern lässt sich ca. die Hälfte der kürzeren kumulativen Arbeitszeit durch einen früheren Renteneintritt erklären. Der Effekt ist jedoch nicht durch besonders vom technologischen Wandel betroffene Berufe verursacht.

Durch die Verwendung der Stichprobe der Integrierten Erwerbsbiografien (SIAB) in einer deskriptiven und multivariaten Längsschnittanalyse für den Zeitraum von 1975 bis 2014 wird im Folgenden die Erwerbssituation von sozialversicherungspflichtig beschäftigten Personen in Deutschland analysiert. Dabei wird ein Vergleich zwischen wachsenden und schrumpfenden Berufen gezogen. Die Ergebnisse werden nach Kohorten, Geschlecht und Region differenziert. Um den Einfluss der Entwicklung des Berufs auf mehrere Facetten des individuellen Erwerbslebens betrachten zu können, werden unterschiedliche Ergebnisvariablen verwendet: die Dauer der Erwerbstätigkeit über den Lebensverlauf, die Entlohnung und der Wechsel des Berufs.

Das Vorgehen untergliedert sich dabei in drei Schritte:

- Welches sind die Berufe, die seit 1975 bzw. 1992 am stärksten geschrumpft bzw. gewachsen sind (vgl. Abschnitt **Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.**)?
- Wie haben sich wachsende und schrumpfende Berufe bezüglich Erwerbsbeteiligung, Einkommen und beruflicher Situation (insbesondere Berufswechsel) entwickelt?
- Welchen Einfluss hat die Zunahme oder Abnahme der Zahl der Berufsangehörigen auf den Erwerbsverlauf derer, die ihre Erwerbstätigkeit in einem bestimmten Beruf begonnen haben?

Zur Beantwortung dieser Fragen werden zunächst deskriptive Auswertungen zur Identifizierung der schrumpfenden bzw. wachsenden Berufe über die Zeit sowie zu den Konsequenzen der Zugehörigkeit zu diesen Berufen vorgenommen. In einem zweiten Schritt werden multivariate Analysen zur Erklärung der gefundenen Entwicklungen genutzt.

12.2 Datenbasis

Die Auswertungen zu diesem Abschnitt basieren auf dem Regionalfile der Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien 1975-2014 (SIAB-R 7514). Der Datensatz stellt die faktisch anonymisierte Version der Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien (SIAB) dar und steht dem IAW als Scientific Use File (SUF) zur Verfügung.⁴⁵ Die SIAB ist eine 2 %-Stichprobe aus der Grundgesamtheit der Integrierten Erwerbsbiografien (IEB) des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) und umfasst unter anderem durch die Beschäftigtenhistorik (BeH) alle sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Deutschland ab 1975.⁴⁶ Eine genaue Beschreibung der Datenquelle erfolgt in Ganzer, Schmucker, vom Berge und Wurdack (2017).⁴⁷

⁴⁵ Das Regionalfile enthält dabei eine vergleichsweise tiefe regionale Gliederung, jedoch aus datenschutzrechtlichen Gründen lediglich ein eingeschränkteres Merkmalsspektrum auf Personen- bzw. Betriebsebene, beispielsweise relativ grobe Berufs- oder Wirtschaftszweigklassifikationen.

⁴⁶ Die BeH enthält ab 1999 auch die geringfügig Beschäftigten in Deutschland.

⁴⁷ Eine Beschreibung der originären schwach anonymisierten Version SIAB 7514 erfolgt in Antoni, Ganzer und vom Berge (2016).

Für die vorliegende Auswertung wird zunächst ein Paneldatensatz auf Individualebene erzeugt, welcher aus den teilweise überlappenden, mehrjährigen und unterjährigen Episoden des Originaldatensatzes gebildet wird. Zum Zweck der Untersuchung werden in erster Linie die Erwerbsepisoden aus der BeH verwendet und zwar nur solche, welche über ein positives Einkommen und Informationen zur Berufsklassifikation verfügen. Als zentrale Berufskategorisierung wird die im SIAB-R7514 vorhandene grobe Klassifizierung verwendet, die auch bereits im Kapitel 11 dieser Studie genutzt wurde. Diese Klassifizierung unterscheidet 120 Berufe (ca. 2-Steller, siehe Ganzer et al. 2017). Die Klassifizierung nach Berufen ist hierbei einer nach Tätigkeiten vorzuziehen, da erstere direkt in den Daten vorhanden sind, während letztere über die Berufszugehörigkeit von anderen Datensätzen zunächst zugespielt werden müssten (bspw. BIBB/BAuA Erwerbstätigenbefragung, siehe Hall und Rohrbach-Schmidt 2013).⁴⁸ Bei Existenz mehrerer Episoden pro Jahr wird der häufigste Beruf verwendet oder derjenige, der eher den Vollerwerb darstellt. Bei Vorhandensein von überlappenden Episoden werden zunächst Duplikate, also vollkommen identische Episoden bereinigt. Im Anschluss werden diejenigen Episoden, die länger andauern, ein höheres Tagesentgelt aufweisen und sozialversicherungspflichtig sind als Hauptepisoden zur Identifizierung des Hauptberufs verwendet.⁴⁹ Um die Beschäftigungsentwicklung auf Berufsebene darzustellen, werden alle verbleibenden Beschäftigungsepisoden auf Berufs- und Jahresebene aggregiert.

Die SIAB erfasst alle sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungen ab 1975, allerdings über den vollen Zeitraum nur für Westdeutschland. Da die Beschäftigungsentwicklung in Ostdeutschland erst seit 1991 erfasst wird und dort aufgrund der Transformationsprozesse zunächst signifikant anders verlaufen ist, werden Ost- und Westdeutschland getrennt analysiert.⁵⁰ Ausschlaggebend für die Einteilung in Ost- oder Westdeutschland ist der Arbeitsort der Person, wobei West-Berlinerinnen und West-Berliner nach 1991 zu Ostdeutschland gezählt werden.

Eine wichtige Differenzierung ist, ob verschiedene Geburtskohorten unterschiedlich auf das Wachstum oder das Schrumpfen ihrer Berufe reagieren. Dabei werden nur Personen betrachtet, die ausreichend lange im Datensatz verfolgt werden können. In der SIAB lassen sich Personen zwischen 1975 und 2014 und im Alter zwischen 17 und 62 Jahren beobachten. Hierdurch ergeben sich verschiedene Alters- und Eintrittskohorten, die unterschiedlich lange in den Daten beobachtet werden können. Beispielsweise sind 17-Jährige des Jahrgangs 1958, die 1975 zum ersten Mal beobachtet werden können, im Jahr 2014 maximal 56 Jahre alt, stehen also noch im Erwerbsleben. Frühere Jahrgänge können dagegen nicht von Anfang an beobachtet werden, und spätere Jahrgänge haben einen geringeren Teil ihres Erwerbslebens bereits absolviert. Es ist daher wichtig, die maximal mögliche sowie die tatsächlich beobachtbare Zeit im Erwerbsleben zu berücksichtigen.

⁴⁸ Die Befragung wird gemeinsam vom Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB) und der Bundesanstalt für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin (BAuA) durchgeführt. Eine Zuspiegelung von Task-Klassifikationen auf Berufsebene über andere Datensätze hat außerdem den Nachteil, dass keine Variation der Task-Anteile innerhalb von Berufen transportiert werden kann.

⁴⁹ Insbesondere werden dadurch geringfügige Beschäftigungen im Nebenerwerb nicht betrachtet, sofern diese in einem anderen Beruf sind als der sozialversicherungspflichtige Haupterwerb.

⁵⁰ Im Jahr 1991 werden zwar schon Beschäftigungsepisoden in den neuen Bundesländern erfasst, allerdings nicht vollständig. Daher startet die Zeitreihe für Ostdeutschland erst ab 1992.

Tabelle 12.1 Mittlere maximal beobachtbare und tatsächlich beobachtete Erwerbsdauer (in Jahren) nach Kohorte und Eintrittsalter

Geburtskohorte	Eintrittsalter in das Erwerbsleben				
	17-19 Jahre	20-29 Jahre	30-39 Jahre	40-49 Jahre	50-59 Jahre
1913-1924	-	-	-	-	9 / 7
1925-1934	-	-	-	18 / 14	13 / 9
1935-1944	-	-	28 / 24	23 / 15	12 / 8
1945-1954	38 / 34	34 / 24	24 / 18	24 / 18	-
1955-1964*	38 / 36	38 / 25	34 / 23	-	-
1965-1974*	29 / 27	28 / 22	-	-	-
1975-1984*	18 / 17	20 / 12	-	-	-
1985-1997*	8 / 7	10 / 4	-	-	-

Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Dargestellt sind die Mediane der theoretisch möglichen und tatsächlich vorgefundenen Beobachtungsdauern der einzelnen Personengruppen. Personen werden ab 1975 (Westdeutschland) bzw. 1992 (Ostdeutschland) und bis 2014 und zwischen 17 und 62 Jahren beobachtet. * Diese Jahrgänge können ab frühestmöglichem Erwerbseintritt beobachtet werden. Nicht dargestellt sind Kombinationen, die nicht oder nur für sehr wenige Personen enthalten. Hellblau und hellgrün hinterlegte Zellen sind solche mit ähnlich langer Beobachtungsdauer (auf zehn Jahre gerundet).

Tabelle 12.1 gibt einen Überblick über die unterschiedlichen Kohorten und zeigt, wann Personen in das Erwerbsleben eingetreten sind und wie lange sie maximal und tatsächlich in den Daten beobachtet werden können. Durch die Möglichkeit, Personen ab 1975 (in Westdeutschland) bzw. 1992 (Ostdeutschland) und ab 17 Jahren beobachten zu können, ist der Geburtsjahrgang 1958 (1975) der erste, für welchen Beobachtungen ab seinem frühestmöglichem Erwerbseintritt vorliegen. Alle Jahrgänge davor sind linkszensiert. Da der Datensatz es zulässt, Personen bis 2014 und bis maximal 62 Jahre zu beobachten, ist der Jahrgang 1952 der letzte, für den der Austritt aus dem Erwerbsleben beobachtbar ist. Alle Jahrgänge danach sind rechtszensiert. Relativ gut miteinander vergleichbar sind die jeweils hellblau und hellgrün hinterlegten Zellen. Aus den oben genannten Gründen liegt der Fokus der Analyse auf diesen Personengruppen. Die jeweils ersten beiden und letzten beiden Kohorten sowie alle Personen, die nach dem 40. Lebensjahr ins Erwerbsleben eingetreten sind, werden ausgeschlossen.

Zusätzlich zu den Personen, die theoretisch nur kurz beobachtbar sind, gibt es auch Personengruppen, die tatsächlich nicht beobachtbar sind. Diese haben wenige oder kurze Episoden als sozialversicherungspflichtig Beschäftigte bzw. als registrierte Arbeitslose. Für diese Personengruppen ergibt eine Berechnung der Ergebnisvariablen wenig Sinn. Deshalb werden Personen mit weniger als zehn beobachtbaren Jahren, sowie Personen, die in maximal der Hälfte der theoretisch möglichen Perioden beobachtet werden, ausgeschlossen.⁵¹

12.3 Beschäftigungsentwicklung von Berufen im Zeitablauf

Der strukturelle Wandel wird in diesem wie in dem vorherigen Kapitel durch die langfristige Änderung der Anzahl der Berufsangehörigen gemessen. Die Berechnung der Entwicklung der Arbeitsnachfrage einzelner Berufe über die Zeit erfolgt wie in Abschnitt 11.4.2 dargestellt. Abweichend werden

⁵¹ Eine Alternative wäre die Berechnung der Einkommen bis zu einem Alter von 40 gewesen. Diese Methode wird unter anderem von Seckler (2019) oder Bönke, Corneo und Lüthen (2015) mit dem Argument genutzt, dass ein Großteil der Mobilität von Lebenseinkommen vor dem 40. Lebensjahr geschieht. Hier hätte man jedoch insbesondere die frühen Kohorten (Geburtsjahr vor 1958) nicht nutzen können.

jedoch einige Anpassungen vorgenommen, die mit der unterschiedlichen Datengrundlage des Kapitels begründet sind.

Da die SIAB nur sozialversicherungspflichtige Beschäftigte erfasst, ist die Entwicklung einiger Berufe mit hohen Anteilen an Selbstständigen und Beamten verzerrt wiedergegeben.⁵² Um diese mögliche Verzerrung sichtbar zu machen, werden zusätzliche Analysen mithilfe der Startkohorte 6 (SC-6) des Nationalen Bildungspanel (National Educational Panel Study, NEPS, vgl. Blossfeld et al. 2011) durchgeführt. Dort sind alle Beschäftigten erfasst. Folgende Berufe werden aufgrund der hohen Anteile an Selbstständigen oder Beamten ausgeschlossen:

- 01: Landwirte bis Tierpfleger und verwandte Berufe
- 75: Handelsvertreter, Reisende bis ambulante Händler
- 89: Abgeordnete, Minister, Wahlbeamte bis Verbandsleiter, Funktionäre
- 98: Soldaten, Grenzschutz-, Polizeibedienstete bis Rechtsvollstrecker
- 99: Publizisten bis Bibliothekare, Archivare, Museumsfachleute
- 100: Musiker bis Dekorationen-, Schildermaler
- 101: Künstlerische und zugeordnete Berufe der Bühnen-, Bild-, Tontechnik bis Artisten, Berufssportler, künstlerische Hilfsberufe
- 103: Heilpraktiker bis Masseur, Krankengymnasten und verwandte Berufe
- 111: Hochschullehrer, Dozenten an höheren Fachschulen und Akademien bis Fachschul-, Berufsschul-, Werklehrer
- 112: Lehrer für musische Fächer bis sonstige Lehrer

In diesen Berufen sind ca. 9 % aller Beschäftigten bzw. 5 % aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten der NEPS-SC6.

12.4 Deskriptive Ergebnisse zur individuellen Arbeitsmarktsituation und der beruflichen Arbeitsnachfrage

Dieser Abschnitt beschreibt die Erwerbsverläufe, insbesondere den Arbeitsmarktstatus und die Entgeltentwicklung derjenigen, deren Fähigkeiten und Kompetenzen im Strukturwandel (beispielsweise im Zuge des Wandels hin zu Nicht-Routine-Tätigkeiten) knapper bzw. weniger knapp geworden sind. Der Strukturwandel wird approximiert mit der Beschäftigungsentwicklung des Berufs, den die Personen bei Arbeitsmarkteintritt innehatten (Wachstumsrate des Einstiegsberufs). Für die deskriptiven Analysen werden die Berufe gemäß der Zu- und Abnahme der Anzahl der Berufsangehörigen in zehn Gruppen aufgeteilt. Sodann stellt sich die Frage, ob sich die Erwerbssituation der Personen entlang dieser Verteilung der Wachstumsraten der Einstiegsberufe unterscheidet.

Um unterschiedliche Dimensionen und Anpassungsmechanismen von Individuen auf deren berufliche Arbeitsmarktnachfrage zu untersuchen, werden insgesamt vier mögliche Ergebnisvariablen betrachtet. Zunächst wird die Erwerbsbeteiligung ermittelt. Damit ein Jahr als Erwerbsjahr zählt, muss eine Person für eine Mindestdauer beschäftigt sein und ein Mindest-Tagesentgelt verdienen.⁵³ Zusätzlich zu den Erwerbsjahren wird das Erwerbseinkommen als Ergebnisvariable verwendet. Das

⁵² So führt beispielsweise das Hofsterben dazu, dass es insgesamt weniger Landwirte in Deutschland gibt. Da jedoch insbesondere kleinere Höfe aufhören zu existieren und die verbleibenden Höfe größer werden und tendenziell mehr Angestellte haben, steigt die Anzahl der sozialversicherungspflichtig angestellten Landwirte. Dieser Beruf würde daher in der SIAB-R-7514 nicht als schrumpfender, sondern als wachsender Beruf kategorisiert.

⁵³ Es wird eine Mindestbeschäftigungsdauer von 180 Tagen und ein Mindesttagesentgelt in Höhe der Geringfügigkeitsgrenze angenommen. Nicht berücksichtigt werden Zeiten der Arbeitslosigkeit, da die Entgelte dort nicht konsistent erfasst wurden bzw. erst ab 2005

durchschnittliche Jahreseinkommen wird zunächst als Summe aller positiven Einkünfte aus einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung berechnet, sowie daraus das kumulierte Lebenseinkommen als Summe aller Jahreseinkommen, welche dann eine Kombination aus den Erwerbsjahren und den Jahresentgelten bildet.⁵⁴ Mithilfe einer Indikatorvariable werden berufliche Veränderungen gemessen. Dieser Indikator gibt an, ob die Person immer noch in ihrem Einstiegsberuf arbeitet, also in demjenigen Beruf, den sie in den ersten fünf Jahren ihres Erwerbslebens ausübte. Durch die Aggregation dieses Indikators über das Erwerbsleben der Personen erhält man die Wahrscheinlichkeit bzw. die relative Zeit in anderen, nicht gelernten Berufen.⁵⁵ Personen, die in ihren ursprünglichen Beruf zurückkehren, werden dabei in dieser Zeit nicht mehr als Berufswechsler gezählt. Tabelle 12.2 zeigt einen Überblick über die Fallzahlen und statistischen Momente der Ergebnisvariablen.

Tabelle 12.2 Überblick über die Ergebnisvariablen

Variable	Anzahl der Beobachtungen	Mittelwert	Standardabweichung	Minimum	Maximum
Erwerbsjahre (Jahre)	623.232	21,96	9,22	0	40
Berufswechsel (Anteil)	623.232	0,46	0,37	0	0,98
Jahresentgelt (log)	623.227	20.720	11.239	0	63.495
Lebensentgelt (log)	623.227	556.423	365.789	0	1.820.000

Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Die Ergebnisvariablen sind auf Ebene der Personen gemessen. Die meisten Variablen können für alle Personen beobachtet werden.⁵⁶ Die Personen in der Stichprobe arbeiten im Schnitt 22 Jahre, verbringen ca. 46 % ihrer Erwerbsjahre in einem anderen Beruf als ihrem Einstiegsberuf und verdienen im Schnitt 20.700 Euro im Jahr und 556.000 in ihrem Berufsleben.⁵⁷ Die meisten Analysen werden getrennt für Frauen und Männer sowie für West- und Ostdeutschland dargestellt. Daher zeigt Tabelle A.12.1 im Anhang die Fallzahlen und statistischen Moment für diese Untergruppen.

Abbildung 12.1 stellt die Entwicklung der individuellen Arbeitsmarktlage für Personen dar, deren Einstiegsberufe ein unterschiedliches Beschäftigungswachstum erfahren haben. Die berufliche Entwicklung, genauer die standardisierte Wachstumsrate des Einstiegsberufs der Personen zwischen 1975 und 2014, ist auf der X-Achse ansteigend abgetragen. Stark wachsende Berufe müssten mit einer besseren individuellen Arbeitsmarktlage einhergehen und dementsprechend mit mehr Erwerbsjahren, weniger häufigen Berufswechseln und höheren Einkommen korrelieren. Um die unterschiedliche lange Beobachtungszeit der Personen in der Stichprobe sowie sich über die Zeit ändernde Effekte der

seit der Umstellung auf ALGI/ALGII. Alternative Operationalisierungen sind möglich, wurden getestet, und führten zu keinen qualitativ unterschiedlichen Ergebnissen.

⁵⁴ Jahreseinkommen werden berechnet als Summe der Episodeneinkommen, die wiederum das Produkt aus Tagesentgelt und Episodendauer berechnet werden. In der SIAB sind keine Stundenentgelte vorhanden, da keine genaue Arbeitszeitinformation gegeben ist. Angenommen wird ein Mindesttagesentgelt in Höhe von 9 Euro sowie eine Mindestepisodendauer von 15 Tagen. Alternative Operationalisierungen sind möglich, wurden getestet und führten zu keinen qualitativ unterschiedlichen Ergebnissen.

⁵⁵ Alternativ könnte auch der Beruf im ersten oder in den ersten drei Jahren als Ausgangspunkt benutzt werden. Diese Operationalisierungen führen zu mehr Berufswechseln. Sie wurden getestet und führten zu keinen qualitativ unterschiedlichen Ergebnissen. Als Berufsklassifikation wird die im Datensatz vorhandene große Klassifikation benutzt. Hierdurch entstehen relativ viele Berufswechseln zwischen ähnlichen Berufen (beispielsweise von der Stenotypistin zur Bürokauffrau). Eine Operationalisierung mit einer größeren Berufsklassifikation führt zu weniger Berufswechseln. Sie wurden getestet und führten zu keinen qualitativ unterschiedlichen Ergebnissen.

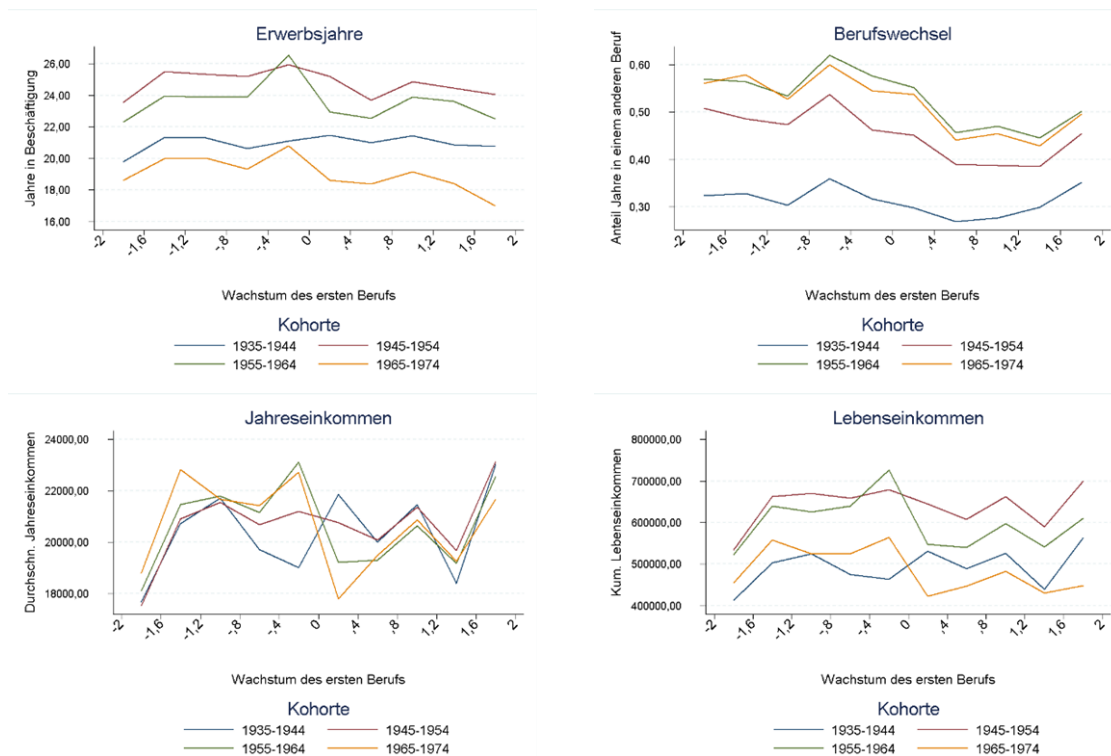
⁵⁶ Die Variable Erwerbsjahre und Berufswechsel können für einige Personen nicht beobachtet werden, die keine Episode mit gefülltem Berufsstatus haben.

⁵⁷ Dies sind nominale Preise und das Lebensentgelt berücksichtigt weder Transferzahlungen noch Einkommen aus nicht-sozialversicherungspflichtiger Tätigkeit.

beruflichen Nachfrage auf das individuelle Erwerbsleben zu kontrollieren, sind die Abbildungen zusätzlich in vier Kohorten aufgeteilt.

In Abbildung 12.1 ist zu sehen, dass für die meisten Ergebnisvariablen kein eindeutiger Zusammenhang zwischen individuellem Erwerbsverlauf und dem Wachstum des Einstiegsberufs besteht. Der Indikator, ob die beobachtete Person im Einstiegsberuf arbeitet oder einen Berufswechsel vollzogen hat, zeigt einen negativen Zusammenhang mit dem Wachstum. Dementsprechend arbeiten Personen in stärker wachsenden Einstiegsberufen häufiger noch immer im Einstiegsberuf. Bei den Erwerbsjahren und dem Einkommen (durchschnittliches Jahreseinkommen oder kumuliertes Lebenseinkommen) sieht man jedoch keinen direkten Zusammenhang mit dem Wachstum des Einstiegsberufs.

Abbildung 12.1 Entwicklung des Erwerbsverlaufs nach Wachstum des Berufs und Geburtskohorten



Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Dargestellt sind die Ergebnisvariablen über alle Berufe hinweg, sortiert nach Beschäftigungswachstum (vgl. Abbildung 11.4). Die 120 Berufe wurden in zehn Kategorien aufsteigend aufgeteilt.

Bezüglich der unterschiedlichen Kohorten sieht man beim durchschnittlichen Jahreseinkommen keinen Unterschied. Bei den Erwerbsjahren schneiden die frühe und späte Kohorte jeweils aufgrund der geringeren potenziellen Beobachtungsdauer schlechter ab, was wahrscheinlich auch auf das kumulierte Lebenseinkommen durchschlägt. Beim Berufswechsel sieht man einen Unterschied zwischen frühen und späten Kohorten. Je später die Personen geboren sind, desto länger arbeiten sie anteilig in einem anderen als dem Anfangsberuf.

Die deskriptiven Analysen wurden auch getrennt nach Geschlecht und Region durchgeführt (Abbildung A.12.1 bis A.12.4 im Anhang). Für Berufswechsel zeigt sich insbesondere bei den Frauen in Westdeutschland ein negativer Zusammenhang mit dem Wachstum, der über die Kohorten stabil ist. Dies könnte durch Erwerbsunterbrechungen bei Frauen, insbesondere aufgrund von Kinderbetreu-

ung, zurückzuführen sein, nach denen die Frauen dann nicht mehr in den Einstiegsberuf zurückfinden. Diese Prozesse könnten bei den westdeutschen Frauen auch zu längeren Phasen in Nichterwerbstätigkeit geführt haben, wie der tendenziell positive Zusammenhang über den größten Bereich der Verteilung des Wachstums mit den Erwerbsjahren zeigt. Bei den westdeutschen Männern sind hinsichtlich dieser beiden Indikatoren keine Zusammenhänge mit dem Wachstum des Einstiegsberufs erkennbar. Bei ihnen zeigt sich jedoch für das Jahreseinkommen und zu einem gewissen Grad auch für das Lebenseinkommen ein positiver Zusammenhang. Kein Zusammenhang ist für die ostdeutschen Männer und Frauen festzustellen; hier sind zudem starke unsystematische Unterschiede in der Beziehung zwischen dem Wachstum des Berufs und dem Erwerbsverlauf festzustellen.

12.5 Einflussfaktoren im Zusammenhang zwischen individuellem Erwerbsleben und beruflicher Arbeitsnachfrage

12.5.1 Schätzmodell

In der bivariaten Betrachtung erweist sich der Zusammenhang zwischen dem Wachstum oder der Schrumpfung des Einstiegsberufs und Indikatoren des individuellen Erwerbsverlaufs nach den Ergebnissen des letzten Abschnitts als schwach. Dies kann jedoch daran liegen, dass weitere, in den bivariaten Auswertungen nicht beobachtete Faktoren einen solchen Zusammenhang überlagern. Da es eine Vielzahl weiterer Einflussfaktoren gibt (Kalleberg und Mouw 2018), stößt die deskriptive Analyse an ihre Grenzen und es werden multivariate Verfahren benötigt.

Im Folgenden wird daher ein multivariates Regressionsmodell geschätzt, bei dem die Ergebnisvariablen Y_i auf Individualebene i durch die Wachstumsrate des Berufs BW_b auf Berufsebene b sowie weitere individuelle Kontrollvariablen X_{ibw} auf Individual-, Berufs- und Wirtschaftszweigebene w , beispielsweise sozio-demografische Faktoren sowie Eigenschaften des aktuellen Berufs, und fixen Effekten für Berufe α_b und Wirtschaftszweige α_w sowie einem Fehlerterm ϵ_{ibw} ⁵⁸ erklärt werden:

$$Y_i = \alpha + \beta_1 \cdot BW_b + \gamma \cdot X_{ibw} + \alpha_b + \alpha_w + \epsilon_{ibw}.$$

Für die Schätzung wird die Kleinst-Quadrate-Methode (Ordinary Least Squares, OLS) verwendet.⁵⁹ Zu den sozio-demografischen Eigenschaften gehören zunächst die Geburtskohorten (1935-1944, 1945-1954, 1955-1964 und 1965-1974, vgl. deskriptive Darstellung). Ferner wird für das Geschlecht und die Staatsangehörigkeit der Personen, die Schulbildung und die höchste Ausbildung in mehreren Kategorien sowie die Dauer der letzten Arbeitslosigkeit in Monaten kontrolliert. Bezüglich des aktuellen Berufs wird berücksichtigt, ob die Personen pendeln, befristet oder als Leiharbeitskraft angestellt sind sowie, ob sie in Teilzeit arbeiten. Die Qualität des Berufs abgesehen vom Einkommen wird über zwei Variablen gemessen. Einerseits wird das durchschnittliche Qualifikationsniveau der Stellen bzw. Berufe, die eine Person in ihrem Erwerbsleben innehatte, berechnet,⁶⁰ andererseits der International Socio-Economic Index of Occupational Status (ISEI) Score auf Basis der groben Berufskategorien und nach der Methode von Ganzeboom, de Graaf und Treiman (1992) für den ersten Berufs der Person.⁶¹

⁵⁸ Die Standardfehler sind auf Berufsebene cluster-robust berechnet.

⁵⁹ Bezüglich der verschiedenen Ergebnisvariablen könnte man auch andere mikroökonomische Schätzverfahren methodisch betrachten, beispielsweise ein Ordered Probit Modell beim Niveau des Berufs oder ein Fractional Logit Model beim Berufswechsel-Indikator. Die OLS-Methode hat demgegenüber den Vorteil der einfachen Interpretierbarkeit und Vergleichbarkeit über verschiedene Modelle.

⁶⁰ Hierzu wird das Anforderungsniveau der Tätigkeit der fünfstelligen Kennziffer der Klassifikation der Berufe 2010 genutzt. Dieses ist getrennt nach „1 Helfertätigkeit“, „2 Fachliche Tätigkeit“, „3 Komplexe Spezialistentätigkeit“ und „4 Hoch komplexe Expertentätigkeit“.

⁶¹ Da der ISEI-Score auch durch das durchschnittliche Einkommen von unterschiedlichen Berufen beeinflusst wird, könnte hier eine sogenannte „schlechte Kontrollvariable“ vorliegen. Die Verzerrung der Ergebnisse wurde durch Weglassen dieser Variable getestet mit dem Ergebnis, dass der ISEI-Score die Koeffizienten der erklärenden Variablen kaum beeinflusst, aber zum Erklärungsgehalt des Schätzmodells beiträgt.

Die berufs-fixen Effekte umfassen zwölf Kategorien und die wirtschaftszweig-fixen Effekte umfassen dreizehn Kategorien (jeweils ca. die 1-Steller Klassifikation der KldB2010 bzw. WZ09). Alle Kontrollvariablen sind in Tabelle A.12.2 im Anhang in der jeweiligen Operationalisierung mit ihren statistischen Momenten dargestellt.

12.5.2 Hauptergebnisse

Die ersten Ergebnisse der multivariaten Analysen sind in Tabelle 12.3 untereinander für alle Ergebnisvariablen dargestellt. Von links nach rechts zeigen die Spalten zunächst die Ergebnisse der bivariaten Auswertung (1), um dann anschließend Kohorten (2), sozio-demografische Faktoren (3) sowie berufliche Faktoren (4) und fixe Effekte für Berufe und Wirtschaftszweige (5) zu kontrollieren.

Tabelle 12.3 enthält im obersten Viertel die Ergebnisse für die individuellen Erwerbsjahre. Wie auch in den deskriptiven Analysen, ist kein signifikanter Zusammenhang mit dem Wachstum des Einstiegsberufs zu erkennen. Dies ändert sich auch nicht, wenn für weitere Faktoren kontrolliert wird. Für den Berufswechsel-Indikator lässt sich dagegen in allen Spezifikationen ein signifikant negativer Zusammenhang feststellen, auch wenn dieser im bivariaten Fall nur schwach signifikant ist. Dieser besagt im Modell mit allen Kontrollvariablen, dass ein Anstieg des beruflichen Wachstums um eins, (also beispielsweise von -50 % auf +50 %) die Dauer in einem Beruf, der nicht derjenige ist, den die beobachtete Person beim Eintritt in das Erwerbsleben hatte, um 4 % senkt. Personen in stärker wachsenden Berufen sind also eher bzw. länger im gleichen Beruf beschäftigt, wie es die theoretischen Überlegungen vermuten lassen.

Als nächstes enthält Tabelle 12.3 die Ergebnisse für Jahresentgelte und Lebenseinkommen. Bezüglich des durchschnittlichen Jahresentgelts sowie des kumulierten Lebenseinkommens ist in keinem der Schätzmodelle ein signifikanter Zusammenhang mit dem Wachstum des Einstiegsberufs feststellbar. Die theoretischen Überlegungen hätten einen positiven Zusammenhang postuliert, zumal Personen mit höherem Berufswachstum länger in ihrem gelernten Beruf bleiben und daher weniger (oder weniger oft) Einkommenseinbußen durch Berufswechsel in Kauf nehmen müssten.

Bezüglich der Erklärungsgehalte der Schätzmodelle zeigt sich durchweg ein vergleichsweise hohes R^2 , welches mit der Hinzunahme von Kontrollvariablen steigt. Die hinzugefügten Gruppen von Kontrollvariablen zeigen sich in F-Tests durchweg signifikant, tragen also einen signifikanten Anteil zum Erklärungsgehalt bei. Gleichzeitig scheint die Hinzunahme von Kontrollvariablen den Koeffizienten des Wachstums des Einstiegsberufs nicht stark zu beeinflussen. Hinsichtlich der Kontrollvariablen zeigen sich in der Regel plausible Effekte, die aus Platzgründen jedoch nicht ausführlich erläutern werden. Die vollständigen Regressionsmodelle in den Spezifikationen (5) sind in Tabelle A.12.3 dargestellt.

Tabelle 12.3 Erwerbsverlauf und Wachstum des Berufs: Multivariate Ergebnisse

Erwerbsjahre	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
Wachstum des Einstiegsberufs	-0,252	-0,201	0,058	-0,093	-0,077
	(0,225)	(0,226)	(0,134)	(0,107)	(0,069)
Kohorten		Ja***	Ja***	Ja***	Ja***
Weitere sozio-demografische Faktoren			Ja***	Ja***	Ja***
Weitere berufliche Faktoren				Ja***	Ja***
Fixe Effekte (Berufe, Branchen)					Ja***
Anzahl der Beobachtungen	558.090	558.090	554.680	535.532	535.393
R ²	0,00	0,07	0,24	0,39	0,41
Berufswechsel	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
Wachstum des Einstiegsberufs	-0,030***	-0,037***	-0,035***	-0,029***	-0,037***
	(0,011)	(0,010)	(0,009)	(0,010)	(0,009)
Kohorten, Einstiegsalter und Erwerbsdauer		Ja***	Ja***	Ja***	Ja***
Weitere sozio-demografische Faktoren			Ja***	Ja***	Ja***
Weitere berufliche Faktoren				Ja	Ja
Fixe Effekte (Berufe, Branchen)					Ja***
Anzahl der Beobachtungen	558.090	558.090	554.680	535.532	535.393
R ²	0,01	0,05	0,08	0,13	0,15
Durchschnittliches Jahresentgelt	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
Wachstum des Einstiegsberufs	-0,006	-0,004	0,019	-0,004	-0,003
	(0,024)	(0,024)	(0,015)	(0,012)	(0,008)
Kohorten, Einstiegsalter und Erwerbsdauer		Ja	Ja	Ja	Ja
Weitere sozio-demografische Faktoren			Ja***	Ja***	Ja***
Weitere berufliche Faktoren				Ja***	Ja***
Fixe Effekte (Berufe, Branchen)					Ja***
Anzahl der Beobachtungen	558.085	558.085	554.675	535.528	535.389
R ²	0,00	0,00	0,30	0,46	0,50
Kumuliertes Lebenseinkommen	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)
Wachstum des Einstiegsberufs	-0,024	-0,021	0,013	-0,013	-0,010
	(0,028)	(0,028)	(0,018)	(0,015)	(0,009)
Kohorten, Einstiegsalter und Erwerbsdauer		Ja***	Ja***	Ja***	Ja***
Weitere sozio-demografische Faktoren			Ja***	Ja***	Ja***
Weitere berufliche Faktoren				Ja***	Ja***
Fixe Effekte (Berufe, Branchen)					Ja***
Anzahl der Beobachtungen	558.085	558.085	554.675	535.528	535.389
R ²	0,00	0,01	0,23	0,40	0,44

Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Cluster-robuste Standardfehler auf Berufsebene in Klammern. ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau. Die Koeffizienten können so interpretiert werden, dass eine posi-

tive Änderung der Wachstumsrate des Einstiegsberufs um 1%, die Ergebnisvariablen um $\beta * 1$ Einheit ändert. Laut Spalte 1 Zeile 1 würde also ein Anstieg in der Wachstumsrate des Einstiegsberufs die Anzahl der Erwerbsjahre um 0,25 Jahre verringern.

Es lässt sich zunächst festhalten, dass das Wachstum des Einstiegsberufs keinen Einfluss auf die individuelle Arbeitsmarktlage der Personen hat, außer, dass es zur beruflichen Stabilität beiträgt. Die Analyse wird im Folgenden noch nach Geburtskohorten differenziert, da das Wachstum des Einstiegsberufs je nach wirtschaftlichen Rahmenbedingungen über die Zeit betrachtet einen unterschiedlichen Einfluss auf die individuelle Arbeitsmarktlage haben kann. Die Ergebnisse hierzu sind Tabelle 12.4 finden.

Bezüglich der Erwerbsjahre zeigt sich ein differenziertes Bild über die Geburtskohorten. Das Wachstum des Einstiegsberufs hat für die Kohorte 1945-1954 einen negativen Effekt. Dieser Effekt widerspricht den theoretischen Überlegungen, kann jedoch einen Sonderfall dieser Kohorte darstellen. Beim Indikator für einen Berufswechsel zeigen sich über die Kohorten hinweg durchweg negative und signifikante Effekte, wie schon in der Basisspezifikation in Tabelle 12.3 zu sehen ist. Einzig für die erste Kohorte (1935-1944) scheint der Effekt nur schwach signifikant zu sein. Jedoch zeigt sich, dass in der ersten Kohorte auch generell weniger Berufswechsel stattfinden, was den schwachen Effekt erklären kann. Beim durchschnittlichen Jahresentgelt und dem kumulierten Lebenseinkommen zeigen sich über die Geburtskohorten unterschiedliche Effekte. Jeweils für die ersten beiden Kohorten sind negative und signifikante Effekte des Wachstums des Einstiegsberufs zu sehen. Diese stehen den Erwartungen aus den theoretischen Überlegungen entgegen, sind jedoch bei den beiden letzten Kohorten nicht mehr beobachtbar.

Die Ergebnisse zeigen weiter deutliche, große und signifikante Unterschiede zwischen den Kohorten. Späte Kohorten haben weniger Erwerbsjahre, wechseln den Beruf dafür öfter, verdienen allerdings auch deutlich weniger. Diese Effekte hängen mit der maximal möglichen Beobachtungsdauer zusammen, die im Verlauf der Kohorten abnimmt.

Tabelle 12.4 Erwerbsverlauf und Wachstum des Berufs: Ergebnisse nach Kohorten

	(1)	(2)	(3)	(4)
	Erwerbs- jahre	Berufs- wechsel	Jahres- entgelt	Lebens- einkom- men
Berufswachstum * 1935-1944	0,012 (0,100)	-0,016* (0,008)	0,022*** (0,008)	-0,023** (0,009)
Berufswachstum * 1945-1954	-0,222** (0,086)	0,037*** (0,010)	-0,016* (0,008)	0,028*** (0,010)
Berufswachstum * 1955-1964	-0,040 (0,108)	0,043*** (0,009)	0,003 (0,008)	-0,001 (0,010)
Berufswachstum * 1965-1974	-0,061 (0,088)	0,044*** (0,010)	0,010 (0,008)	-0,000 (0,010)
Kohorte (Referenz: 1935-1944)				
Kohorte: 1945-1954	0,611*** (0,149)	0,097*** (0,005)	0,126*** (0,005)	0,111*** (0,010)
Kohorte: 1955-1964	2,482*** (0,171)	0,160*** (0,011)	0,283*** (0,010)	0,396*** (0,014)
Kohorte: 1965-1974	7,599*** (0,145)	0,130*** (0,012)	0,290*** (0,013)	0,606*** (0,017)
Kontrolle für sozio-demografische Fak- toren	Ja***	Ja***	Ja***	Ja***
Kontrolle für berufliche Faktoren	Ja***	Ja***	Ja***	Ja***
Fixe Effekte für Berufe und Wirtschafts- zweige	Ja***	Ja***	Ja***	Ja***
Anzahl an Beobachtungen	535.393	535.393	535.389	535.389
R ²	0,41	0,15	0,50	0,44

Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Cluster-robuste Standardfehler auf Berufsebene in Klammern. ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau. Die Koeffizienten können so interpretiert werden, dass eine positive Änderung der Wachstumsrate des Einstiegsberufs um 1%, die Ergebnisvariablen um $\beta * 1$ Einheit ändert. Laut Spalte 1 Zeile 1 würde also ein Anstieg in der Wachstumsrate des Einstiegsberufs die Anzahl der Erwerbsjahre um 0,01 Jahre verringern, sofern die Person zwischen 1935 und 1944 geboren wurde.

12.5.3 Ergebnisse für Untergruppen

Die bisherigen Auswertungen werden nun für vier Untergruppen getrennt durchgeführt. Es werden Männer und Frauen sowie Westdeutsche und Ostdeutsche separat analysiert. Damit werden insbesondere geschlechterspezifische Problemlagen in den Vordergrund gerückt. Frauen haben, zumindest

in den früheren Kohorten, eine niedrigere Erwerbsbeteiligung und auch eine höhere Wahrscheinlichkeit, den Beruf zu wechseln, beispielsweise nach Erziehungszeiten. Daher ist es möglich, dass die berufliche Arbeitsnachfrage einen anderen Einfluss auf Männer und Frauen hat.

Zum anderen werden die Analysen zwischen Ost- und Westdeutschland getrennt, da ostdeutsche Personen erst seit 1991 beobachtet werden und diese im Zeitraum der Transformation aus der Planwirtschaft anderen Arbeitsmarktumbrüchen unterworfen waren als die Personen in Westdeutschland. Dementsprechend kann es in Ostdeutschland auch zu anderen Effekten der beruflichen Arbeitsnachfrage auf die individuelle Arbeitsmarktlage gekommen sein.

Die Ergebnisse dieser getrennten Analysen sind in Tabelle 12.5 dargestellt. Diese Tabelle zeigt nur die Hauptergebnisse und differenziert den Effekt des Wachstums des Einstiegsberufs wieder zwischen den Kohorten, wobei für Ostdeutsche in der ersten Kohorte zu wenige Personen beobachtet werden können, so dass hier ein getrennter Ausweis nicht möglich ist.

Es zeigen sich einige Unterschiede zwischen den Ergebnissen für die gesamte Stichprobe und für einzelne Untergruppen, und zwar insbesondere für ostdeutsche Männer, aber auch für ostdeutsche Frauen. Allerdings werden die Ergebnisse in der gesamten Stichprobe aufgrund der größeren Fallzahlen in der westdeutschen Teilstichprobe maßgeblich von Personen in Westdeutschland beeinflusst. Die Ergebnisse für westdeutsche Männer sind sehr ähnlich wie die Ergebnisse in der gesamten Stichprobe. Es zeigt sich jedoch ein schwach positiver Effekt des Wachstums des Einstiegsberufs auf die Erwerbsjahre für die erste Kohorte. Dafür werden die in der gesamten Stichprobe insignifikanten Koeffizienten für die letzten beiden Kohorten nun negativ und signifikant. Im Hinblick auf den Berufswechsel und das Jahresentgelt unterscheiden sich die Ergebnisse für westdeutsche Männer kaum von denen der Hauptstichprobe. Für das kumulierte Lebenseinkommen drehen sich jedoch die Signifikanzen bei den Kohorteneffekten um. Statt den ersten beiden zeigen die letzten beiden Kohorten nun negative und signifikante Effekte. Die negativen Effekte für Erwerbsjahre und das Einkommen stehen im Widerspruch zu den theoretisch motivierten Erwartungen.

Für die westdeutschen Frauen sind negative Effekte des Wachstums des Einstiegsberufs auf den Berufswechsel und ein positiver Effekt für die dritte Kohorte auf die Erwerbsjahre festzustellen. Ansonsten sind die Koeffizienten insignifikant. Hier zeigen sich Koeffizienten, die den theoretischen Erwartungen entsprechen.

Für Personen, die in Ostdeutschland arbeiten, zeigen sich etwas andere Effekte verglichen mit westdeutschen Beschäftigten. Für ostdeutsche Männer sind keine signifikant negativen Effekte des Wachstums des Einstiegsberufs auf den Berufswechsel festzustellen. Dies könnte mit der hohen Inzidenz von Berufswechseln in der Stichprobe per se begründbar sein. Dafür haben insbesondere die späten Kohorten negative Effekte auf Jahresentgelt, Lebenseinkommen und für die letzte Kohorte auch für die Erwerbsjahre. Diese Effekte widersprechen den theoretischen Erwartungen. Bei den ostdeutschen Frauen zeigt sich über alle Kohorten hinweg ein positiver Effekt des Wachstums des Einstiegsberufs auf die Erwerbsjahre. Das Einkommen wird jedoch auch bei ihnen nicht vom Wachstum des Einstiegsberufs beeinflusst.

Die Analyse von Untergruppen zeigt damit kein einheitliches Bild. Deutlich sind vor allem die Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Nur bei Frauen bestätigt sich die theoretische Erwartung, dass die Abnahme und Zunahme der Bedeutung des Einstiegsberufs negative bzw. positive Folgen für den eigenen Erwerbsverlauf hat.

Tabelle 12.5 Erwerbsverlauf und Wachstum des Berufs, multivariate Ergebnisse nach Untergruppen getrennt

	(1)	(2)	(3)	(4)
	Erwerbsjahre	Berufswechsel	Jahresentgelt	Lebenseinkommen
Männer in Westdeutschland				
Berufswachstum * 1935-1944	0,155*	-0,018*	-0,015+	-0,007
	(0,086)	(0,010)	(0,008)	(0,007)
Berufswachstum * 1945-1957	-0,045	-0,034***	-0,012*	-0,015
	(0,093)	(0,010)	(0,007)	(0,010)
Berufswachstum * 1958-1964	-0,347***	-0,038***	0,002	-0,014**
	(0,127)	(0,010)	(0,005)	(0,007)
Berufswachstum * 1965-1974	-0,535***	-0,032***	-0,004	-0,035***
	(0,092)	(0,010)	(0,007)	(0,009)
Frauen in Westdeutschland				
Berufswachstum * 1935-1944	-0,283	-0,021+	-0,017	-0,026+
	(0,194)	(0,012)	(0,013)	(0,014)
Berufswachstum * 1945-1957	-0,089	-0,043***	-0,009	-0,016
	(0,095)	(0,012)	(0,012)	(0,015)
Berufswachstum * 1958-1964	0,324***	-0,053***	0,009	0,010
	(0,113)	(0,011)	(0,010)	(0,012)
Berufswachstum * 1965-1974	0,067	-0,052***	0,011	0,002
	(0,084)	(0,012)	(0,012)	(0,012)
Männer in Ostdeutschland				
Berufswachstum * 1945-1957	0,105	-0,005	-0,010	-0,002
	(0,078)	(0,012)	(0,010)	(0,010)
Berufswachstum * 1958-1964	-0,045	0,005	-0,011*	-0,015**
	(0,050)	(0,011)	(0,006)	(0,007)
Berufswachstum * 1965-1974	-0,290***	-0,005	-0,018**	-0,033***
	(0,058)	(0,013)	(0,007)	(0,008)
Frauen in Ostdeutschland				
Berufswachstum * 1945-1957	0,210**	-0,031	-0,004	-0,007
	(0,100)	(0,022)	(0,022)	(0,025)
Berufswachstum * 1958-1964	0,281***	-0,030*	0,009	0,007
	(0,106)	(0,016)	(0,019)	(0,020)
Berufswachstum * 1965-1974	0,218*	-0,029*	-0,009	-0,014
	(0,116)	(0,016)	(0,016)	(0,017)

Quelle: Eigene Berechnungen auf Basis der SIAB-R-7514.

Anmerkungen: Cluster-robuste Standardfehler auf Berufsebene in Klammern. . ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau Die Koeffizienten können so interpretiert werden, dass eine positive Änderung der Wachstumsrate des Einstiegsberufs um 1%, die Ergebnisvariablen um $\beta * 1$ Einheit ändert. Laut Spalte 1 Zeile 1 würde also ein Anstieg in der Wachstumsrate des Einstiegsberufs die Anzahl der Erwerbsjahre um 0,15 Jahre erhöhen für Männer, die zwischen 1935 und 1944 in Westdeutschland geboren wurden.

12.5.4 Robustheitsanalysen

Um die Robustheit der Analysen sicherzustellen und mögliche Fehlerquellen auszuschließen, wurden weitere Analysen durchgeführt, die im Folgenden kurz beschrieben werden.⁶² Zunächst wurde in der Analyse die Definition der berufs-fixen Effekte geändert. Eine feinere Kategorisierung wurde in der Literatur in bestimmten Analysen bevorzugt, um den möglichen Einfluss von unbeobachteten Effekten zu reduzieren und den Erklärungsgehalt der Schätzungen zu erhöhen (Seckler 2019; Bönke et al. 2015). Hierzu wurden die Hauptergebnisse ohne berufs-fixe Effekte sowie mit 120 berufs-fixen Effekten für jede mögliche Berufskategorie in den Daten wiederholt. Es zeigen sich keine nennenswerten Unterschiede zwischen diesen Spezifikationen, außer dass beim Jahreseinkommen einige Kohorten (unsystematisch) signifikante Ergebnisse aufweisen. Der Erklärungsgehalt steigt durch den Einschluss der feineren Kategorisierung der berufs-fixen Effekte kaum.

Als nächstes wurden bestimmte Gruppen von Personen aus der Analyse ausgeschlossen. Das betrifft zum einen die frühe Kohorte (1935-1944), für die der Beginn des Erwerbslebens nicht beobachtet werden kann, da dieser vor dem ersten Beobachtungsjahr der Daten liegt. Zum anderen betrifft das Personen mit späteren Eintritten in das Erwerbsleben, insbesondere nach dem 30. Lebensjahr. Der Ausschluss dieser Personen ändert die Ergebnisse nicht bzw. nur kaum. Ohne Personen mit spätem Eintritt ergeben sich für die letzte Kohorte teilweise positive Effekte des Wachstums des Einstiegsberufs auf Erwerbsjahre, Lebenseinkommen und Jahresentgelt. Dies suggeriert, dass Personen mit spätem Eintritt eher in Berufen mit hohem Beschäftigungswachstum einsteigen, was die Ergebnisse beeinflussen könnte.

Die Berechnung der Ergebnisvariablen ist kritisch für die Ergebnisse, insbesondere in Verbindung mit der maximal möglichen und tatsächlichen Beobachtungsdauer (wie schon in Abschnitt 12.2 dargestellt). Um einen unangemessen hohen Einfluss dieses Umstands zu verhindern, werden die betroffenen Ergebnisvariablen, insbesondere die Erwerbsjahre und das Lebenseinkommen, neu definiert. Statt der einfachen Aufsummierung wird die Summe durch den maximal möglichen bzw. den tatsächlich beobachtbaren Zeitraum geteilt. Hierdurch ergeben sich für die Erwerbsjahre der Anteil an Jahren in sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung zwischen der ersten und der letzten beobachtbaren Erwerbsepisode und für das Lebenseinkommen eine Art Einkommen pro mögliches Erwerbsjahr. Für die Erwerbsjahre zeigen sich insbesondere für die Spezifikation Erwerbsjahre pro tatsächlicher Dauer teilweise positive Effekte des Wachstums des Einstiegsberufs. Für das Lebenseinkommen ändern sich die (in der Regel insignifikanten) Ergebnisse jedoch nicht. Zentral für die vorliegenden Ergebnisse der Hauptspezifikationen scheint ein späteres Eintreten oder früheres Ausscheiden von Personen mit höherem Wachstum im Einstiegsberuf.

Den durch die Normierung generierten und gegebenenfalls positiveren Ergebnissen widerspricht, dass einerseits durch die Normierung auf den tatsächlichen Beobachtungszeitraum mögliche Anpassungsreaktionen, insbesondere das frühe Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, ausgeschaltet werden. Einerseits enthält das empirische Schätzmodell schon eine Reihe von unabhängigen Variablen, welche die kürzere Erwerbsdauer erklären können, beispielsweise die berufs-fixen Effekte sowie Bildung. Eine alternative Möglichkeit ist daher die Kontrolle für den maximalen oder tatsächlichen Beobachtungszeitraum durch das Einfügen des Alters bei Arbeitsmarkteintritt als Kontrollvariable. Andererseits wird hierfür untersucht, ob die Ergebnisse sich per se ändern und ob es eine Interaktion zwischen dem Einstiegsalter und dem Wachstum des Einstiegsberufs gibt. Das Einstiegsalter hat in der Regel einen signifikanten Effekt auf die Ergebnisvariablen, ein Einschluss des Einstiegsalters als Kontrollvariable ändert die Ergebnisse für das Wachstum des Einstiegsberufs nicht. Es gibt aber häufig

⁶² Die genauen Ergebnisse der Regressionanalysen sind auf Wunsch verfügbar.

eine positive Korrelation, das heißt, ein höheres Berufswachstum hat einen stärker positiven Effekt für spätere Eintritte bezüglich der Erwerbsjahre und des Einkommens.

Für viele Personen kann das tatsächliche Ende ihres Erwerbslebens nicht beobachtet werden, da nur für Personen bis 2014 bzw. bis zu einem Alter von 62 Jahren Informationen verfügbar sind.⁶³ Allerdings ist es möglich zu überprüfen, ob Personen schon früher ausscheiden, dafür wird das Austrittsalter, welches sich aus dem Alter der letzten beobachteten Erwerbsepisoden berechnet, als die Ergebnisvariable betrachtet. Es zeigt sich in vergleichbaren Analysen wie dem Hauptschätzmodell, dass es einen negativen Effekt des Wachstums des Einstiegsberufs auf das Austrittsjahr gibt. Dieser gilt jedoch nur, wenn auch das Eintrittsjahr kontrolliert wird und insbesondere für die späteren Kohorten.⁶⁴ Es scheint, dass Personen in einem stärker wachsenden Einstiegsberuf früher aus dem Erwerbsleben ausscheiden. Dieser Effekt steht den theoretischen Überlegungen entgegen, könnte auf andere Faktoren zurückgeführt werden. Ein frühes Ausscheiden könnte für Frauen eine Rolle spielen, beispielsweise, wenn sie lange Erziehungszeiten nehmen, insbesondere in Berufen mit höherem Status. Der Effekt ist jedoch auch für Männer beobachtbar. Es kann ausgeschlossen werden, dass der Effekt durch ein Ausscheiden aus der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung in einen Beamtenstatus oder eine Selbstständigkeit verursacht ist. Zwar sind diese beiden Erwerbsstatus ebenfalls positiv mit dem Status des Berufs korreliert, doch werden solche Berufe mit hohem Beamten- oder Selbstständigenganteil ausgeschlossen (vgl. Abschnitt 12.3). Insgesamt könnte die Wirkung des Wachstums des Berufs auf die Austritte aus Erwerbstätigkeit einige der nicht intuitiven bzw. insignifikanten Hauptergebnisse erklären.

12.6 Diskussion und Zusammenfassung

Wie lassen sich die Ergebnisse der Analysen in den Kontext der Literatur, insbesondere in Abgrenzung zu den unterschiedlichen Ergebnissen der Studie von Edin et al. (2019) bringen? Sicherlich könnten einige Faktoren eine Rolle spielen, die auf Unterschieden in den Institutionen beruhen. Ergebnisse für Schweden müssen nicht notwendigerweise auf Deutschland übertragbar sein. Unterschiedliche institutionelle Arrangements, insbesondere auf dem Arbeitsmarkt, könnten zu anderen Marktmechanismen führen. Dennoch kann man sich dem Wirken der Marktkräfte, welche die Arbeitsnachfrage beeinflussen, in einer zunehmend globalisierten Welt kaum entziehen. Ebenso unterscheiden sich Zeiträume der beiden Untersuchungen zwar etwas, aber nicht grundlegend. Bleiben also die unterschiedliche Datenbasis und Methodik als mögliche Erklärungen für die Differenzen in den Ergebnissen. Neben den Vorhersagedaten stehen Edin et al. (2019) auch detailliertere und umfassendere Personendaten zur Verfügung, welche einige der Kritikpunkte an dieser Untersuchung ausräumen würden, die wir im Folgenden noch diskutieren.

Zwei Punkte müssen beim methodischen Vorgehen diskutiert werden. Erstens scheint es durchaus möglich zu sein, dass die Approximation der beruflichen Arbeitsnachfrage durch das Wachstum des Einstiegsberufs im Zeitraum von 1975 bis 2014 nicht gut gelingt. Dies könnte zum einen dadurch begründet sein, dass sich das Berufswachstum als Ergebnis eines Marktprozesses aus Angebot und Nachfrage ergibt. Angebotsseitige Veränderungen könnten dabei zu entgegengesetzten Effekten führen, wie die nachfrageseitigen Veränderungen und sowohl das Berufswachstum als auch die individuellen Arbeitsmarktentwicklungen beeinflussen. Zu nennen sind hier im Beobachtungszeitraum die

⁶³ Die Tatsache, dass ein Teil der Beobachtungen rechts-zensiert sind über das Beobachtungsendjahr, ist für die Ergebnisse nicht problematisch, da diese mit den Kohorten-Effekten kontrolliert wird. Es gibt ja auch innerhalb der Kohorten keinen Effekt des Wachstums des Einstiegsberufs auf die Erwerbsjahre.

⁶⁴ Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Rechtszensierung eher kein Problem ist, weil man genügend Variation vor dem 62. Lebensjahr bzw. vor dem Jahr 2014 hat (Personen der letzten Kohorte sind mindestens 40 Jahre alt und maximal 23 Jahre im Erwerbsleben).

gesteigerte Erwerbsbeteiligung von Frauen sowie die Akademisierung eines größeren Teils der Bevölkerung. Zum anderen könnte es daran liegen, dass die Personen während der Berufswahl über ausreichende Informationen über die (antizipierte) berufliche Entwicklung verfügen, schlechte Berufe meiden und es daher zu keinem unerwartetem Nachfrageschock kommt. Würden sich nämlich Personen bewusst in Berufe selektieren, die eine Tendenz zur negativen Beschäftigungsentwicklung haben, dann würde dies auf der Basis von unbeobachtbaren Faktoren geschehen, welche die durchgeführten statistischen Auswertungen verzerren würden. Edin et al. (2019) approximieren diesen unerwarteten Nachfrageschock mit historischen Vorhersagedaten des US-amerikanischen Arbeitsministeriums für vergleichbare Berufsgruppen. Dagegen beschreiben Kalleberg und Mouw (2018), dass sich die Entwicklung der beruflichen Nachfrage über das Angebot von und die Nachfrage nach vakanten Stellen von Berufen eher graduell über die Zeit ergibt.

Zweitens spielt die absolute Erwerbsbeteiligung der Personen für die Analysen eine entscheidende Rolle. Neben dem direkten Effekt ist die Möglichkeit zum Berufswechsel mit steigender Erwerbsdauer eher gegeben und das Lebenseinkommen wird neben dem Verdienst pro Zeiteinheit von der Anzahl der Zeiteinheiten in Erwerbsarbeit determiniert. Diesem Umstand konnte Rechnung getragen werden, indem nur Personen mit ähnlich langer Beobachtungsdauer betrachtet wurden und indem mögliche Einflussfaktoren eines kürzeren Erwerbslebens, beispielsweise aufgrund höherer Bildung, kontrolliert wurden.⁶⁵ Zudem konnte gezeigt werden, dass ein höheres Wachstum des Einstiegsberufs einen stärkeren positiven Effekt auf die Ergebnisvariablen für Personen mit späterem Arbeitsmarkteintritt hat. Ferner scheiden Personen in einem stärker wachsenden Einstiegsberuf früher aus dem Erwerbsleben aus. Einen Beitrag zur Erklärung dieses Phänomens könnte die im Vergleich zu Edin et al. (2019) nicht so umfassende Datenbasis dieser Analyse sein, welche lediglich sozialversicherungspflichtige Beschäftigung und Arbeitslosenzeiten erfasst, nicht jedoch Beamten- oder Selbstständigentätigkeiten, Erziehungszeiten, (Früh-) Verrentungen oder sonstige Arbeitsmarkstatus.

Die Entwicklung des individuellen Erwerbslebens unterliegt einer Vielzahl an Einflussfaktoren, von denen einige nicht von den betroffenen Personen selbst beeinflusst werden können. Für diese Analyse wurde solch ein kaum beeinflussbarer Faktor untersucht: die Nachfrage nach Berufen. Diese wird, wie oben beschrieben, durch verschiedene Faktoren beeinflusst, große gesellschaftliche Entwicklungen und unvorhersehbare Ereignisse. Die Berufswahl ist dennoch kein Fixum. Ein in jungen Jahren gewählter Beruf kann, wenn sich die Karriere nicht so entwickelt, wie es gewünscht wird, wieder verlassen und ein anderer neu gelernt werden. Hierbei entstehen natürlich „Verluste“ im monetären Sinne, beispielsweise eine erneute Zeit in Aus- oder Weiterbildung, in der kein oder weniger Einkommen erzielt wird. Anscheinend sind diese Verluste jedoch nicht ausschlaggebend für die individuellen Effekte der beruflichen Nachfrage oder aber geringer als die Verluste, die bei einem Verbleib im (schrumpfenden) Beruf zu verzeichnen wären.

Berufe ändern sich über die Zeit. Zur Verdeutlichung der Mechanismen sich ändernder Berufe kann man das Konzept der Tätigkeiten verwenden. Diese sind wiederkehrende Arbeitsschritte innerhalb von Berufen und lassen sich in Typen klassifizieren, beispielsweise Routinetätigkeiten oder interaktive Tätigkeiten, welche sich jeweils durch bestimmte Merkmale auszeichnen.⁶⁶ Routine-Tätigkeiten können heute mehr und mehr von Computern bzw. Maschinen erledigt werden. Dies hat einerseits Auswirkungen auf die Nachfrage nach Berufen mit hohem Anteil an Routine-Tätigkeiten. Andererseits reduziert sich bei Berufen der Anteil an Routine-Tätigkeiten, da diese dann nicht mehr bzw. nicht

⁶⁵ In Robustheitsanalysen wurde sogar direkt das Eintrittsalter kontrolliert, ohne dass dies die Ergebnisse maßgeblich beeinflusst hätte.

⁶⁶ Über die BIBB/BAuA Erwerbstätigenbefragung können die Anteile bestimmter Tätigkeitskategorien, beispielsweise routine, manuelle, kognitive, analytische und interaktive Tätigkeiten auf Berufsebene berechnet und über die gleiche Berufsklassifikation wie im SIAB-R 7514 zugespielt werden.

mehr in dem Umfang von den Menschen erledigt werden. Solche Berufe würden daher zunächst weniger nachgefragt und schlechter bezahlt.⁶⁷ Beschäftigte in Routinetätigkeiten könnten auch häufiger arbeitslos gewesen sein, häufiger den Job und den Beruf gewechselt haben und damit geringere Entgeltverläufe erfahren haben als Personen, deren Beruf sich weniger leicht von Computern ersetzen lässt.

Die Ergebnisse der Analysen zeigen, dass das Wachstum des Einstiegsberufs der Personen keinen großen und insbesondere keinen deutlich positiven Effekt auf die meisten Dimensionen der individuellen Arbeitsmarktlage hat. Auch Edin et al. (2019) argumentieren, dass die negativen Effekte einer sinkenden beruflichen Nachfrage kleiner sind als die in der Literatur gefundenen negativen Effekte von Massenentlassungen. Demzufolge sei der berufliche Niedergang ein gradueller. Durch unterschiedliche, „schmerzlose“ Konsequenzen wie Frühverrentung, geringerer Berufseintritt, erhöhter Berufswechsel kann der berufliche Niedergang aufgefangen werden und verursacht weniger negative lokale Spill-Over-Effekte als beispielsweise Massenentlassungen (ebd., S. 35f.).

Ein Effekt zeigt sich auf die Inzidenz des Berufswechsels über den Lebenslauf hinweg. Daher lassen sich die Ergebnisse in am ehesten so interpretieren, dass Personen, die einen Einstiegsberuf gewählt haben, der sich schlecht entwickelt, diesen Beruf relativ schnell verlassen und in einen anderen wechseln, wobei ihnen keine großen Nachteile im Hinblick auf Beschäftigung oder Entlohnung entstehen. Auch hier bilden die westdeutschen Frauen, bei denen sich ein Zuwachs der Nichterwerbstätigkeit bei geringerem Wachstum des Berufs zeigt, eine Ausnahme.

⁶⁷ Jedoch kann man auch argumentieren, dass diese Routine-Berufe schon immer schlechter bezahlt wurden, da ihre Substitution ja antizipiert hätte werden können.

13. Abgleich von sozialer Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen

13.1 Einleitung

In diesem thematisch an die Vorstudie (IAW 2015) anschließenden Kapitel zu Wahrnehmungen von sozialer Mobilität werden zwei Ziele verfolgt. Zum einen wird innerhalb einer kurzen Literaturlanalyse ein Überblick über neu erschienene Studien gegeben, die sich inhaltlich ebenso wie die Vorstudie mit Wahrnehmungen und Wertvorstellungen beschäftigen (Abschnitt 13.3). Zum anderen wird im darauffolgenden ausführlicheren Teil der Zusammenhang zwischen intragenerationaler sozialer Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen von Abstiegswahrscheinlichkeiten und Aufstiegserwartungen untersucht. Dazu werden aktuelle Daten der Startkohorte 6 des Nationalen Bildungspanels (NEPS) verwendet und mithilfe von deskriptiven und multivariaten Methoden analysiert.

13.2 Literaturlanalyse: Wahrnehmungen und Wertvorstellungen

In der IAW-Vorstudie „Aktuelle Entwicklungen der sozialen Mobilität und der Dynamik von Armutsrisiken in Deutschland“ (2015) wurden innerhalb des Kapitels „Wahrnehmungen und Wertvorstellungen“ Untersuchungen zu Gerechtigkeitsvorstellungen, sowie Wahrnehmungen der sozialen Lage und der sozialen Mobilität durchgeführt. Da diese Analysen auf dem ALLBUS 2014 basieren und bisher aufgrund des rotierenden Erhebungsdesigns keine Wiederholung entsprechender Fragen stattgefunden hat, ist aktuell noch keine Aktualisierung dieser Analysen möglich.

In diesem Abschnitt werden Forschungsergebnisse von in der Zwischenzeit erschienenen Studien zu diesem Thema präsentiert. Dies soll einerseits zum Vergleich der Ergebnisse bei ähnlich operationalisierten Konstrukten dienen und andererseits auch die Forschungsergebnisse der IAW-Studie um Erkenntnisse aus inhaltlich verwandten Bereichen ergänzen. Dabei wird thematisch deutlich weiter ausgegriffen als im Kernthema des Kapitels, dem Abgleich von sozialer Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen.

13.2.1 Normatives Gerechtigkeitsempfinden

Das normative Gerechtigkeitsempfinden wurde in der Vorstudie (IAW 2015) anhand der vier Prinzipien Bedarfs- bzw. Solidaritätsprinzip, Leistungsprinzip, Gleichheitsprinzip und Anrechtsprinzip erfasst. Hierzu wurde jeweils zunächst die Zustimmung zu diesen Prinzipien untersucht und in einer anschließenden Analyse differenziert nach sozialstrukturellen Merkmalen ausgewertet. Einen dazu ähnlichen Forschungsgegenstand hatte eine Studie von Eisnecker, Adriaans und Liebig (2018). In deren Untersuchung, die auf aktuellen SOEP-IS-BUS-Forschungsdaten aus dem Jahr 2018 basiert, ging es um die Frage, inwiefern sich Wählerinnen und Wähler von unterschiedlichen Parteien und Nichtwählerinnen bzw. Nichtwählern in ihren Gerechtigkeitsvorstellungen unterscheiden. Dabei wurden die gleichen vier Gerechtigkeitsprinzipien mit sehr ähnlichen Operationalisierungen untersucht, es wurden jedoch keine Differenzierungen nach ähnlichen sozialstrukturellen Merkmalen herausgearbeitet, sondern lediglich nach Parteienpräferenz unterschieden.⁶⁸ Die Ergebnisse zur generellen Zustimmung

⁶⁸ Allerdings werden in der Studie von Eisnecker et al. (2018) nur Mittelwertangaben auf einem 7-stufigem Item grafisch dargestellt. Dies unterscheidet sich von den Häufigkeitsauszählungen der 5-stufigen Items der IAW-Studie (2015) und stellt eine gewisse Einschränkung in der Vergleichbarkeit beider Studien dar.

oder Ablehnung der vier Grundprinzipien sind denen der Vorstudie (IAW 2015) ähnlich, allerdings werden im Artikel nur Mittelwerte und keine Verteilungen angegeben.

Tabelle 13.1 Zustimmung zu Grundprinzipien der Gerechtigkeit

Studie	IAW 2015 (5-stufige Skala)	Eisnecker et al. 2018 (7-stufige Skala)
Bedarfs-/Solidaritätsprinzip	96 % Zustimmung	Mittelwert von > 6
Leistungsprinzip	62 % Zustimmung	Mittelwert von > 6
Gleichheitsprinzip	48 % Zustimmung	Mittelwert von etwa 3,5
Anrechtsprinzip	6 % Zustimmung	Mittelwert von etwa 2

Quelle: Eigene Darstellung.

Die Zustimmung zum Bedarfsprinzip ist in beiden Studien sehr hoch. Dem Leistungsprinzip stimmen jedoch in der Studie von Eisnecker et al. (2018) die Personen noch deutlich klarer zu als in der Studie des IAW (2015). Mit dem Gleichheitsprinzip identifiziert sich in beiden Studien jeweils etwa die Hälfte aller Personen. Dem Anrechtsprinzip können befragte Personen aus beiden Studien wenig abgewinnen.

Hülle, Liebig und May (2018) entwickeln in einem Konzeptpapier eine neuartige Skala zum Gerechtigkeitsempfindungen (BSJO Skala) und präsentieren deskriptive Differenzierungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Demnach stimmen dem Bedarfs- bzw. Solidaritätsprinzip verstärkt Frauen, Ältere und Personen mit niedrigerem Einkommen zu. Beim Leistungsprinzip sind es in erster Linie Männer sowie Personen mit niedrigerem Einkommen und Personen mit niedrigerem Bildungsniveau, die eine höhere Zustimmung aufweisen. Dem Gleichheitsprinzip stimmen Frauen, Ostdeutsche, Niedriggebildete und Geringverdiener stärker zu. Das Anrechtsprinzip erfährt höhere Zustimmung von Männern, Westdeutschen sowie Personen mit höherem Einkommen.

Zusammengefasst kann aus diesen Befunden abgeleitet werden, dass es das Bedarfs- bzw. Solidaritätsprinzip ist, dem die Mehrheit der Bevölkerung klar zustimmt. Das Leistungsprinzip kommt diesbezüglich gleich an zweiter Stelle, noch weit vor dem Gleichheitsprinzip. Dem Anrechtsprinzip stimmt hingegen nur ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung zu.

13.2.2 Wahrnehmung der sozialen Lage in Deutschland

Zur Wahrnehmung der sozialen Lage in Deutschland kam die Studie des IAW (2015) zu dem Ergebnis, dass nur etwas mehr als ein Drittel der Deutschen die vorhandene soziale Ungleichheit in Deutschland als gerecht empfindet. Eine niedrigere Zustimmung erhielt diese Aussage insbesondere von Personen aus der Arbeiterschicht, von Personen aus den neuen Bundesländern, von Arbeitslosen und von Alleinerziehenden. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass etwa zwei Drittel der Bevölkerung die soziale Ungleichheit als ungerecht wahrnehmen.

Mau und Heuer (2017) kommen diesbezüglich zu dem Ergebnis, dass gut 80 % der Deutschen der Aussage zustimmen, dass die soziale Ungleichheit in Deutschland mittlerweile zu groß ist. Datengrundlage ist hier eine repräsentative Bevölkerungsumfrage zur „Zukunft des Wohlfahrtsstaats“ im Auftrag der Friedrich-Ebert-Stiftung im Rahmen des Projekts „Gute Gesellschaft – Soziale Demokratie 2017plus“. Insbesondere Personen aus den neuen Bundesländern, Personen, die sich selbst als Arbeiter sehen, Personen mit niedriger Bildung und Frauen stimmen überdurchschnittlich häufig zu. Auch wenn die Zustimmungsraten nicht vollständig deckungsgleich sind, was unter anderem auch auf nicht exakt gleiche Frageformulierungen zurückgeführt werden könnte, so weisen die Ergebnisse

der beiden Studien hierbei zumindest in die gleiche Richtung. Ergänzend attestieren Mau und Heuer außerdem (2017), dass etwa zwei Drittel der Bevölkerung der Ansicht sind, dass soziale Ungleichheit der wirtschaftlichen Entwicklung schadet. Außerdem würden 60 % der Deutschen zustimmen, dass sozialstaatliche Leistungen die soziale Ungleichheit reduzieren.

Adriaans und Liebig (2018) untersuchen in einer Studie die Bewertung von vorhandenen Lohnungleichheiten. Sie kommen zum Ergebnis, dass niedrige Einkommen (konkret ein Bruttoeinkommen in Höhe von 1.200 Euro) von 96 % der Bevölkerung als ungerecht niedrig wahrgenommen werden. Mittlere Einkommen (2.700 Euro) empfinden immerhin noch 80 % der Deutschen als zu niedrig. Hohe Einkommen (6.100 Euro) bewerten etwa 12 % der Bevölkerung als zu gering, 50 % als gerecht und 38 % als zu hoch. Grundsätzlich jedoch würden vorhandene Ungleichheiten beim Erwerbseinkommen von der Bevölkerung akzeptiert.

13.2.3 Wahrnehmung der eigenen Situation

In der IAW-Studie (2015) wurde nicht nur die Bewertung der allgemeinen Situation, sondern auch die Wahrnehmung der eigenen Situation untersucht. Hierbei geht es einerseits um die Frage, ob Personen denken, dass sie im Vergleich zu anderen ihren gerechten Anteil erhalten. Andererseits wird eine Einschätzung zur Höhe des eigenen Haushaltseinkommens abgefragt. Fast zwei Drittel waren demnach der Meinung, dass sie ihren gerechten Anteil im Vergleich zu anderen erhalten. Deutlich mehr als zwei Drittel der Bevölkerung waren mit ihrem Haushaltseinkommen zufrieden und gaben an, dass dieses zumindest ausreichend oder gar mehr bzw. viel mehr als nötig sei. Zu beiden Aussagen gab es eine deutlich niedrigere Zustimmung bei Personen aus den neuen Bundesländern, Alleinlebenden, Arbeitslosen, Armutsgefährdeten, niedrig Gebildeten und Personen aus der Arbeiterschicht.

Eine Studie zur wahrgenommenen Lohngerechtigkeit in Deutschland von Schneider (2018) kommt diesbezüglich zu dem Ergebnis, dass 61 % der Deutschen ihren Bruttolohn und etwa 55 % ihren Nettolohn als gerecht empfinden. Weiterhin würden die eigenen Löhne generell als gerechter empfunden, je höher der eigene Lohn sei. Darüber hinaus sind Ostdeutsche dabei etwas unzufriedener als Westdeutsche, jedoch nur, solange die absolute Lohnhöhe dabei unberücksichtigt bleibt.

Rainer et al. (2018) zeigen in ihrer Studie zu Einstellungen und Verhaltensweisen der Deutschen anhand von Auswertungen des SOEP, dass etwa zwei Drittel der Bevölkerung ihre eigene wirtschaftliche Lage als gut oder sehr gut einschätzt. Die Westdeutschen sind hier ebenso etwas optimistischer als die Ostdeutschen. Ergänzend wird darüber hinaus festgestellt, dass die Sorgen um die eigene wirtschaftliche Situation zwischen 2005 und 2015 erheblich gesunken sind und dass es zwischen Ost- und Westdeutschland insgesamt eine Annäherung im Zeitverlauf gegeben hat. Aus diesen Forschungsergebnissen lässt sich schließen, dass die Mehrheit der Bevölkerung mit ihrer eigenen (finanziellen) Situation zufrieden ist. Gleichzeitig zeigt sich aber auch, dass die Zufriedenheit und das Gerechtigkeitsempfinden stark von der eigenen materiellen Lage abhängen.

13.2.4 Wahrnehmung sozialer Mobilität

Als subjektiv wichtigste Faktoren für einen sozialen Aufstieg wurden in der IAW-Vorstudie (2015) Bildung, Leistung, Durchsetzungsvermögen und Intelligenz in dieser Reihenfolge identifiziert. Soziale Beziehungen und die soziale Herkunft wurden ebenfalls als wichtig benannt, sind aber eher im Mittelfeld verortet worden.

Schöneck und Bothfeld (2018) untersuchen in einer ländervergleichenden Studie die wahrgenommene Relevanz von verschiedenen Faktoren für einen sozialen Aufstieg. Dabei stellen sie für Deutschland fest, dass erworbene Merkmale, wie etwa Bildung oder Ehrgeiz, als wichtigste Auf-

stiegsfaktoren wahrgenommen werden, weit vor sozialem Kapital und zugeschriebenen Herkunftsmerkmalen. Zu den weiteren Erkenntnissen der Vorstudie zur Wahrnehmung von sozialer Mobilität, etwa zu Einschätzungen zur Wichtigkeit von politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen für soziale Aufstiege oder zur Wahrnehmung der Relevanz von Bildungsfairness, sind in der Zwischenzeit keine weiteren Studien publiziert worden.

13.3 Soziale Mobilität und subjektive Wahrnehmungen

13.3.1 Stand der Forschungsliteratur und Datengrundlage

Im Folgenden werden die bereits vorgestellten Befunde zum Forschungsstand durch eigene Analysen zum Zusammenhang von intragenerationaler Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen von Auf- und Abstiegschancen ergänzt. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Einschätzungen zu Wert- und Gerechtigkeitsvorstellungen, sowie zu Wahrnehmungen von Auf- und Abstiegen fand bereits in den vorbereitenden Studien des IAW und von Pollak et al. (2015, 2011) zum Vierten und Fünften Armutsbericht der Bundesregierung statt. Mit Daten der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS) wurden insbesondere Fragestellungen zur Beurteilung von sozialer Ungleichheit, zur Wahrnehmung der eigenen Stellung in der Gesellschaft, sowie zu Faktoren, die im Zusammenhang mit Einschätzungen zu sozialer Mobilität stehen, untersucht. Dabei wurde beispielsweise festgestellt, dass die große Mehrheit der Bevölkerung der Ansicht ist, dass wir in einer ungleichen und auch ungerechten Gesellschaft leben. Nicht analysiert wurde dagegen das Verhältnis zwischen intragenerationaler sozialer Mobilität und subjektiven Wahrnehmungen von Auf- und Abstiegen. Bisher ist weitestgehend ungeklärt, inwiefern sich langfristige erwerbsbiografische Entwicklungen auf subjektive Wahrnehmungen zum zukünftigen Erwerbsverlauf auswirken. Diese Forschungslücke wird im Folgenden aufgegriffen und mithilfe deskriptiver und multivariater Analyseverfahren untersucht.

Die Grundlage dafür bilden die Daten von Startkohorte 6 (SC 6) des NEPS. Dieser Datensatz eignet sich besonders gut für solche Analysen, da Angaben zu Erwerbstätigkeiten retrospektiv erhoben wurden und somit Erwerbsbiografien über Jahrzehnte hinweg abgebildet werden können. Gleichzeitig liegen Wahrnehmungsindikatoren sowohl zu Abstiegsorgen als auch zu Aufstiegserwartungen in bisher drei Wellen (2011/2012, 2013/2014, 2015/2016) vor. Diese werden anhand der Einschätzung zu folgenden Fragen erhoben:

- Wie wahrscheinlich ist es, dass Sie innerhalb der nächsten zwei Jahre Ihren Arbeitsplatz verlieren? Ist dies Ihrer Ansicht nach sehr wahrscheinlich, wahrscheinlich, eher wahrscheinlich, eher unwahrscheinlich, unwahrscheinlich oder sehr unwahrscheinlich?
- Wie wahrscheinlich ist es, dass Sie innerhalb der nächsten zwei Jahre in Ihrem jetzigen Betrieb einen beruflichen Aufstieg schaffen? Ist dies Ihrer Ansicht nach sehr wahrscheinlich, wahrscheinlich, eher wahrscheinlich, eher unwahrscheinlich, unwahrscheinlich oder sehr unwahrscheinlich?

Die folgenden Analysen beschränken sich überwiegend auf Personen, die an der NEPS Befragung 2015/2016 teilgenommen und Angaben zu Abstiegsorgen oder zu Aufstiegserwartungen gemacht haben. Die Abfrage dieser beiden Konstrukte erfolgte dabei nur, wenn es sich bei den Befragten um Erwerbstätige handelte. Personen, die zu diesem Zeitpunkt arbeitslos waren, sich in Aus- oder Weiterbildung befanden oder etwa einem Freiwilligendienst nachgingen, sind daher nicht im Analyse-samples enthalten. Weiterhin wurden Personen über 65 Jahren ausgeschlossen, da bei Einschätzungen von Auf- und Abstiegswahrscheinlichkeiten am Arbeitsmarkt Personen im Haupterwerbsalter im Fokus stehen. Außerdem würde es sich bei Erwerbstätigen über 65 Jahren ohnehin um eine relativ kleine und hoch selektive Gruppe handeln. Letztlich besteht die Stichprobe aus 6775 Personen im er-

werbsfähigen Alter zum Zeitpunkt 2015/2016.⁶⁹ Die Querschnittsanalysen werden durch eine Darstellung zur Entwicklung der Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen über die Zeit ergänzt. Hier beträgt die Stichprobengröße 10375 Personen mit insgesamt 21656 Beobachtungen. Bei deskriptiven Querschnittsanalysen mit Paneldaten müssen entsprechende Gewichte eingesetzt werden, um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass durch Panel-Mortalität die Stichprobe über die Befragungswellen hinweg selektiver wird. Dies würde ohne eine adäquate Gewichtung zu einer Einschränkung der Repräsentativität der Stichprobe führen. Für die Deskription der Stichprobe 2015/2016 werden Gewichte benutzt, die am Mikrozensus kalibriert sind. Diese Gewichtungsvariablen sind in den Scientific Use Files des NEPS enthalten.

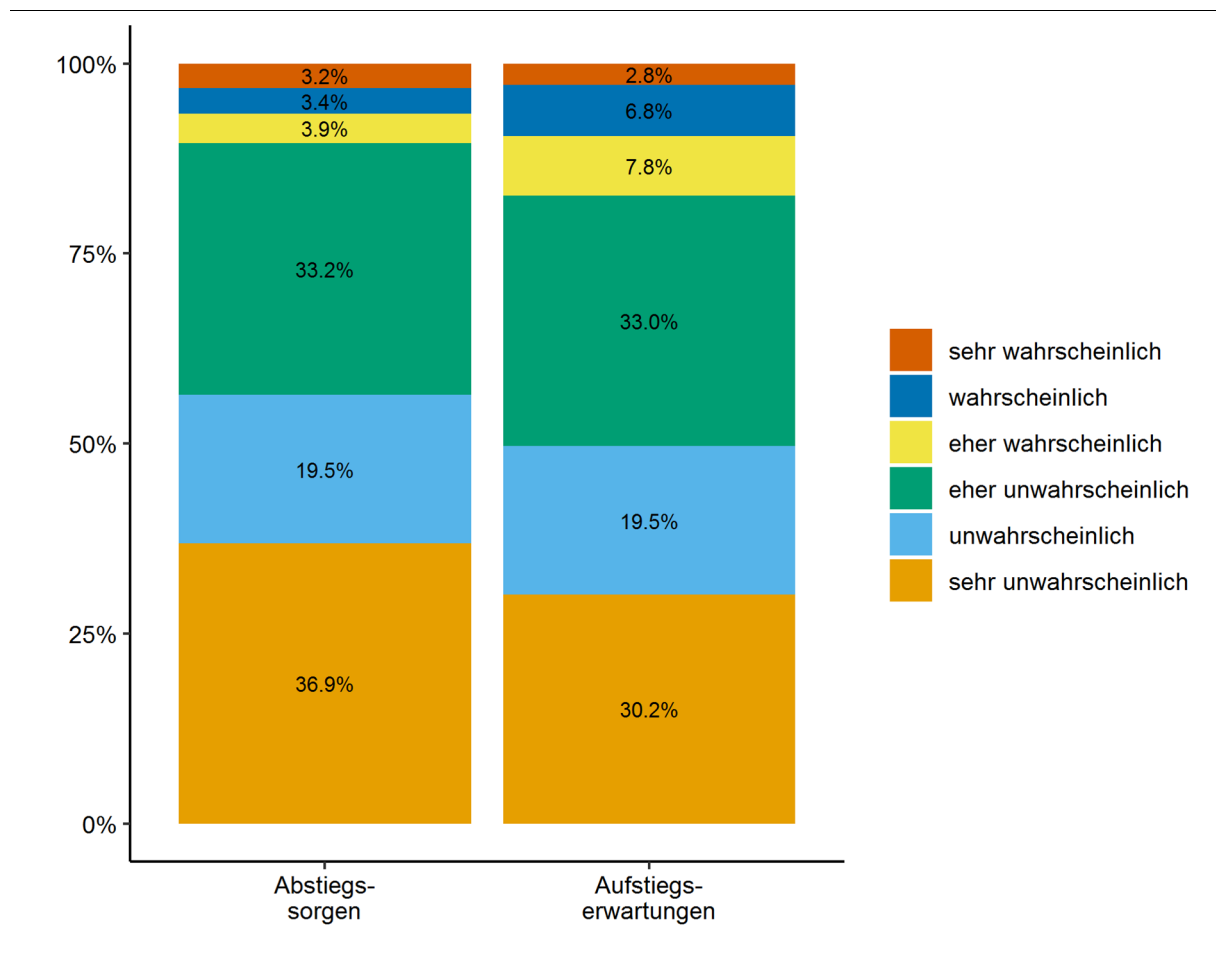
13.3.2 Deskriptive Darstellungen

Wie in Abbildung 13.1 zu erkennen ist, macht sich mehr als ein Drittel der Erwerbstätigen in Deutschland keinerlei Sorgen über einen möglichen beruflichen Abstieg durch Arbeitsplatzverlust. Ein weiteres knappes Fünftel hält dies für unwahrscheinlich und ein Drittel für eher unwahrscheinlich. Damit zeigt sich, dass fast 90 % der Befragten keine oder nur geringe Abstiegsängste haben. Gut 10 % der Erwerbstätigen hingegen machen sich verstärkt Abstiegssorgen. An der Spitze sind es etwa 3 %, die einen Arbeitsplatzverlust sogar für sehr wahrscheinlich halten. Lengfeld und Ordemann (2016) kommen hier zu Befunden, die in die gleiche Richtung weisen. Demnach machen sich nur 15 % der Bevölkerung große Sorgen um ihren Arbeitsplatz, während die Mehrheit sich keine oder nur einige Sorgen macht.

Trotz der überwiegend optimistischen Bewertung der Arbeitsplatzsicherheit ergibt sich bei der Betrachtung der Aufstiegserwartungen eine eher verhaltene Einschätzung. Ein knappes Drittel der Erwerbstätigen in Deutschland hält einen beruflichen Aufstieg für sehr unwahrscheinlich, ein weiteres Fünftel für unwahrscheinlich und ein Drittel für eher unwahrscheinlich. Somit empfinden mehr als 80 % der Befragten, dass ein beruflicher Aufstieg in den kommenden zwei Jahren nicht wahrscheinlich ist. Hingegen halten weniger als 20 % der Erwerbstätigen einen Aufstieg innerhalb der nächsten zwei Jahre für wahrscheinlich.

⁶⁹ Eine detaillierte Übersicht zu den verwendeten Variablen und den Stichprobengrößen der Teilpopulationen findet sich im Appendix in der Tabelle A3.

Abbildung 13.1 Abstiegsorgen und Aufstiegserwartungen 2015/2016

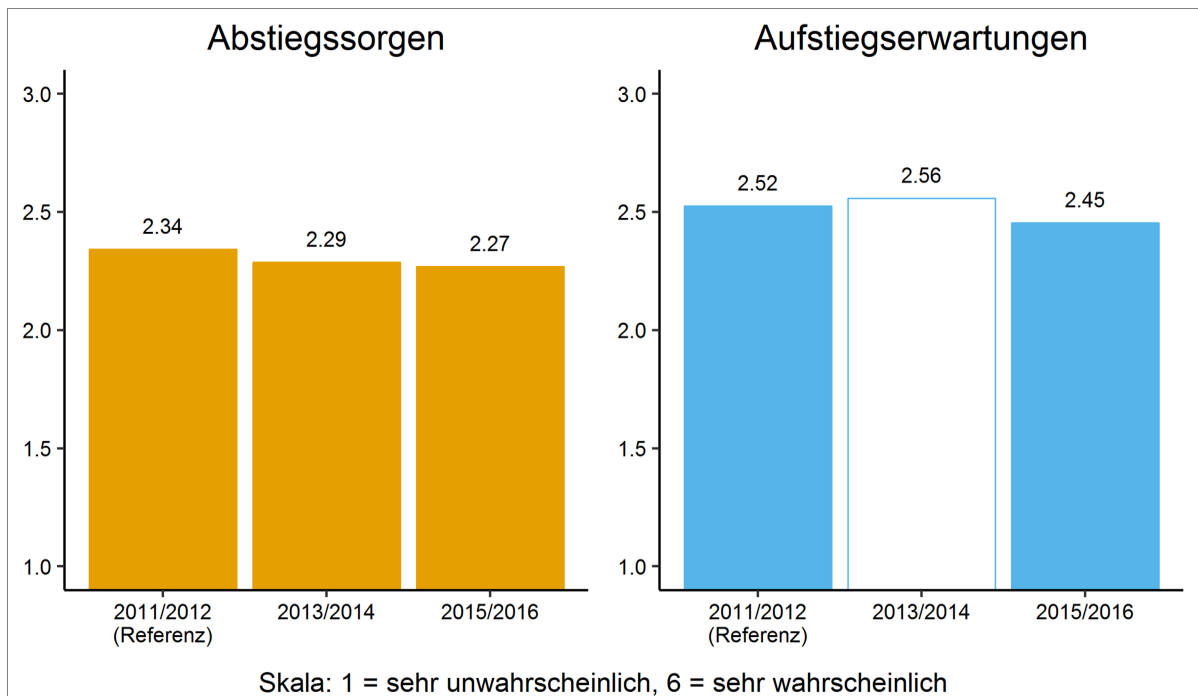


Quelle: NEPS SC6, Eigene Berechnungen.

Wie in Abbildung 13.2 zu erkennen ist, sind zwischen 2011/2012 und 2015/2016 die Abstiegsorgen insgesamt leicht aber signifikant zurückgegangen. Dieser Befund der sinkenden Abstiegsangst in Deutschland deckt sich mit den Ergebnissen von Lengfeld und Ordemann (2016), die auf SOEP-Daten basieren. Insgesamt beträgt der Mittelwert der Abstiegsorgen 2,31 und bewegt sich damit im unteren Bereich der 6-stufigen Skala. Gleichzeitig sind im selben Zeitraum auch die Aufstiegserwartungen gesunken. Zwischenzeitlich gab es zwar einen kleinen Anstieg, dieser ist aber gegenüber dem Mittelwert von 2011/2012 nicht signifikant. Insgesamt beträgt das arithmetische Mittel über alle Wellen hinweg 2,49.

Da die Veränderungen der subjektiven Wahrnehmungen über den Zeitraum 2011/2012-2015/2016 eher gering sind, konzentrieren sich die nachfolgenden Darstellungen auf eine Beschreibung von Gruppenunterschieden hinsichtlich subjektiver Wahrnehmungen zum Zeitpunkt 2015/2016.

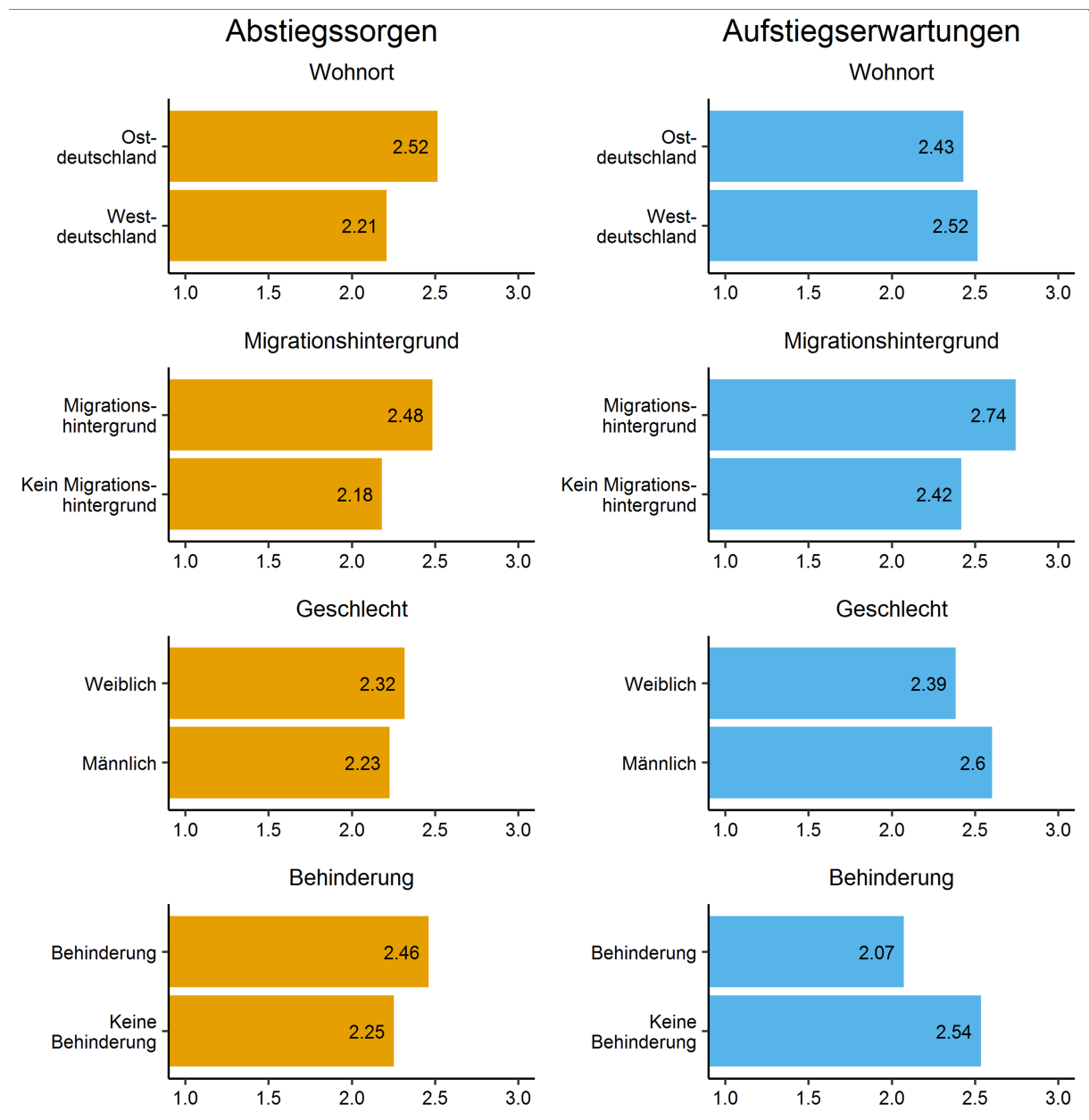
Abbildung 13.2 Entwicklung der Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen über die Zeit (Arithmetisches Mittel)



Quelle: NEPS SC6, Eigene Berechnungen. Nicht ausgefüllte Balken zeigen nichtsignifikante Unterschiede ($p > 0.1$) zur Referenzkategorie an.

Abbildung 13.3 stellt die mittleren Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen getrennt nach den vier Merkmalen Wohnort, Migrationshintergrund, Geschlecht und Behinderung dar. Differenziert nach Wohnort sind die Abstiegssorgen in Ostdeutschland (inkl. Berlin) deutlich stärker ausgeprägt als in Westdeutschland. Hinsichtlich der Aufstiegserwartungen sind die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland aber eher gering. Westdeutsche sind diesbezüglich zwar etwas optimistischer, allerdings ist der Unterschied weit weniger deutlich als bei den Abstiegssorgen. Personen mit Migrationshintergrund halten es einerseits zwar für viel wahrscheinlicher ihren Arbeitsplatz zu verlieren als Personen ohne Migrationshintergrund, andererseits sind sie gleichzeitig aber auch wesentlich optimistischer hinsichtlich ihrer beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten.

Abbildung 13.3 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen nach sozialen Gruppen 2015/2016



Quelle: NEPS SC6, Eigene Berechnungen. Behinderung umfasst hierbei jede Form einer anerkannten Behinderung unabhängig des Behinderungsgrades. Ostdeutschland beinhaltet Gesamtberlin.

Differenziert nach Geschlecht zeigen sich eher geringe Unterschiede bei den Abstiegssängsten, bei der Einschätzung ihrer Aufstiegsmöglichkeiten sind Männer jedoch deutlich optimistischer. Menschen mit anerkannter Behinderung haben sowohl deutlich größere Abstiegssängste als auch erheblich nied-

rigere Erwartungen hinsichtlich ihrer beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten als Menschen ohne anerkannte Behinderung.⁷⁰ Dies ist angesichts der besonderen Schutzbedürftigkeit und den damit verbundenen strengeren staatlichen Kündigungsschutz- und Gleichstellungsvorschriften für Schwerbehinderte besonders alarmierend.

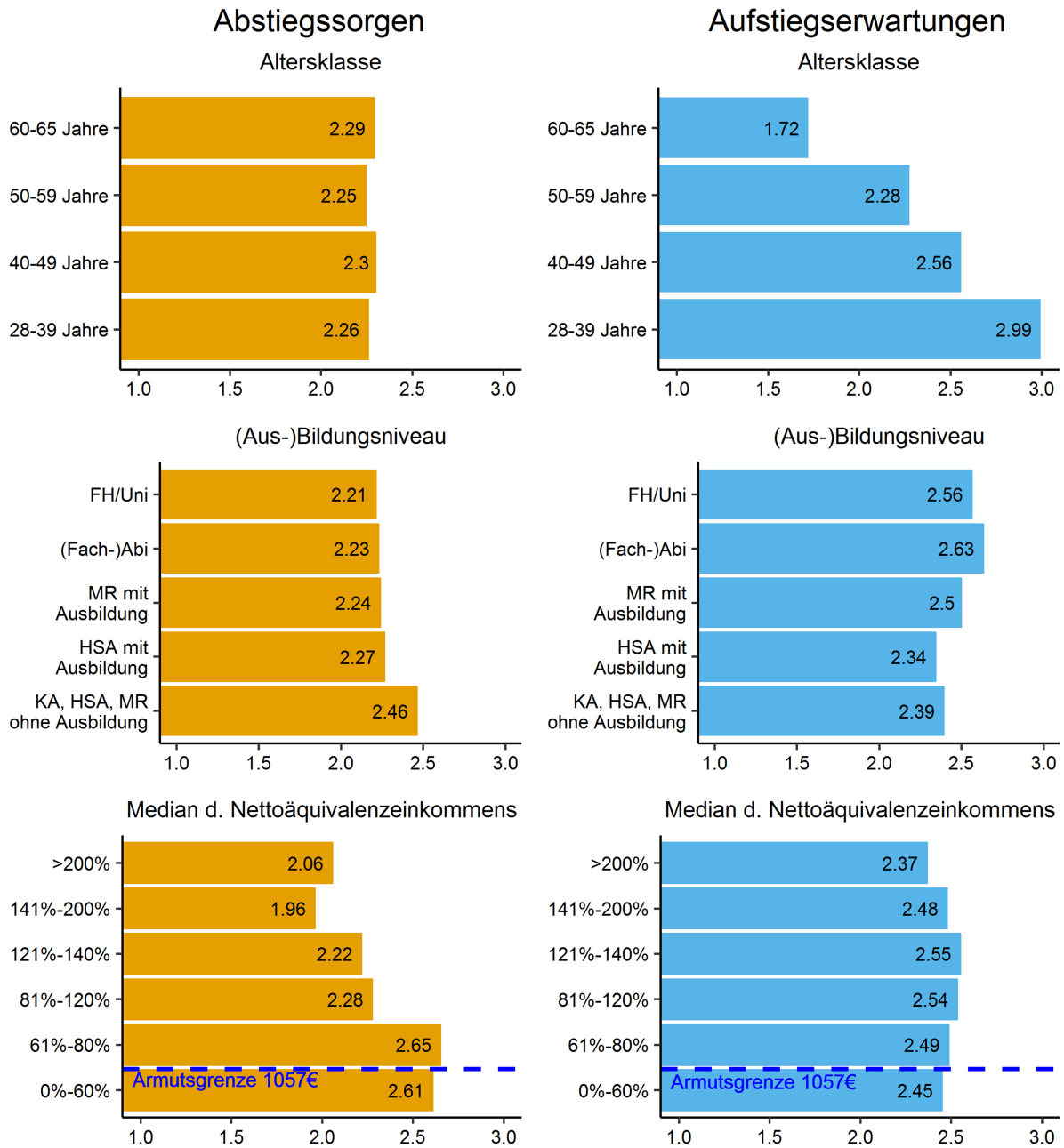
Abbildung 13.4 zeigt Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen differenziert nach Altersklasse, (Aus-)Bildungsniveau und Nettoäquivalenzeinkommen. Die Abstiegssorgen variieren zwischen den Altersklassen nur gering. Die Unterschiede zwischen der Referenzkategorie der 28-39 Jährigen und den älteren Altersklassen sind nicht statistisch signifikant (hier wie im Folgenden ist damit statistische Signifikanz auf dem 5-%-Niveau gemeint). Ein völlig anderes und dennoch erwartetes Bild ergibt sich bei den Aufstiegserwartungen. Hier zeigt sich ein klarer linearer Zusammenhang zwischen Alter und Aufstiegserwartungen. Je älter Erwerbstätige sind, desto niedriger sind ihre Aufstiegserwartungen.

Personen mit keinem oder nur niedrigem Schulabschluss, die keine berufliche Ausbildung abgeschlossen haben, sind mit Abstand die mit den stärksten Abstiegssorgen. Sie unterscheiden sich signifikant von allen anderen Bildungsgruppen.

Personen mit Hochschulabschluss wiederum schätzen ihre Abstiegswahrscheinlichkeit insgesamt am niedrigsten ein. Generell jedoch sind unter der Voraussetzung, dass ein beruflicher Abschluss vorliegt, die Differenzen zwischen den oberen Bildungsgruppen eher gering. Bezüglich der Aufstiegserwartungen zeigt sich, dass Personen mit Hauptschulabschluss und beruflicher Ausbildung die geringsten Aufstiegserwartungen haben. Jedoch ist der Abstand zur niedrigsten Bildungskategorie, also Personen ohne beruflichen Abschluss, sehr gering und nicht signifikant. Am optimistischsten sind Fachhochschulabsolventen, gefolgt von Personen mit Universitätsabschluss und Realschulabsolventen mit beruflicher Ausbildung. Diese Gruppen unterscheiden sich signifikant von der Gruppe ohne berufliche Ausbildung. Insgesamt zeigt sich, dass sich sowohl die Bildung als auch die berufliche Ausbildung positiv auf niedrigere Abstiegsängste und höhere berufliche Erwartungen auswirkt.

⁷⁰ Weiterführende Analysen hierzu haben gezeigt, dass diese Befunde auch stabil bleiben, wenn sich die anerkannte Behinderung nur auf Personen mit einem Behinderungsgrad von über 50 bezieht (Der Mittelwertabstand zwischen den Gruppen bezüglich der Abstiegsangst verringert sich dann allerdings deutlich).

Abbildung 13.4 Abstiegsorgen und Aufstiegserwartungen nach Alter, Bildung und Einkommen 2015/2016



Quelle: NEPS SC6, Eigene Berechnungen. Abkürzungen: MR = Mittlere Reife; HSA = Hauptschulabschluss; KA = Kein Schulabschluss; Das Nettoäquivalenzeinkommen ist am SOEP kalibriert (SOEP 2016 - Nettoäquivalenzeinkommen ohne kalkulatorische Miete) und beträgt 1762 Euro.

Differenziert nach verschiedenen Einkommensklassen wird deutlich, dass sich Personen aus Haushalten mit höherem Einkommen weit weniger vor beruflichem Abstieg sorgen als Personen aus Haushalten mit mittlerem Einkommen. Diese hingegen sorgen sich gleichwohl weniger um den sozialen Abstieg als Personen aus Haushalten mit unterdurchschnittlichen Einkommen. Liegt der Nettoäquivalenzverdienst von Personen bei unter 80 % des Medianeinkommens bzw. sogar unterhalb der Armutsgrenze von 1057 Euro, sind die Abstiegsorgen weitaus höher als bei Personen aus mittleren und

hohen Einkommensklassen. Lediglich für Personen mit Haushaltseinkommen, die leicht über der Medianeinkommensklasse liegen, zeigen sich keine statistisch signifikanten Unterschiede zu Personen der Medianeinkommensklasse.

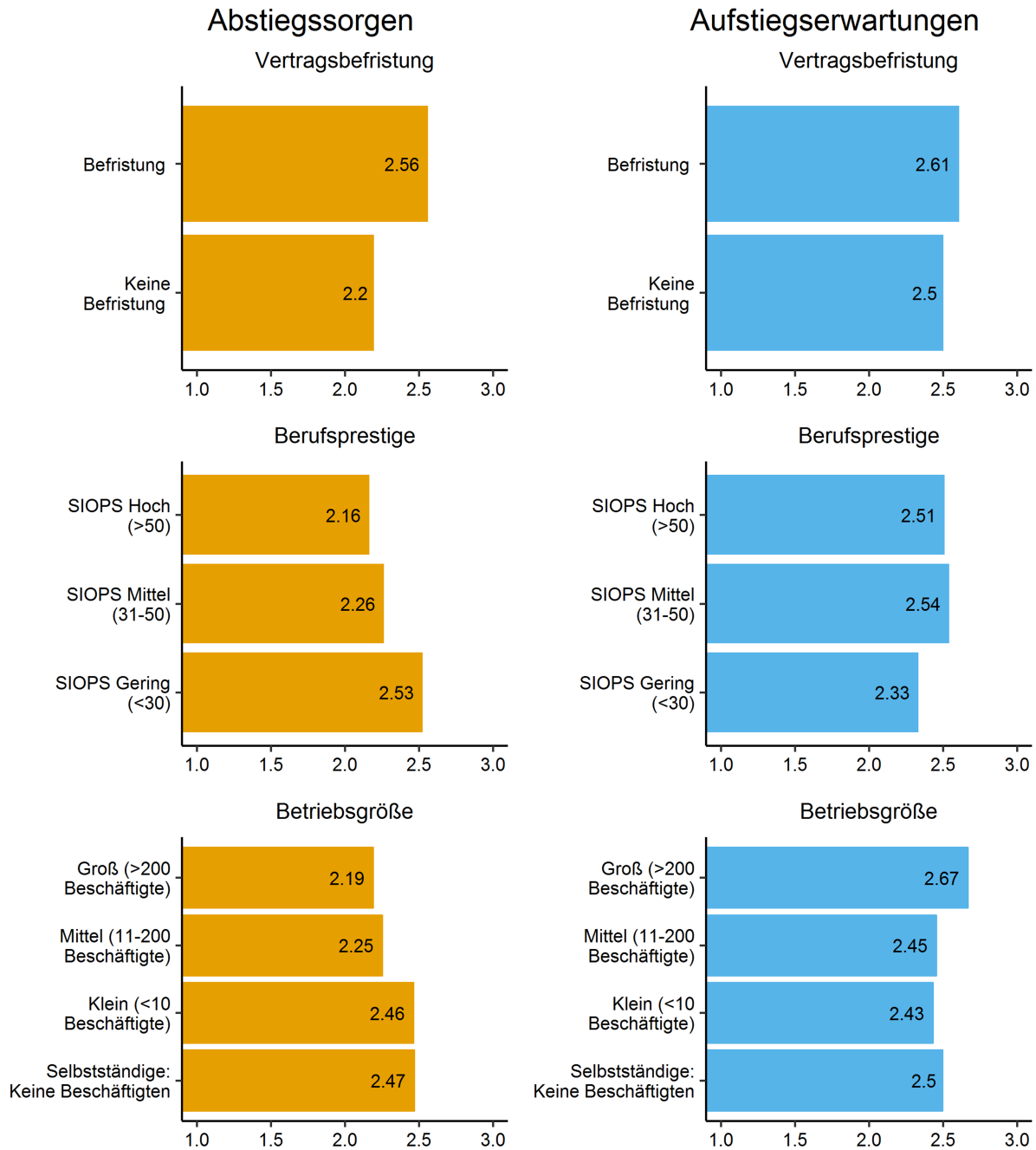
Bei den Aufstiegserwartungen sind die Unterschiede zwischen den Einkommensklassen weitaus geringer. Es zeigt sich in erster Linie, dass Personen mit mittlerem Einkommen am optimistischsten sind. Personen mit mindestens dem doppelten Medianeinkommen, also der höchsten hier dargestellten Einkommensklasse, haben die geringsten Aufstiegserwartungen. Die Differenz ist hierbei signifikant unterschiedlich zur mittleren Einkommensklasse. Dies lässt darauf schließen, dass eben jene gut verdienenden Personen schon „oben“ angekommen sind und daher einen weiteren Aufstieg für unwahrscheinlich halten.

Auch Arbeitsplatzmerkmale hängen mit Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen zusammen. Abbildung 13.5 stellt diese differenziert nach Arbeitsvertragsbefristung, Berufsprestige und Betriebsgröße dar. Ein befristeter Arbeitsvertrag geht mit einer erheblich größeren Abstiegsangst einher. Gleichzeitig sind mit Befristungen aber auch höhere Aufstiegserwartungen verbunden, was auch darauf zurückzuführen sein könnte, dass Personen mit befristeten Verträgen durchschnittlich etwas jünger sind und die beruflichen Erwartungen mit dem Alter abnehmen. Hinsichtlich des Berufsprestiges zeigt sich, dass Personen wie etwa Arbeiterinnen und Arbeiter in der Industrie, Reinigungskräfte, oder Fachkräfte in der Gastronomie, also Beschäftigte mit eher niedrigen SIOPS-Werten⁷¹, signifikant höhere Abstiegssorgen gegenüber Beschäftigten mit mittleren oder hohen SIOPS-Werten haben. Am wenigsten Sorgen machen sich Personen mit einem hohen Berufsprestige wie etwa Ärztinnen und Ärzte, Lehrkräfte, oder Beschäftigte im Ingenieurwesen.

Bei den Aufstiegserwartungen sind es lediglich Personen aus dem unteren Berufsprestigebereich, die einen signifikant niedrigeren Aufstiegsoptimismus verspüren. Zwischen mittleren und hohen Berufsprestigegruppen gibt es nahezu keinen Unterschied. Es stellt sich weiterhin heraus, dass sich Beschäftigte je nach Größe des Unternehmens unterschiedlich stark Sorgen um einen möglichen Abstieg machen. Am geringsten fürchten sich Beschäftigte in großen Betrieben mit mehr als 200 Mitarbeitern vor dem sozialen Abstieg. Die Differenz zu Beschäftigten in mittleren und kleinen Unternehmen sowie zu Soloselbstständigen ist dabei signifikant niedriger.

⁷¹ Bei der SIOPS Skala handelt es sich um eine international standardisierte Berufsprestige-Skala, die von Treiman (1977) Mitte der 70er Jahre entwickelt wurde. Sie basiert auf Angaben von Befragten aus 55 Ländern zur Rangfolge des Prestiges von Berufen. Anhand der internationalen Klassifikation der Berufsgruppen (ISCO) wird die SIOPS-Skala codiert.

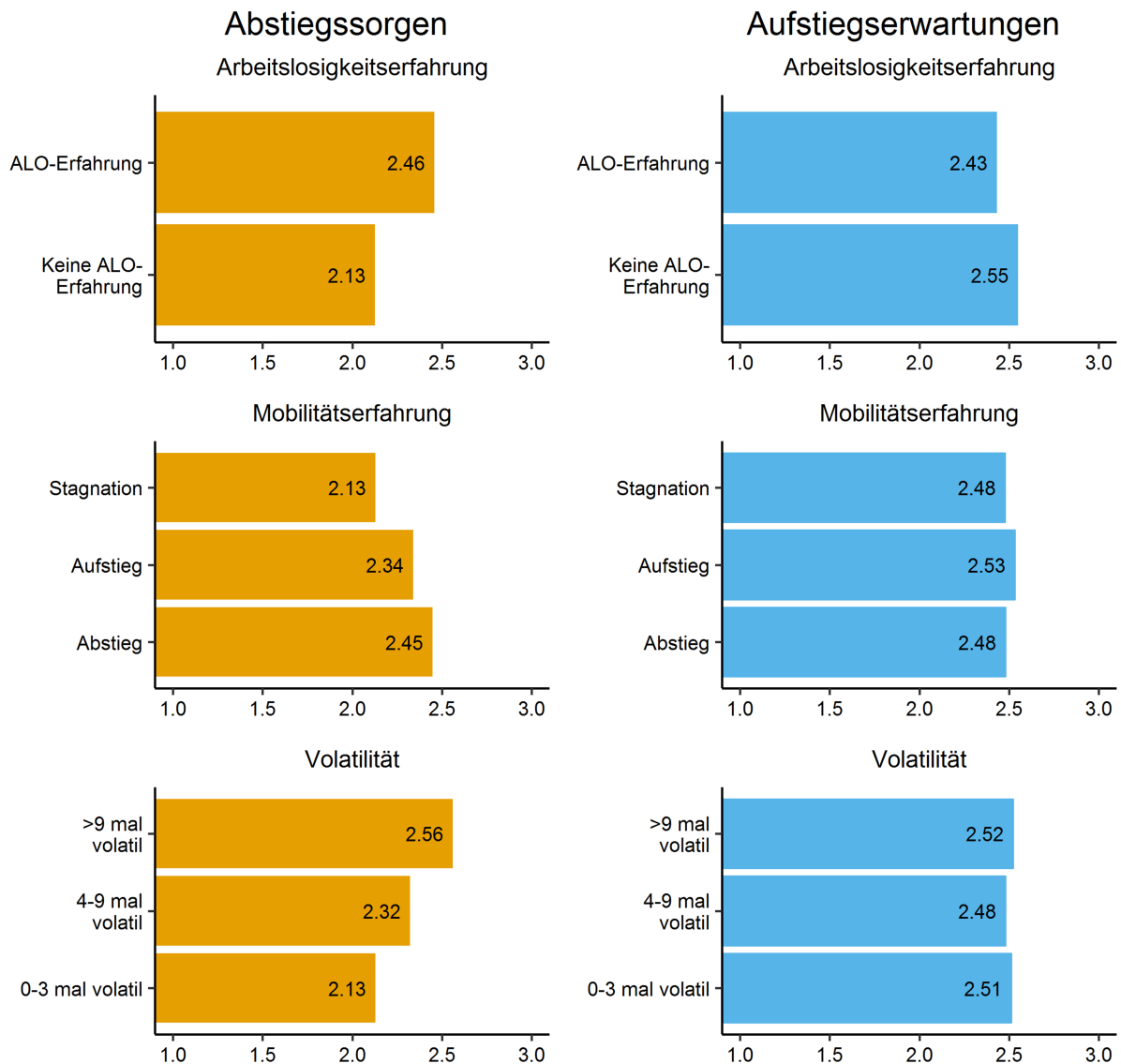
Abbildung 13.5 Abstiegsorgen und Aufstiegserwartungen nach Arbeitsplatzmerkmalen 2015/2016



Quelle: NEPS SC6, Eigene Berechnungen.

Die vergleichsweise großen Sorgen von Beschäftigten in kleinen Betrieben und Soloselbstständigen könnten sich aus geringeren Kündigungsschutzvorschriften und dem generell höheren Beschäftigungsrisiko von Soloselbstständigen ergeben. Gleichzeitig sind Beschäftigte in großen Unternehmen erheblich erwartungsvoller im Hinblick auf beruflichen Aufstieg. Während sich Personen aus mittleren und kleinen Betrieben sowie Soloselbstständige hier kaum unterscheiden, halten Personen in großen Unternehmen beruflichen Aufstieg für signifikant wahrscheinlicher als Beschäftigte in kleineren Unternehmen.

Abbildung 13.6 Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen nach erwerbsbiografischen Merkmalen 2015/2016



Quelle: NEPS SC6, Eigene Berechnungen. Mobilitätserfahrungen beziehen sich auf erwerbsbiografische Veränderungen von mindestens 5 Punkten auf der SIOPS-Skala.

Wie in Abbildung 13.6 zu erkennen ist, weisen Personen, welche in der Vergangenheit Arbeitslosigkeitserfahrungen gemacht haben, deutlich größere Abstiegssorgen auf und sind gleichzeitig auch etwas weniger zukunftsoptimistisch hinsichtlich ihres beruflichen Aufstiegs als Personen, die nie arbeitslos waren. Allerdings scheint der Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeitserfahrungen und Abstiegssorgen weitaus größer zu sein. Differenziert nach Mobilitätserfahrungen, also realen Auf- und Abstiegen, zeigt sich insgesamt, dass mit Mobilität deutlich größere Abstiegssorgen verbunden sind. Insbesondere reale Abstiege aber auch Aufstiege gehen gegenüber einer Stagnation mit größeren Ängsten einher. Hingegen scheinen Mobilitätserfahrungen bei den Aufstiegserwartungen keine gewichtige Rolle zu spielen. Hier sind die Unterschiede zwischen den Gruppen nur marginal und nicht signifikant.

Ebenso deutlich wird die Rolle von stabilen Erwerbsverläufen hinsichtlich der Abstiegssorgen bei der Betrachtung der Volatilität der Erwerbsbiografien. Damit sind hier einerseits

Erwerbsunterbrechungen, beispielsweise aufgrund von Arbeitslosigkeit, Weiterbildung oder Militärdienst, andererseits aber auch berufliche Veränderungen (Veränderungen im SIOPS) gemeint. Es zeigt sich ein klar positiver linearer Zusammenhang zwischen Volatilität und Abstiegsängsten. Personen, die maximal dreimal in der Erwerbsbiografie volatil waren, fürchten sich deutlich weniger vor einem Abstieg als Personen mit mittleren oder gar hoch volatil verlaufenden Erwerbsbiografien. Bei den Aufstiegserwartungen scheint Volatilität hingegen weniger ausschlaggebend zu sein. Es liegen keine signifikanten Unterschiede zwischen den verschiedenen Volatilitätsgruppen vor.

Wie diese deskriptiven Analysen zeigen, bestehen einige Zusammenhänge zwischen der Erwerbsbiografie und subjektiven Wahrnehmungen von sozialer Mobilität. Stabile Erwerbsverläufe gehen mit deutlich niedrigeren Sorgen einher. Intragenerationale Mobilität, unabhängig von der Richtung, ist für Beschäftigte mit mehr Unsicherheit verbunden. Dem gegenüber scheint sie aber weit weniger mit Aufstiegserwartungen verknüpft zu sein. Hier sind die Gruppenunterschiede eher marginal und weitgehend nicht signifikant.

13.3.3 Multivariate Analysen

In diesem Abschnitt wird mit multivariaten Analysen auf den deskriptiven Resultaten des Vorabschnitts aufgebaut. Durch die Deskription konnte aufgezeigt werden, dass Arbeitsplatzmerkmale und die Erwerbsbiografie sowie auch einige individuelle Merkmale in Zusammenhang mit der subjektiven Wahrnehmung stehen. Die genaueren Zusammenhänge werden nun mittels linearer Regressionsmodelle untersucht. Dafür wird die vorletzte Welle in den NEPS-Daten der Startkohorte 6 – die Welle 8 zur Jahreswende 2015/2016 – verwendet. Nur durch die Analyse mithilfe einer multivariaten Regression kann aufgezeigt werden, welche Faktoren für die Wahrnehmung von Aufstiegchancen und Abstiegswahrscheinlichkeiten entscheidend sind und ob unter Kontrolle bestimmter Indikatoren der Einfluss anderer zu- oder abnimmt.

Hierbei stehen vor allem Ereignisse wie Auf- und Abstiege aber auch Arbeitslosigkeitsphasen sowie Maße zur Messung der Stabilität bzw. Volatilität von Erwerbsverläufen im Mittelpunkt. Darüber hinaus werden Indikatoren zum zeitlichen Abstand zur letzten Volatilität und auch zur letzten Arbeitslosigkeit genutzt, um zu untersuchen, ob sich mögliche Effekte erwerbsbiografischer Ereignisse auf die Wahrnehmung der eigenen sozialen Mobilität mit der Zeit verflüchtigen. Nicht zuletzt werden die erwerbsbiografischen Merkmale durch eine Reihe von Indikatoren zu Arbeitsplatzmerkmalen ergänzt. Die Modelle enthalten weiterhin sozio-demografische Variablen, welche aber nur in den ausführlichen Ergebnistabellen im Appendix dargestellt sind.

Der Begriff Erwerbsbiografie bezieht sich hier auf den individuellen erwerbsbiografischen Zeitraum seit der ersten Erwerbstätigkeit mit einer wöchentlichen Arbeitszeit von mindestens 20 Stunden. Ausnahmen sind Personen, die nie über 20 Wochenstunden erwerbstätig waren oder Personen, die Tätigkeiten ohne fester Arbeitszeit nachgehen. In diesen Fällen beginnt der erwerbsbiografische Zeitraum mit dem Antritt der ersten Erwerbstätigkeit überhaupt. Auf- und Abstiege beziehen sich auf Veränderungen auf der SIOPS-Skala von mindestens 5 Punkten im Gesamtverlauf des erwerbsbiografischen Zeitraums. Volatilität bezieht sich auf jegliche Veränderung im SIOPS – auch auf solche von weniger als 5 Punkten. Zusätzlich fließen auch Erwerbsunterbrechungen und Wiederaufnahmen von Erwerbstätigkeiten in diesen Indikator mit ein.

Durch die Aufnahme des Indikators zu Arbeitsvertragsbefristung wurden alle selbstständigen Personen, für die diese Informationen nicht erhoben wurden, aus den multivariaten Analysen ausgeschlossen. Insgesamt bestehen die Stichproben aus 5371 Personen im ersten Regressionsmodell zu den Abstiegssorgen und aus 5344 Personen im zweiten Regressionsmodell zu den Aufstiegserwartungen. Die verwendeten schrittweisen Regressionsmodelle bieten den Vorteil, dass untersucht werden kann, inwiefern die Hinzunahme von zusätzlichen Determinanten die anderen Koeffizienten des Modells

beeinflusst. Während sich Modell 1 in puncto Erwerbsbiografie nur auf Ab- und Aufstiege sowie Arbeitslosigkeitsdauern bezieht, nimmt Modell 2 zusätzlich ein kontinuierliches Maß für Volatilität, sowie ein kontinuierliches Abstandsmaß zur letzten Volatilität in der Erwerbsbiografie auf. Da es sich bei letzterem um keinen exakt linearen Effekt auf Abstiegsorgen handelt, wird zusätzlich ein quadratischer Term des Abstandes zur letzten Volatilität aufgenommen, um damit die Richtung des Effekts angemessen zu modellieren. In Modell 3 wird schließlich statt des Abstandes zur letzten Volatilität der Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit bzw. der quadrierte Term dessen inkludiert. Dies führt dazu, dass Modell 3 nur Personen berücksichtigt, die Arbeitslosigkeitserfahrungen in der Erwerbsbiografie gemacht haben. Denn nur für solche Personen kann auch ein Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit berechnet werden. Für Frauen und Männer werden jeweils getrennte Modelle gerechnet, um etwaige Geschlechtereffekte zu berücksichtigen.

Tabelle 13.2 stellt die Ergebnisse des Regressionsmodells zur Bestimmung der Determinanten der Abstiegsangst dar. Hinsichtlich der Arbeitsplatzmerkmale zeigt sich in Modell 1, dass das Berufsprestige (SIOPS) keinen starken Zusammenhang mit Abstiegsängsten aufweist. Es gibt hier lediglich einen schwachen und nur leicht signifikanten Effekt bei Frauen. Wie zu erwarten, ist eine Befristung des Arbeitsvertrags für beide Geschlechter mit deutlich stärkeren Abstiegsorgen verbunden. Befristete Beschäftigte können sich oft nicht sicher über eine mögliche Vertragsverlängerung bzw. Entfristung sein und schätzen daher die Wahrscheinlichkeit eines möglichen Arbeitsplatzverlustes als erheblich höher ein.

Die Betriebsgröße spielt im Zusammenhang mit Abstiegsängsten eine wichtige Rolle für Frauen. Hier wird sichtbar, dass sich Frauen, die in kleinen Unternehmen beschäftigt sind, weit mehr Sorgen machen als Frauen, die in großen Unternehmen arbeiten. Für Männer scheint dies interessanterweise keine Rolle zu spielen.

Soziale Mobilität in Form von Aufstiegen führt zu mehr Abstiegsangst bei Frauen und bei Männern. Abstiege weisen in die gleiche Richtung, allerdings sind hier die Effekte nicht signifikant. Bezüglich des Einflusses von Arbeitslosigkeitserfahrungen in der Erwerbsbiografie stellt sich heraus, dass sich Personen ohne solche Erfahrungen wesentlich weniger vor sozialem Abstieg fürchten als Personen, die in der Vergangenheit Phasen von Arbeitslosigkeit erlebten. Dabei zeichnet sich ab, dass kurze Perioden von Arbeitslosigkeit von maximal ein bis drei Monaten sich weit weniger stark auswirken als längere Phasen. Ohnehin liegt bei diesen kurzen Arbeitslosigkeitsdauern nur bei Frauen ein signifikanter Unterschied zur Referenzkategorie vor. Während bei Männern Langzeitarbeitslosigkeit von über 24 Monaten den stärksten Einfluss hat, sind es bei Frauen die mittellangen Episoden von Arbeitslosigkeit von vier bis maximal 24 Monaten.

Wie in Modell 2 zu sehen ist, führt die Aufnahme der Volatilitätsindikatoren zu einer deutlichen Abnahme der Effektstärken der anderen erwerbsbiografischen Determinanten. Bei Frauen führen volatilere Lebensverläufe zu stärkeren Abstiegsorgen. Für Männer ist dies hingegen nicht zutreffend. Jedoch zeigt sich für beide Geschlechter, dass sich der Einfluss von volatilen Erwerbsbiografien verringert, je weiter die letzte Erwerbstätigkeitsveränderung oder -unterbrechung in der Vergangenheit liegt. Am positiven Koeffizienten des quadratischen Terms des Abstandes zur letzten Volatilität ist zu erkennen, dass die Abstiegsorgen wieder minimal ansteigen, wenn die letzte Veränderung der Erwerbstätigkeit sehr weit in der Vergangenheit zurückliegt.

Tabelle 13.2 Determinanten der Abstiegsangst (OLS-Regression)

AV: Sorge um Arbeitsplatzverlust		Modell 1		Modell 2		Modell 3	
		Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Arbeitsplatz- merkmale	SIOPS	-0,005*	-0,003	-0,004	-0,003	0,003	-0,003
	Befristeter Vertrag	0,250***	0,223***	0,209***	0,202***	0,181**	0,103
	Betriebsgröße ^a						
	1-10 Beschäftigte	0,202***	0,018	0,168**	-0,014	0,100	-0,121
	11-200 Besch.	0,026	-0,006	0,006	-0,017	0,018	-0,059
Erwerbs- biografie	Abstieg (SIOPS 5)	0,093	0,113	0,033	0,073	0,064	0,087
	Aufstieg (SIOPS +5)	0,115**	0,174***	0,046	0,133**	-0,051	0,065
	ALO-Dauer ^b						
	1-3 Monate	0,152**	0,073	0,098	0,048	Ref,	Ref,
	4-24 Monate	0,254***	0,291***	0,175***	0,230***	0,052	0,183*
	> 24 Monate	0,161**	0,385***	0,040	0,248**	-0,131	0,111
	Volatilität	-	-	0,021**	0,006	0,015	-0,002
	Abstand Volatilität	-	-	-0,002***	-0,002***	-	-
	Abstand Volatilität ²	-	-	0,000***	0,000***	-	-
	Abstand ALO	-	-	-	-	-0,007***	-0,006***
Abstand ALO ²	-	-	-	-	0,000***	0,000***	
Konstante	1,860***	1,927***	1,864***	1,995***	1,862***	2,035***	
Beobachtungen	2.676	2.695	2.676	2.695	1.249	969	
R ²	0,069	0,070	0,079	0,078	0,104	0,104	

Quelle: NEPS SC6, eigene Berechnungen.

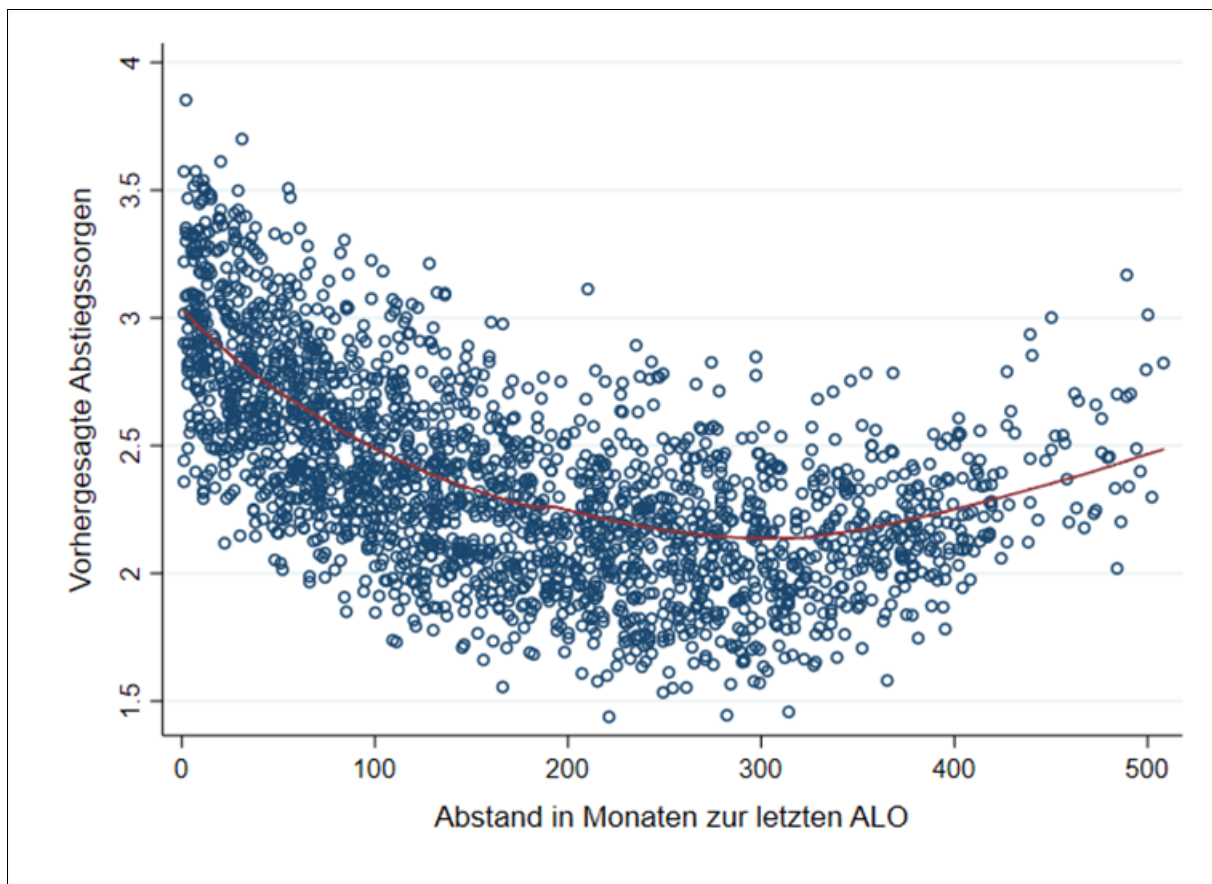
Erläuterung: Dargestellt sind nichtstandardisierte Regressionskoeffizienten. Nicht dargestellt aber im Modell berücksichtigt sind Migrationshintergrund, Behinderung, Wohnort, Alter, Bildung und Einkommen. Die ausführliche Regressionstabelle befindet sich im Appendix unter Tabelle A1***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau. ^a Referenz: > 200 Beschäftigte, ^b Referenz: 0 Monate Arbeitslosigkeitsdauer, Referenz in Modell 3: 1-3 Monate Arbeitslosigkeitsdauer. Kumulierte Anzahl an Monaten in Arbeitslosigkeit in der Erwerbsbiografie.

Lesebeispiel: Der Zusammenhang von sozialem Aufstieg und Arbeitsplatzsorgen bei Frauen (Abschnitt Erwerbsbiografie, 2. Zeile): Findet bei Frauen ein sozialer Aufstieg in der Erwerbsbiografie statt, so steigen deren Sorgen um den Verlust ihres Arbeitsplatzes um 0,115 Skaleneinheiten (Skala: 1 = sehr unwahrscheinlich; -6 = sehr wahrscheinlich) an (Modell 1). Sobald die Volatilität der Erwerbsbiografie (Modell 2) oder der zeitliche Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit (Modell 3) berücksichtigt wird, wird dieser Effekt schwächer und dreht sich schließlich um. In beiden Fällen ist der Effekt nicht mehr statistisch signifikant.

In Modell 3 werden statt der Indikatoren zum Abstand zur letzten Volatilität Indikatoren zum Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit aufgenommen. Die Ergebnisse dieses Modells beziehen sich somit nur auf Personen mit Arbeitslosigkeitserfahrungen. Es zeigt sich, dass unter Berücksichtigung der zeitlichen Verortung der letzten Arbeitslosigkeitserfahrung die anderen erwerbsbiografischen Faktoren in ihrer Erklärungskraft an Stärke verlieren. Umso stärker ist gleichzeitig jedoch der Effekt der Determinante selbst. Liegt beispielsweise die letzte Arbeitslosigkeitsphase etwa 10 Jahre zurück, so sorgt sich eine Person um etwa 0,8 Skaleneinheiten weniger um ihren Arbeitsplatz als eine Person die kurz vor der NEPS Befragung noch arbeitslos war. Abbildung 13.7 verdeutlicht dieses Resultat grafisch. Dort ist der jeweilige vorhergesagte Wert der Abstiegsangst auf der Y-Achse mit dem dazuge-

hörigen Wert des Abstands zur letzten Arbeitslosigkeit auf der X-Achse dargestellt. Es ist gut zu erkennen, dass mit zunehmender Distanz die Abstiegsängste zurückgehen. Darüber hinaus wird sichtbar, warum auch hier der quadratische Term des Abstandes zur letzten Arbeitslosigkeit einen signifikanten Einfluss auf Abstiegsängste hat. So ist zu erkennen, dass die Abstiegsängste von Personen, die vor über drei bis vier Jahrzehnten das letzte Mal arbeitslos waren, im Vergleich zu Personen mit kürzeren Abständen wieder langsam größer werden. Dies lässt sich unter Umständen damit erklären, dass diese Personen zum Befragungszeitpunkt 2015/2016 deutlich älter als der Durchschnitt sein müssen und somit in Antizipation des baldigen Endes ihrer Erwerbskarriere die Wahrscheinlichkeit den Arbeitsplatz zu verlieren höher bewerten als jüngere Personen.

Abbildung 13.7 Vorhergesagte Abstiegsängste nach dem Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit



Quelle: NEPS SC6, eigene Berechnungen.

Zusammengefasst zeigt sich ein klarer Trend dahingehend, dass mit volatileren Lebensverläufen auch stärkere Abstiegsängste verbunden sind. Dabei spielt es weniger eine Rolle, ob Personen in ihrem Erwerbsverlauf Auf- oder Abstiege oder Erwerbsunterbrechungen erfahren haben, sondern eher wann diese Ereignisse in der Erwerbsbiografie stattgefunden haben. Je länger Personen ihrer aktuellen Erwerbstätigkeit ununterbrochen nachgehen, desto weniger fürchten sie den sozialen Abstieg durch Arbeitsplatzverlust. Dies gilt gleichermaßen für Frauen als auch für Männer.

Die Ergebnisse des Regressionsmodells zu den Aufstiegserwartungen sind in Tabelle 13.3 dargestellt. Während befristete Verträge im Zusammenhang mit Abstiegsängsten eine große Rolle spielen, so liegt keine statistisch signifikante Korrelation im Zusammenhang mit Aufstiegserwartungen vor. In Modell 1 sind Beschäftigte in kleinen Unternehmen etwas weniger optimistisch im Vergleich zu Beschäftig-

ten in großen Betrieben. Der Zusammenhang ist allerdings nur für Frauen signifikant. Die Erwerbsbiografie spielt lediglich insofern eine Rolle, dass Aufstiege für Männer mit leicht stärkeren zukünftigen Aufstiegserwartungen verbunden sind. Sowohl Arbeitslosigkeitsphasen als auch Abstiege scheinen für beide Geschlechter nicht mit Aufstiegserwartungen in Verbindung zu stehen.

Tabelle 13.3 Determinanten der Aufstiegserwartungen (OLS-Regression)

AV: Aufstiegserwartungen		Modell 1		Modell 2		Modell 3	
		Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Arbeitsplatzmerkmale	SIOPS	0,002	-0,002	0,002	-0,002	0,005	0,003
	Befristeter Vertrag	0,065	-0,073	0,035	-0,087	0,016	-0,074
	Betriebsgröße ^a						
	1-10 Beschäftigte	-0,131*	-0,071	-0,165**	-0,094	-0,087	-0,092
	11-200 Beschäftigte	-0,078	-0,078	-0,095*	-0,089*	-0,125	-0,033
Erwerbsbiografie	Abstieg (SIOPS -5)	0,002	0,111	-0,047	0,057	0,049	0,063
	Aufstieg (SIOPS +5)	0,089	0,111**	0,056	0,049	0,079	0,096
	ALO-Dauer ^b						
	1-3 Monate	0,082	0,004	0,080	-0,045	Ref,	Ref,
	4-24 Monate	0,030	0,025	0,015	-0,055	-0,090	-0,015
	>24 Monate	-0,039	0,089	-0,083	-0,062	-0,213**	0,007
	Volatilität	-	-	-0,004	0,012	0,001	0,012
	Abstand Volatilität	-	-	-0,003***	-0,000	-	-
	Abstand Volatilität ²	-	-	0,000***	-0,000	-	-
	Abstand ALO	-	-	-	-	-0,003***	0,000
Abstand ALO ²	-	-	-	-	0,000**	-0,000	
Konstante	4,010***	4,623***	4,035***	4,545***	3,800***	4,024***	
Beobachtungen	2.658	2.686	2.658	2.686	1.239	967	
R ²	0,092	0,114	0,100	0,119	0,100	0,094	

Quelle: NEPS SC6, eigene Berechnungen.

Erläuterungen: Dargestellt sind nichtstandardisierte Regressionskoeffizienten. Nicht dargestellt aber im Modell berücksichtigt sind Migrationshintergrund, Behinderung, Wohnort, Alter, Bildung und Einkommen. Die ausführliche Regressionstabelle befindet sich im Appendix unter Tabelle A2. ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1-%-, 5-%- bzw. 10-%-Niveau. ^a Referenz: > 200 Beschäftigte, ^b Referenz: 0 Monate Arbeitslosigkeitsdauer, Referenz in Modell 3: 1-3 Monate Arbeitslosigkeitsdauer. Kumulierte Anzahl an Monaten in Arbeitslosigkeit in der Erwerbsbiografie.

Lesebeispiel: Der Zusammenhang des Abstands zur letzten Volatilität und den Aufstiegserwartungen von Frauen (Abschnitt Erwerbsbiografie, 8. Zeile): Mit jedem vergangenen Monat zum letzten Bruch oder Wechsel in der Erwerbsbiografie sinken die Aufstiegserwartungen um 0,003 Skaleneinheiten (Skala: 1 = sehr unwahrscheinlich; -6 = sehr wahrscheinlich) an). Mit anderen Worten: Je länger Frauen der gleichen Tätigkeit (gemessen am SIOPS-Wert) nachgehen, desto niedriger sind ihre Aufstiegserwartungen. Beispiel: Nach 10 Jahren in der gleichen Tätigkeit sind die Aufstiegserwartungen von Frauen schließlich um 0,36 Skaleneinheiten niedriger.

Die Ergebnisse in Modell 2 stützen diese Resultate weitgehend. Weiterhin zeigen sie auf, dass Volatilität per se keine gewichtige Rolle in Bezug auf Aufstiegserwartungen zukommt. Gleichwohl zeigt sich, dass bei Frauen längere Phasen von stabilen Erwerbsverläufen mit niedrigeren

Aufstiegserwartungen einhergehen. Mit anderen Worten könnte man sagen, dass sich jüngst stattgefundenen Veränderungen im Erwerbsverlauf von Frauen positiv auf die subjektiv empfundene Aufstiegswahrscheinlichkeit auswirken.

Modell 3 stellt die Determinanten von Aufstiegserwartungen von Frauen und Männern mit Arbeitslosigkeitserfahrungen dar. Es zeigt sich, dass Frauen, die im Erwerbsverlauf insgesamt über zwei Jahre arbeitslos waren, im Vergleich zu Frauen mit kurzen Arbeitslosigkeitsphasen, deutlich geringere Aufstiegserwartungen haben. Bei Männern spielt dies indes keine Rolle. Beim Abstand zur letzten Arbeitslosigkeit zeigt sich das gleiche Muster wie im vorherigen Modell zum Abstand zur letzten Volatilität: Liegt die Arbeitslosigkeit von Frauen bereits länger zurück, sind deren Aufstiegserwartungen deutlich niedriger.

Insgesamt deuten die Ergebnisse darauf hin, dass Aufstiegserwartungen weit weniger mit der Erwerbsbiografie verknüpft sind als Abstiegssorgen. Neben sozio-demografischen Einflussfaktoren (siehe Appendix Tabelle A13.2) scheint es für Frauen vor allem eine Rolle zu spielen, wie lange diese bereits ihre Erwerbstätigkeit bzw. die Position innerhalb dieser innehaben. Je länger dies der Fall ist, desto niedriger empfinden Frauen ihre persönlichen Aufstiegschancen. Hingegen könnte mit kurzer Betriebszugehörigkeit noch eher die Hoffnung auf Karrieresprünge verbunden sein bzw. „sich hocharbeiten“ zu können.

Obwohl ursprünglich neben den OLS-Modellen auch Panelregressionsmodelle geplant waren, wurde nach einigen Testläufen mit Fixed-Effects-Modellen letztlich aus einer Reihe von Gründen darauf verzichtet:

- Dadurch, dass Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen qua NEPS-Design nur bei Erwerbstätigen erhoben werden, liegt generell ein gewisses Maß an Selektivität vor. Setzt man nun noch zusätzlich voraus, dass die Stichprobe lediglich aus Personen besteht, die zu mehreren aufeinander folgenden Zeitpunkten erwerbstätig sein müssen, so erhöht sich dieses Selektivitätsproblem deutlich und verringert somit die Repräsentativität der Ergebnisse.
- Bei den drei in den NEPS-SC6-Daten vorhandenen Messzeitpunkten von Abstiegssorgen und Aufstiegserwartungen ist die Varianz der abhängigen und unabhängigen Variablen teilweise sehr gering und es finden relativ wenige erwerbsbiografische Ereignisse statt. Ohne ausreichend Varianz in den Hauptvariablen bringen Panelregressionsmodelle kaum Vorteile.
- Insbesondere bei Untersuchungen zu Zusammenhängen zwischen Lebensverlaufsereignissen und subjektiven Einschätzungen spielen Antizipationseffekte eine große Rolle. Aufgrund der oben genannten Einschränkungen sind die üblichen Vorgehensweisen um Antizipationseffekte zu berücksichtigen hier nicht angemessen anwendbar.

13.4 Fazit

Aus den Regressionsmodellen geht hervor, dass es vor allem die Abstiegssorgen sind, die im Zusammenhang mit sozialer Mobilität bzw. der Erwerbsbiografie stehen. Es zeigt sich, dass soziale Aufstiege mit größeren Abstiegssorgen verbunden sind. Hingegen weisen soziale Abstiege zwar in die gleiche Richtung, es liegen dabei aber keine statistisch signifikanten Effekte vor. Arbeitslosigkeitserfahrungen hängen ebenfalls mit Abstiegssorgen zusammen. Dabei ist zu beobachten, dass längere Arbeitslosigkeitsperioden zu stärkeren Sorgen führen. Wird schließlich die generelle Volatilität im Erwerbsverlauf sowie der Abstand zum letzten volatilen Ereignis in der Erwerbsbiografie berücksichtigt, zeigt sich, dass soziale Mobilität und Arbeitslosigkeitserfahrungen an Einfluss verlieren. Insbesondere scheint die Dauer einer unterbrechungsfreien Erwerbstätigkeit im selben Beruf bzw. der gleichen Tätigkeit eine entscheidende Determinante für niedrigere Abstiegssorgen zu sein. Ähnlich verhält es sich bei Arbeitslosigkeit. Sobald der Abstand zur letzten Arbeitslosigkeitserfahrung berücksichtigt wird, hängt weniger die Dauer der Arbeitslosigkeitsepisoden mit Abstiegssorgen zusammen, sondern vielmehr

die vergangene Zeit seit der letzten Arbeitslosigkeit. Es zeigt sich dabei sehr deutlich, dass sich der eigentlich starke Zusammenhang dabei mit der Zeit verflüchtigt.

Die Aufstiegserwartungen hingegen haben mit der Erwerbsbiografie und sozialer Mobilität weitaus weniger zu tun. Bei Frauen spielt es zwar auch eine relativ große Rolle, wie stabil der Erwerbsverlauf bisher war, und dabei gilt, dass mit stabileren Verläufen geringere Erwartungen einhergehen. Allerdings sind die einzelnen erwerbsbiografischen Ereignisse wie Auf- und Abstiege und Arbeitslosigkeitserfahrungen weitgehend nicht mit den Erwartungen verknüpft. Vielmehr sind hier sozio-demografische Faktoren wie Alter, Migrationshintergrund, Behinderung oder der Wohnort (Ost vs. West) entscheidende Determinanten.

14. Literaturanalysen zur Arbeitsmarktpolitik, Weiterbildung und sozialen Mobilität

14.1 Fragestellung und Vorgehensweise

Durch den Einsatz von Maßnahmen und Förderungen können der Bund und die Länder versuchen, die intragenerationale soziale Mobilität positiv zu beeinflussen. Auch Arbeitgeber und der Bildungssektor bieten vielfache Unterstützungen an, die berufliche Aufstiege begünstigen oder dabei helfen, Abstiege zu vermeiden. In diesem letzten Kapitel des Berichts geht es darum, solche Unterstützungen im Hinblick auf ihre Wirksamkeit zu bewerten.

Eine Herausforderung besteht darin, die Gesamtheit aller Maßnahmen in den Blick zu nehmen. Einzelne Wirkungsstudien bewerten in der Regel die Wirksamkeit bestimmter Maßnahmen für eine bestimmte Gruppe und in einem bestimmten Zeitraum. Sie geben daher keine generelle Antwort auf die Frage, welche Maßnahmentypen berufliche Verläufe fördern können. In diesem Kapitel werden die Wirkungen von Maßnahmen deshalb mit Hilfe einer Analyse empirischer Studien bewertet.

Dabei interessieren gleichermaßen Interventionen, die sich an Arbeitslose richten und deren Arbeitsmarktintegration befördern wollen, und Interventionen, die sich an Beschäftigte richten. Letztere haben zum Ziel, präventiv den Eintritt in Arbeitslosigkeit zu verhindern und darüber hinaus berufliche Aufstiege (z. B. im Hinblick auf die Entlohnung) zu erleichtern. Zielrichtung, Zielgruppen und Ergebnisse dieser beiden Arten von Studien sind so unterschiedlich, dass es sinnvoll ist, die Analyse danach zu strukturieren.

Zu den Wirkungen der aktiven Arbeitsmarktpolitik gibt es eine Vielzahl von Studien, die in zwei neueren Meta-Analysen zusammengefasst wurden (Card, Kluge und Weber 2018, Vooren, Haelermans, Groot und Maassen van den Brink 2019). Während die Literatursuche für die Studie von Card et al. im Jahr 2014 durchgeführt wurde, liegt die Abschnidegrenze bei Vooren et al. (2019) erst Ende 2017 (Vooren et al. 2019). Seitdem sind zwar noch weitere Studien erschienen, dies rechtfertigt jedoch nicht eine grundständig neue Meta-Analyse. Daher werden die Ergebnisse der vorliegenden Meta-Studien in Abschnitt 14.2 zusammengefasst und durch die Hinzunahme neuerer Studien ergänzt. Zu den Maßnahmen für Beschäftigten stammt die letzte Meta-Analyse (Haelermans und Borghans 2012) dagegen aus dem Jahr 2012, so dass hier eine neue Meta-Analyse sinnvoll ist (Abschnitt 14.3).

14.2 Bestehende Studien – ein Literaturüberblick

14.2.1 Aktive Arbeitsmarktpolitik und Maßnahmen für Arbeitslose

Im Hinblick auf die (intra-generationale) soziale Mobilität interessiert nicht die Wirkung aktiver Arbeitsmarktpolitik schlechthin, sondern solche Wirkungen, die zu einer Zunahme der Mobilität über den Lebensverlauf führen. Dazu müssen zum einen die langfristigen Wirkungen von Maßnahmen betrachtet werden. Kurzfristige, nicht nachhaltige Übergänge aus Arbeitslosigkeit in Beschäftigung spielen im Kontext des gesamten Lebensverlaufs eine relativ geringe Rolle. Solche kurzfristigen und nicht nachhaltigen Wirkungen sollten daher nicht in die Betrachtung einbezogen werden. Zum anderen sollte das Potenzial der Maßnahmen für die Überwindung von Lebenslagen wie Einkommensarmut oder geringer Beschäftigungsintensität betrachtet werden. Hierzu kommt es darauf an, welche Zielgruppen von den Maßnahmen profitieren: Richtet sich eine Förderung besonders an benachteiligte Personengruppen? Oder ist eine Maßnahme, die sich an eine breite Zielgruppe richtet, bei diesen Benachteiligten besonders wirksam?

Die vorliegenden Meta-Analysen von Card et al. (2018) sowie Vooren et al. (2019) unterscheiden durchgängig nach kurz- und längerfristigen Effekten. Card et al. (2018) analysieren 207 Studien mit insgesamt 857 Schätzergebnissen für unterschiedliche Gruppen von Geförderten sowie für unterschiedliche Zeitpunkte. Die weitaus meisten Schätzungen betreffen die Auswirkungen auf den Beschäftigungsstatus oder Übergänge zwischen den Status. Nur 21 % betrachten die Löhne, Verdienste oder Einkommen. 111 Studien bzw. 490 Ergebnisse beziehen sich auf die Wirkung auf die Beschäftigung als abhängige Variable. Diese werden separat nach Größenordnung des Effekts ausgewertet. Die meisten Ergebnisse (48 %) betreffen die kurze Frist (weniger als ein Jahr nach Ende der Förderung), weitere 35 % beziehen sich auf die Zeit ein bis zwei Jahre danach und 16 % auf die längere Frist ab zwei Jahren.

Betrachtet man alle Instrumente der aktiven Arbeitsmarktpolitik zusammen, hat die Politik kurzfristig (weniger als ein Jahr nach Programmende) relativ geringe durchschnittliche Auswirkungen, die jedoch mittelfristig (ein bis zwei Jahre nach Programmende) und längerfristig (mehr als zwei Jahre danach) deutlich ansteigen. Sowohl hinsichtlich der Größenordnung als auch hinsichtlich des Zeitverlaufs der Effekte muss dabei zwischen unterschiedlichen Arten von Maßnahmen unterschieden werden. Card et al. (2018) unterscheiden zwischen Bildungs- bzw. Trainingsmaßnahmen, Maßnahmen zur Unterstützung der Vermittlung, öffentlicher Beschäftigung und Subventionen für die Einstellung Arbeitsloser an private Arbeitgeber. Eine langfristige Wirksamkeit ist insbesondere bei Bildungsmaßnahmen festzustellen: 35 % haben auf kurze Sicht einen signifikanten positiven Einfluss, langfristig jedoch 67 %. Bei Maßnahmen zur Unterstützung der Vermittlung sind es dagegen anfänglich 53 %, dieser Anteil geht langfristig auf 43 % zurück. Auch die Subventionen an Arbeitgeber haben auf einen längeren Horizont gesehen große positive Auswirkungen. Allerdings stufen die Autoren diese Effekte als weniger belastbar ein, da sie sich nur im Vergleich zwischen Studien, nicht aber im Vergleich von Ergebnissen derselben Studie für unterschiedliche Zeithorizonte einstellen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die positiven Ergebnisse vieler Studien zu den Lohnsubventionen durch Mitnahmeeffekte beeinflusst sein dürften (Boockmann, Zwick, Ammermüller und Maier 2012).

Wichtig für die soziale Mobilität ist auch, wer von den Programmen profitiert: Personen in schwierigen Lebenslagen, oder eher diejenigen, die auch sonst bessere Chancen haben? Bei Card et al. (2018) zeigt sich, dass sich auch dies nach den Maßnahmetypen unterscheidet. Benachteiligte, verstanden als Personen mit niedrigem Einkommen und bisher geringer Erwerbsbeteiligung, profitieren tendenziell eher von Maßnahmen im Kontext der Vermittlung und weniger von Bildungsmaßnahmen, wobei der Effekt der Gruppe auf die Wirkung der Bildungsmaßnahmen nicht signifikant ist. Im Gegensatz dazu ist Weiterbildung für Langzeitarbeitslose besonders wirksam.

Vooren et al. (2019) extrahieren die Schätzungen der Programmauswirkungen auf die Arbeitsergebnisse der Teilnehmer in Form standardisierter Effektgrößen sechs, zwölf, 24 und 36 Monate nach Programmstart. Insgesamt enthalten die einbezogenen 57 Studien 654 Effektschätzungen zu verschiedenen Zeitpunkten nach Programmstart. Die häufigste Art der Maßnahme ist mit 252 Beobachtungen die geförderte Weiterbildung. Deutschland ist ähnlich wie bei Card et al. (2018) bei weitem am stärksten vertreten (372 Beobachtungen). In fast 87 % der Fälle ist der Arbeitsmarktstatus die betrachtete Größe, in 8 % die Verweildauer im Status und nur in 5 % der Fälle wird das Arbeitseinkommen betrachtet. Fast alle Studien verwenden einen nicht-experimentellen Schätzansatz, darunter beruhen allein 576 Ergebnisse auf dem Matching-Verfahren.

Da die Wirkungen vom Maßnahmeneintritt angemessen werden, sind Lock-in-Effekte in den Ergebnissen enthalten. Das betrifft besonders die Beschäftigungsprogramme des öffentlichen Sektors. Mit Fortschreiten der Zeit und Verlassen des Programms geht die Bedeutung der Lock-in-Effekte zurück. Bei öffentlichen Beschäftigungsprogrammen werden die durchschnittlichen Effekte erst nach 36 Monaten positiv. Keine oder geringere Lock-in-Effekte gibt es bei den Dienstleistungen im Rahmen der

Vermittlung und bei den Weiterbildungsprogrammen. Weiterbildungen haben von Anfang an positive Effekte, die tendenziell mit zunehmender Zeitdauer stärker werden. Im Vergleich zu Card et al. (2018) ist das Zeitprofil der Wirkungen ähnlich, jedoch sind die langfristigen Effektgrößen vergleichsweise gering. Im Gegensatz zu Card et al. (2018) kann die Nullhypothese, dass Weiterbildungsmaßnahmen insgesamt keinen Effekt haben, getestet werden. Im Ergebnis kann die Nullhypothese weder in kurz- noch langfristiger Betrachtung zurückgewiesen werden. Möglicherweise ist das auf die Methode zurückzuführen, möglicherweise dokumentiert es jedoch auch die großen Unterschiede zwischen den Studien, die langfristige Effekte schätzen.

Insgesamt haben Trainingsmaßnahmen den vorliegenden Studien zufolge das größte Potenzial, langfristig auf die beruflichen Verläufe von Arbeitslosen einzuwirken. Dabei stellt sich sofort die Frage, wie diese Maßnahmen beschaffen sein und welche Fähigkeiten sie stärken sollen. Hierzu bedarf es einer genaueren Betrachtung einzelner Studien. Im Folgenden soll insbesondere auf neuere Forschungsergebnisse für Deutschland verwiesen werden.

Eine Studie von Osikominu (2013), die in der Meta-Analyse von Card et al. (2018), aber nicht von Voooren et al. (2019) berücksichtigt wurde, untersucht die dynamischen Auswirkungen von kurzfristiger, auf die Arbeitssuche ausgerichteter Ausbildung und langfristiger, auf das Humankapital konzentrierter Ausbildung für Deutschland. Eine Teilnahme an einem Kurzzeittraining mit einer durchschnittlichen geplanten Dauer von vier Wochen hat keine nennenswerte Lock-In-Wirkung. Vielmehr wird die Vermittlungsquote der Teilnehmenden erhöht. Dieser Vorteil verschwindet jedoch relativ schnell; der Unterschied zwischen der Abgangswahrscheinlichkeit aus der Arbeitslosigkeit mit und ohne Kurzzeittraining ist bereits drei Monate nach dem geplanten Programmende gering. Insgesamt reduziert das Kurzzeittraining die verbleibende Arbeitslosenzeit um drei Wochen.

Das Muster unterscheidet sich für langfristige, personalintensive Schulungen mit einer durchschnittlichen geplanten Dauer von mehr als 200 Tagen. Während der Weiterbildung treten Lock-in-Effekte auf, nach dem Ende der Weiterbildung sind aber starke und anhaltend positive Auswirkungen auf die Austrittsquote in die Beschäftigung festzustellen. Dieser Effekt nimmt mit der Zeit langsam ab. Ein Jahr nach dem geplanten Programmende liegt die Abgangsquote mit Teilnahme noch immer um rund 40 % höher als ohne Weiterbildung. Im Hinblick auf die soziale Mobilität ist auch bemerkenswert, dass die Einkommen von Personen, die in Beschäftigung integriert worden sind, höher sind, wenn diese Personen vorher an einer Weiterbildung teilgenommen haben. Dies gilt besonders für Geringqualifizierte ohne abgeschlossene Berufsausbildung und Angehörige manueller Berufe sowie einfacher Dienstleistungsberufe.

Ähnliche Ergebnisse finden sich in Biewen, Fitzenberger, Osikominu und Paul (2014), wobei ihre Ergebnisse eher günstig für kurzfristige Weiterbildungsmaßnahmen und eher ungünstig für längere Programme sind. Eine Rolle spielt dabei die Arbeitslosigkeitsdauer. Längerfristige Maßnahmen sind besonders nach einer Arbeitslosigkeitsdauer von mindestens sechs Monaten wirkungsvoll. Das hängt damit zusammen, dass die Lock-in-Effekt in einem frühen Stadium der Arbeitslosigkeit besonders hoch sind; ohne die Teilnahme hätte ein hoher Anteil der Teilnehmenden auf anderem Weg eine Beschäftigung gefunden. Ein weiterer Effekt besteht darin, dass Weiterbildungsmaßnahmen verhindern, dass Arbeitslose sich ganz vom Arbeitsmarkt zurückziehen. Abstiege in Erwerbsarmut können so vermieden werden.

Das zeitliche Muster, dass Weiterbildungsmaßnahmen zunächst die Übergänge in Beschäftigung reduzieren, auf lange Sicht aber günstig beeinflussen, findet sich auch in den Studien von Huber, Lechner und Strittmatter (2018) sowie Doerr, Fitzenberger, Kruppe, Paul und Strittmatter (2017). Huber et al. (2018) beschäftigen sich mit den Effekten von Bildungsgutscheinen nach § 81 SGB III. Dabei kann schon die Ausgabe eines Bildungsgutscheins Lock-in-Effekte auslösen, wenn die Arbeitslosen eher nach Weiterbildungsmöglichkeiten als nach einer neuen Beschäftigung suchen. Erst nach drei bis

dreieinhalb Jahren werden die Effekte auf die Wahrscheinlichkeit, sozialversicherungspflichtig beschäftigt zu sein, positiv. Nach den Ergebnissen von Doerr et al. (2017) stellen sich langfristig positive Ergebnisse nur für Geringqualifizierte und nur für mehrjährige Umschulungen, die zu einem berufsqualifizierenden Abschluss führen, ein.

Dieser letzte Befund rückt neben der Wichtigkeit der Zielgruppe die Art der Weiterbildung neben der Dauer in den Vordergrund. Im Hinblick auf die Inhalte der Weiterbildungsmaßnahmen ergibt die Literatur allerdings nur vergleichsweise wenige verallgemeinerbare Aussagen. Stenberg und Westerland (2015) vergleichen zwei Arten von Weiterbildung: zum einen ein Schuljahr auf dem Niveau der Sekundarschule II für Erwachsene, in dem berufsunspezifische Kenntnisse vermittelt werden, zum anderen die Teilnahme an einem Programm beruflicher Weiterbildung. In den Daten können die Teilnehmenden über einen Zeitraum von ca. zwölf Jahren nachverfolgt werden. Auf Sicht von bis zu sechs Jahren führt das allgemeine Bildungsprogramm zu deutlich geringeren Arbeitseinkommen als die spezifische Weiterbildung. Danach gleichen sich die Effekte an. Nur für Frauen deutet sich am Ende der Beobachtungsperiode ein leichter Einkommensvorteil für Teilnehmerinnen an allgemeiner Bildung an. Auch hier gilt, dass die Zuordnung von Programmen und Teilnehmenden für die Folgen auf die soziale Mobilität von erheblicher Bedeutung ist.

14.2.2 Maßnahmen für Beschäftigte

Die Effekte von Weiterbildung auf die soziale Mobilität lassen sich nach den Ergebnissen gliedern, die durch die Weiterbildung beeinflusst werden. In vielen Fällen ist der Lohn bzw. Arbeitsverdienst die betrachtete Zielgröße. Die bis zum Jahr 2010 vorhandene Literatur wird durch die Meta-Analyse von Haelermans und Borghans (2012) erfasst. Insgesamt 38 Studien mit 71 Einzelergebnissen gehen in die Analyse ein. Nach den Ergebnissen beträgt der durchschnittliche Effekt des Besuchs einer Weiterbildung auf den Lohn 2,6 %. Die Erträge der Weiterbildung sind dabei in Studien, die fortgeschrittene Techniken zur Korrektur von Selektivitätsverzerrungen verwenden, geringer. Das liegt daran, dass von einer positiven Selektivität ausgegangen werden kann: Beschäftigte, die auch sonst bessere Erfolgsaussichten am Arbeitsmarkt haben, nehmen häufiger an Weiterbildung teil. In diesem Fall ist es schwierig, die günstige Ausgangslage vom Effekt der Weiterbildung zu trennen. Ferner ergibt die Studie, dass die Altersgruppe bis 35 Jahre höhere Weiterbildungserträge verzeichnet als Ältere. Die Meta-Analyse in Abschnitt 14.3 setzt die Analyse von Haelermans und Borghans (2012) auf einer neueren Datenbasis fort. Dabei wird zusätzlich zwischen berufsspezifischer und nicht berufsspezifischer Weiterbildung sowie zwischen Organisationsformen (institutionalisiertes Lernen in Kursen und Lehrgängen versus informelles Lernen) unterschieden.

Abgesehen von den Auswirkungen auf Löhne und Einkommen werden in der Literatur auch die Wirkungen auf die Beschäftigung betrachtet. Das ist vor allem für Maßnahmen relevant, die präventiv den Austritt aus der Erwerbstätigkeit bzw. den Eintritt in die Arbeitslosigkeit verhindern sollen. Eine solche Maßnahme ist das Programm „Weiterbildung Geringqualifizierter und beschäftigter älterer Arbeitnehmer in Unternehmen“ (WeGebAU) der BA. Die Studie von Dauth und Toomet (2016) zeigt, dass das Programm die Wahrscheinlichkeit der Teilnehmenden, in abhängiger Beschäftigung zu bleiben, auf mittlere Sicht (ein bis zwei Jahre nach Beginn der Weiterbildung) um 2 bis 2,5 Prozentpunkte erhöht. Besonders Ältere ab 55 Jahren blieben häufiger beschäftigt, anstatt vorzeitig aus dem Erwerbsleben auszuschneiden. Evaluationsergebnisse für ein weiteres Programm der Förderung von Weiterbildung, das Bundesprogramm Bildungsprämie, deuten jedoch nicht auf positive Beschäftigungseffekte hin (Görlitz und Tamm 2016). Auch hinsichtlich weiterer Ergebnisse wie z. B. die Bewältigung beruflicher Anforderungen oder die Arbeitszufriedenheit erwies sich das Bundesprogramm als unwirksam (Bauer et al. 2019).

Weitere Studien ermitteln die Effekte von betrieblicher (nicht geförderter) Weiterbildung auf den Verbleib in Beschäftigung. So zeigen Picchio und van Ours (2013), dass Beschäftigte, die an einer Weiterbildung teilgenommen hatten, mit einer um 3 bis 4 Prozentpunkte geringeren Wahrscheinlichkeit im Folgejahr nicht beschäftigt waren als solche Personen, die nicht an Weiterbildung teilnahmen. Bei den Älteren ab 50 Jahren fielen diese Effekte größer aus als bei den Jüngeren. Dagegen finden Boockmann, Fries und Göbel (2018), dass in Firmen, die Weiterbildung für Ältere anbieten, die Beschäftigungsdauer Älterer nicht länger ist als in anderen, ansonsten vergleichbaren Betrieben. Eine mögliche Erklärung für die Unterschiede zwischen den Weiterbildungsprogrammen könnte in der Art der Weiterbildung bestehen. Wenn es sich um Arbeitgeber-geförderte Weiterbildung handelt, ist diese in der Regel auf den Bedarf des Unternehmens zugeschnitten und wird an diejenigen vergeben, die das Unternehmen im Unternehmen halten möchte. Nach den Ergebnissen von Dietz und Zwick (2016) kommt es für den Verbleib bei einem bestimmten Arbeitgeber außerdem auf die Portabilität der erworbenen Kenntnisse an.

Neben dem Lohneffekt von Weiterbildungen und dem Effekt auf den Verbleib in Beschäftigung untersuchen einige Studien die Auswirkungen auf den Wechsel der Tätigkeiten, des Arbeitgebers oder der Branche. Das ist für die soziale Mobilität insofern relevant, als ein Wechsel des Arbeitgebers oft mit einer besseren beruflichen Position und einem höheren Einkommen einhergeht (Boockmann und Steffes 2010). In einer Studie für die Niederlande nutzen Hidalgo et al. (2014) hierzu ein Zufallsexperiment, in welchem Gutscheine für Weiterbildungen vergeben wurden. Sie finden keine signifikanten Auswirkungen der Gutscheine auf die Mobilität, weder zwischen Arbeitgebern in derselben Branche noch zwischen verschiedenen Branchen. Dagegen haben Weiterbildungsgutscheine nach den Ergebnissen von Görlitz und Tamm (2016) Effekte auf die beruflichen Tätigkeiten der Geförderten. Diese übten nach der Teilnahme mehr analytische Nicht-Routinetätigkeiten aus als die Kontrollgruppe. Insgesamt nahm die Anzahl der ausgeübten Tätigkeiten zu, was Görlitz und Tamm als eine Zunahme der Komplexität der beruflichen Tätigkeit infolge der Weiterbildung interpretieren.

14.3 Eine Meta-Analyse der Weiterbildung für Beschäftigte

Die Meta-Analyse bietet die Möglichkeit, die Ergebnisse einer Mehrzahl von Studien unter mehreren Gesichtspunkten zusammenzufassen. Zum einen kann ein durchschnittlicher Effekt über alle Studien hinweg ermittelt werden. Zum anderen können Unterschiede im geschätzten Effekt auf die Definition der Zielgruppe, die Art der Weiterbildung und weitere Faktoren zurückgeführt werden.

Unter Weiterbildung werden im Folgenden alle Formen von Lehrgängen, Kursen, Maßnahmen der Erwachsenenbildung sowie informelle Weiterbildung und selbstorganisiertes Lernen verstanden. In einigen Fällen wird die Nutzung von Gutscheinen untersucht, mit denen Weiterbildungen finanziert werden können, die sich die Beschäftigten selbst aussuchen. Es werden nur Maßnahmen einbezogen, die sich an Beschäftigte nach der beruflichen Erstausbildung richten. Die Berufsausbildung wie z. B. eine duale Berufsausbildung in Deutschland wird nicht berücksichtigt. Keine der Studien umfasst institutionalisierte Weiterbildung im Sinne z. B. einer deutschen Meisterausbildung oder langfristige Umschulungen. In der Analyse wird danach getrennt, ob die Inhalte der Weiterbildung berufsbezogen oder allgemein sind. In vielen Fällen trennen die Studien jedoch nicht danach und untersuchten jegliche Art von Weiterbildung (z. B. in allgemeinen Umfragen).

In die folgende Meta-Analyse werden nur Studien einbezogen, die einen Effekt der Weiterbildung auf das Arbeitseinkommen oder den Stundenlohn schätzen. Anders als in der Meta-Analyse in Kapitel 8 ist die Ergebnisvariable insofern einheitlich. Aus allen Studien kann ein prozentualer Effekt errechnet werden. Dadurch ist es möglich, auch die Stärke der Effekte direkt in die Analyse einzubeziehen.

14.3.1 Vorgehen

Um die Forschungsliteratur möglichst vollständig zu erfassen, wurden die verfügbaren wirtschaftswissenschaftlichen Literaturdatenbanken⁷² systematisch nach bestimmten Schlüsselwörtern⁷³ durchsucht. Da Haelermans und Borghans (2012) in ihrer Meta-Analyse die Literatur vor 2010 schon weitestgehend analysiert haben, beschränkte sich die Recherche auf Studien, die im Jahr 2008 oder später veröffentlicht wurden. Die leichte zeitliche Überschneidung wurde mit Blick auf die Studienzahl in Kauf genommen.

Um einen möglichst vollständigen Datensatz zu erhalten, wurde die Recherche nach einem Schneeballsystem durchgeführt, bei welchem die Zitations- und Referenzlisten schon aufgenommener Studien durchsucht wurden. Viele der gefundenen Studien untersuchen, wie im letzten Abschnitt erwähnt, neben den Lohneffekten von Weiterbildungen auch die Auswirkungen auf andere Größen. Die folgende Analyse konzentriert sich jedoch auf den Lohneffekt von Weiterbildungen. Diese Festlegung wurde vorgenommen, da die Entwicklung von Löhnen und Arbeitseinkommen eine entscheidende Messgröße für die intragenerationale soziale Mobilität ist und da die Entlohnung eine einheitliche Ergebnisgröße ist, die es erlaubt, die Effekte im Unterschied zur Meta-Analyse in Kapitel 8 dieses Berichts auch zu quantifizieren.

Alle ökonometrischen Studien, die entweder als Veröffentlichung oder als „graue Literatur“ (Discussion Paper, Working Paper, Internet-Veröffentlichung) vorliegen, wurden in eine erste Auswahl mit aufgenommen. Bei der finalen Auswahl der Studien wurden folgende Kriterien berücksichtigt:

- Die Studie wurde im Jahr 2008 oder später veröffentlicht.
- Die Studie schätzt einen Effekt von Weiterbildung auf den Lohn oder das Arbeitseinkommen.
- Die Teilnehmenden sind Beschäftigte und nicht arbeitslos.
- Die Studie schätzt die Wirkungen auf der Basis eines Vergleichs zwischen Teilnehmenden an Weiterbildung und einer Kontrollgruppe von Nichtteilnehmenden.
- Die Studie ist auf Deutsch oder Englisch verfasst; deutschsprachige Studien, die die übrigen Kriterien erfüllen, wurden indes nicht gefunden.

Die verbliebenen Studien wurden einheitlich codiert. Eine Beobachtungseinheit bildet dabei eine Schätzung für eine bestimmte Zielgruppe und eine bestimmte Art der Weiterbildung. Studien, die Ergebnisse für mehrere Zielgruppen oder mehrere Arten der Weiterbildung bereitstellen, gehen also mit mehreren Beobachtungen in die Datenbasis ein. Darüber hinaus wurden auch unterschiedliche Identifikationsstrategien für die geschätzten Effekte getrennt erfasst. Beispielsweise vergleichen einige Studien die für unterschiedliche Kontrollgruppen – alle Nichtteilnehmenden, nur solche Nichtteilnehmenden, die teilnehmen wollten, jedoch nicht durften – geschätzten Effekte. Diese Unterschiede sind aufschlussreich für die Größe von Selektivitätseffekten, die im Folgenden auch ermittelt werden, und werden deshalb in der Datenbasis berücksichtigt. Als Resultat ergaben sich 22 Studien mit insgesamt 85 Beobachtungen.

Mit dem Kodierschema für die Standardisierung der Studieneigenschaften wurden Informationen zur Art der Weiterbildung, zur Definition der Zielgruppe, zu den verwendeten Daten, zum Schätzverfahren sowie zu weiteren Merkmalen erfasst. An der Kodierung waren ein Wissenschaftler und eine studentische Hilfskraft beteiligt. Nicht übereinstimmende Kodierungen wurden systematisch geprüft, wobei Nichtübereinstimmungen selten vorkamen. Häufig wiesen allerdings die zugrundeliegenden

⁷² Plattformen waren <https://ideas.repec.org>, <https://www.econstor.eu> und <https://econpapers.repec.org> und <https://www.sciencedirect.com/>

⁷³ Hierzu wurden die Schlüsselwörter „training“, „on-the-job training“ und „wage returns“ genutzt.

Studien zu einem Merkmal keine eindeutigen Informationen auf. In diesen Fällen wurden die Merkmale als „nicht verfügbar“ klassifiziert.

14.3.2 Beschreibung der Studienergebnisse

Die Studien schätzen den Effekt der Teilnahme an Weiterbildung auf den (Brutto-) Stundenlohn oder in einigen Fällen, in denen administrative Daten genutzt werden, das jährliche (Brutto-) Arbeitseinkommen; im Folgenden sprechen wir generell vom Lohn als der Ergebnisgröße. Alle berichteten Schätzergebnisse lassen sich in einen prozentualen Effekt der Weiterbildung auf den Lohn umrechnen, so dass sie in der Dimension vergleichbar sind. Der geschätzte Effekt von Weiterbildung auf den Lohn ist für die Hälfte der Schätzergebnisse positiv und signifikant (siehe Tabelle 14.1). In 45% der Fälle sind die Ergebnisse statistisch insignifikant.

Tabelle 14.1 Studienergebnisse: Signifikanz und Wirkungsrichtung

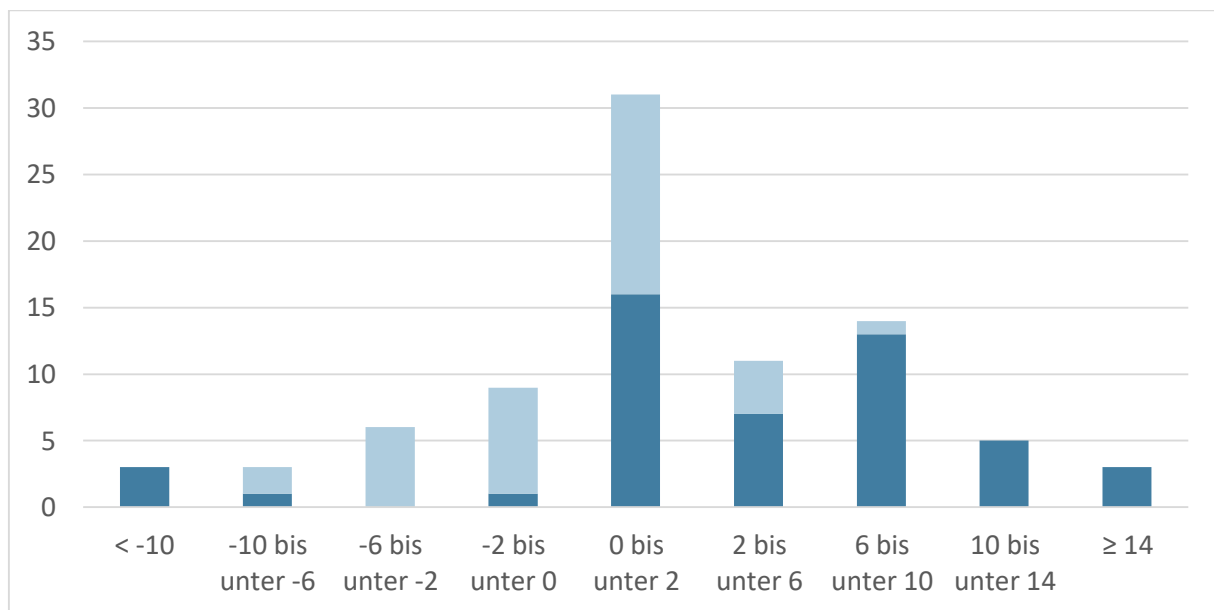
Richtung	Anzahl	Prozent
Positiv, $p < 0,01$	28	33
Positiv, $p < 0,05$	14	16
Insignifikant	38	45
Negativ, $p < 0,05$	4	5
Negativ, $p < 0,01$	1	1

Quelle: IAW-Literaturdatenbank.

In 5 % der Fälle findet sich ein signifikant negativer Effekt von Weiterbildung. Dahinter können sich negative Selektionseffekte verbergen, wenn die Weiterbildung beispielsweise besonders von denjenigen genutzt wird, welche advers vom Strukturwandel betroffen sind und daher einen besonderen Grund haben sich weiterzubilden (Stenberg, de Luna und Westerlund 2014).

Im (ungewichteten) Mittelwert impliziert der geschätzte Effekt einen Lohnaufschlag von 2,2 %, der Median-Effekt beträgt 0,9 %. Dies ist geringer als der in der Meta-Studie von Haelermans und Borghans (2012) aufgeführte ungewichtete Mittelwert von 8,4 %. Der Unterschied dürfte kaum daran liegen, dass Weiterbildung zu früheren Zeitpunkten wirkungsvoller war. Vielmehr dürfte er zum großen Teil darauf zurückzuführen sein, dass die in dieser Analyse zugrundeliegenden neueren Studien eine konservativere Methodik anwenden und die positive Selektion in die Teilnahme an Weiterbildung sorgfältiger berücksichtigen.

Abbildung 14.1 zeigt die Verteilung der geschätzten Effekte, wobei zwischen statistisch signifikanten und insignifikanten Effekten unterschieden wird. Die Verteilung gibt Anhaltspunkte dafür, ob die Gesamtheit der berücksichtigten Studien von einer Publikationsverzerrung (publication bias) betroffen ist. Eine solche Verzerrung tritt auf, wenn sich Ergebnisse mit statistisch signifikanten Ergebnissen leichter und besser publizieren lassen als Ergebnisse mit insignifikanten Ergebnissen. Die Folge könnte beispielsweise sein, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler darauf verzichten, insignifikante Ergebnisse zu wissenschaftlichen Studien auszuarbeiten. Infolgedessen fehlen diese insignifikanten Ergebnisse in der publizierten wissenschaftlichen Literatur.

Abbildung 14.1 Verteilung der geschätzten Effekte

Quelle: IAW-Literaturdatenbank.

Erläuterung: Auf der X-Achse ist der geschätzte Effekt in Prozent angegeben. Die Y-Achse zeigt die Anzahl der Beobachtungen. Dunkle Färbung: statistisch signifikant (5 %-Niveau), helle Färbung: insignifikant.

Ein Anzeichen für eine solche Publikationsverzerrung ist eine asymmetrische Verteilung der geschätzten Effekte. Unter der Annahme, dass die geschätzten Effekte nur aufgrund von unsystematischen Faktoren, beispielsweise den jeweils verwendeten Zufallsstichproben, voneinander abweichen, folgt die Verteilung einer Normalverteilung. Dies ist nach Abbildung 14.1 für die verwendeten Studienergebnisse offenbar nicht der Fall. Vielmehr ist die Verteilung rechtsschief und weist in der Kategorie „6 % bis unter 10 %“ einen zweiten Modus auf, insbesondere wenn nur die signifikanten Studienergebnisse berücksichtigt werden. Dies könnte daran liegen, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Schätzergebnisse in dieser Größenordnung und Signifikanz erhielten, einen besonderen Anreiz hatten, diese Ergebnisse zu veröffentlichen, während kleinere oder negative und insignifikante Ergebnisse als nicht publikationsfähig verworfen wurden. Wenn die Ergebnisse einer solchen Publikationsverzerrung unterliegen, stellt der Mittelwert von 2,2 % für den Effekt der Weiterbildung eine Überschätzung des wahren Effekts dar. Die Form der Verteilung ist allerdings nicht vollständig beweiskräftig für eine Publikationsverzerrung, weil sich Häufungen in der Verteilung auch aufgrund von systematischen Unterschieden ergeben könnten. Im Folgenden wird daher den Determinanten der geschätzten Effekte nachgegangen.

14.3.3 Faktoren zur Erklärung der geschätzten Lohneffekte

Die Faktoren, die zur Erklärung der Unterschiede herangezogen werden, lassen sich in Merkmale der Weiterbildung, der Zielgruppe und des Studiendesigns untergliedern. Tabelle 14.2 führt die berücksichtigten Faktoren mit Absolutzahlen des Auftretens und Anteilen an der Datenbasis auf.

Wie zu erkennen ist, lässt sich in den Studien zwischen berufsbezogener und nicht berufsbezogener Weiterbildung unterscheiden. Berufsbezogene Weiterbildung findet zumeist in Form von Lehrgängen und Kursen, aber auch als informelles Lernen statt. Berufsbezogene Weiterbildung wird oft am Arbeitsplatz durchgeführt und vom Arbeitgeber finanziell getragen.

Tabelle 14.2 Einbezogene Faktoren zur Erklärung unterschiedlicher Ergebnisse

Gruppe	Variable	Anzahl	Anteilswert
1	Art: Alle Arten	36	42
1	Art: Berufsbezogen	34	40
1	Art: nicht berufsbezogen	15	18
2	Finanzierung: Arbeitgeber	25	29
2	Finanzierung: Mit privatem Anteil	10	12
2	Finanzierung: Mit staatlichem Anteil	4	5
2	Finanzierung: Keine Angabe	46	54
3	Zeit: in der Arbeitszeit	60	71
3	Zeit: Keine Angabe	25	29
4	Dauer: Kurz	27	32
4	Dauer: Lang	24	28
4	Dauer: Keine Angabe	34	40
5	Organisation: Formell	28	33
5	Organisation: Informell	4	5
5	Organisation: Keine Angabe	53	62
6	Zielgruppe: Männer	5	6
6	Zielgruppe: Ältere Beschäftigte	13	15
6	Zielgruppe: Frauen	6	7
6	Zielgruppe: Arbeiter	7	8
6	Zielgruppe: Angestellte, Qualifizierte	12	14
6	Zielgruppe: alle	42	49
7	Befragung: Ad-hoc	14	16
7	Befragung: allgemein	71	84
8	Land: Deutschland	19	22
8	Land: Europa	45	53
8	Land: Rest der Welt	21	25
9	Daten: Beschäftigtenbefragung	33	39
9	Daten: Arbeitgeberbefragung	2	2
9	Daten: Matched Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Daten	23	27
9	Daten: Umfrage Weiterbildungsteilnehmer	27	32
10	Methode: OLS	24	28
10	Methode: Fixed Effects	22	26
10	Methode: IV oder Heckmann	8	9
10	Methode: Leuven, Oosterbeek	12	14
10	Methode: Propensity Score Matching	19	22

Quelle: IAW-Literaturdatenbank.

Bei nicht berufsbezogener Weiterbildung sind die Inhalte nicht arbeitsspezifisch, sondern betreffen allgemeine Kompetenzen und Fähigkeiten. In vielen Studien (entsprechend 42 % der Schätzergebnisse) ist es jedoch aufgrund mangelnder Differenzierung in den Daten nicht möglich, berufsbezogene und nicht berufsbezogene Weiterbildung zu unterscheiden. Auch zur Finanzierung und zur Dauer der Weiterbildung finden sich in vielen Studien keine Angaben. Es geht jedoch aus den Studien

klar hervor, dass es sich in keinem Fall um Maßnahmen von langer Dauer handelt. Insbesondere sind keine Wirkungsstudien zu längeren Lehrgängen, die zu einem beruflichen Zertifikat wie z. B. der deutschen Meisterprüfung führen, in den Daten enthalten. Sofern Angaben zur Organisation des Lernens (formell z. B. in Form von Kursen und Lehrgängen, informell z. B. in Form von Unterweisungen „on the job“ oder Selbststudium) vorhanden sind, dominiert die formelle Weiterbildung.

Die Hälfte der analysierten Weiterbildungsmaßnahmen richtet sich nicht an eine spezifische Zielgruppe. Wenn nach Zielgruppen differenziert wird, so geschieht dies nach groben Berufsgruppen (Arbeiter, Angestellte) bzw. Qualifikationen, nach dem Alter (spezifische Maßnahmen für Ältere) oder (relativ selten) nach dem Geschlecht.

Zu den Studienmerkmalen gehört die Datengrundlage. In einigen Fällen wurden die Daten für das jeweilige Forschungsprojekt eigens erhoben, in der weit überwiegenden Zahl wurden jedoch vorhandene Befragungen verwendet. Diese richteten sich überwiegend an die Teilnehmenden bzw. an Beschäftigte, die ggf. zu früheren Zeitpunkten an Weiterbildung teilgenommen hatten. Nur sehr wenige Ergebnisse wurden auf der Grundlage von Unternehmensbefragungen geschätzt. In einem Viertel der Fälle konnten jedoch verknüpfte Daten von Arbeitgebern und Arbeitgeber genutzt werden – in der Regel bestehen diese nicht nur aus Befragungsdaten, sondern auch aus administrativen Registerdaten wie im Fall des Linked Employer-Employee-Datensatzes des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB).

Bereits in der Studie von Haerlemans und Borghans (2012) stellt sich heraus, dass das Selektivitätsproblem bei der Teilnahme an Weiterbildung in den Studien sehr unterschiedlich berücksichtigt wird. Dieses Problem besteht darin, dass oft die stärker motivierten und leistungsfähigeren Beschäftigten an Weiterbildung teilnehmen, denn gerade sie sind es, die vermutlich später auch die höchsten Erträge an Weiterbildung realisieren. Vergleicht man nun eine Gruppe Teilnehmender mit beliebigen Nichtteilnehmenden, so unterscheiden sich diese Gruppen im Hinblick auf die Motivation und Leistungsfähigkeit. Damit besteht die Gefahr, dass höhere Löhne unter den Teilnehmenden auf die Teilnahme und nicht auf die Unterschiede zwischen den Gruppen zurückgeführt werden. Der einfache Vergleich mit Personen, die nicht an der Weiterbildung teilgenommen haben, führt zu verzerrten geschätzten Effekten. Daher muss die Selektion im Schätzansatz berücksichtigt werden.

Im einfachsten Fall wird die systematische Selektion durch ein multivariates Regressionsmodell berücksichtigt (z. B. Ordinary Least Squares, OLS), in das verschiedene Merkmale der Teilnehmenden und Nichtteilnehmenden als Kontrollvariablen eingehen. Dies dürfte jedoch oft unzureichend sein, denn erstens sind nicht alle notwendigen Kontrollvariablen in den Daten enthalten und zweitens impliziert das einfache Regressionsmodell möglicherweise zu restriktive Annahmen wie die Linearität der Zusammenhänge. Daher werden zumeist alternative Identifikations- und Schätzstrategien angewendet, darunter die Verwendung von Längsschnittdaten und die damit mögliche Kontrolle für konstante un beobachtete Merkmale (26 % der Schätzungen), die Methode des Propensity Score Matching (22 %) oder Instrumentvariablenansätze (mit 9 % eher selten). In weiteren 14 % der Fälle wird versucht, die Selektivität mit der Methode von Leuven und Oosterbeek (2008) zu korrigieren. Die Kontrollgruppe besteht hier aus Beschäftigten, welche zwar an der Weiterbildung teilnehmen wollten, aber aus zufälligen Gründen (wie z. B. Krankheit) nicht teilnehmen konnten. Auf diese Art und Weise enthält der berechnete Effekt allein den Effekt der Weiterbildung und nicht den anderer Merkmale oder nicht beobachtbarer Charaktereigenschaften.

Die weit überwiegende Zahl der Studien kommt aus Europa, darunter betreffen 19 der 85 Beobachtungen Deutschland. Unter den europäischen Ländern sind ansonsten Schweden, die Niederlande und das Vereinigte Königreich stark vertreten. Unter den übrigen Staaten befindet sich insbesondere Kanada, aber auch Länder wie Malaysia, Thailand und Israel.

14.3.4 Ergebnisse der Schätzungen

Mit Hilfe einer linearen Regression werden die Unterschiede in den Studienergebnissen auf die Faktoren zurückgeführt. Die Ergebnisse dieser Meta-Regression sind in Abbildung 14.2 dargestellt. In dieser Abbildung sind nicht alle Faktoren enthalten, die in Tabelle 14.2 aufgelistet werden. Einige der Faktoren erwiesen sich als statistisch nicht erklärungs mächtig und wurden ausgeschlossen.⁷⁴ Die Tabelle A.14.1 im Anhang enthält die Koeffizienten des Modells mit allen Faktoren; die Unterschiede zur hier dargestellten Spezifikation sind relativ gering.

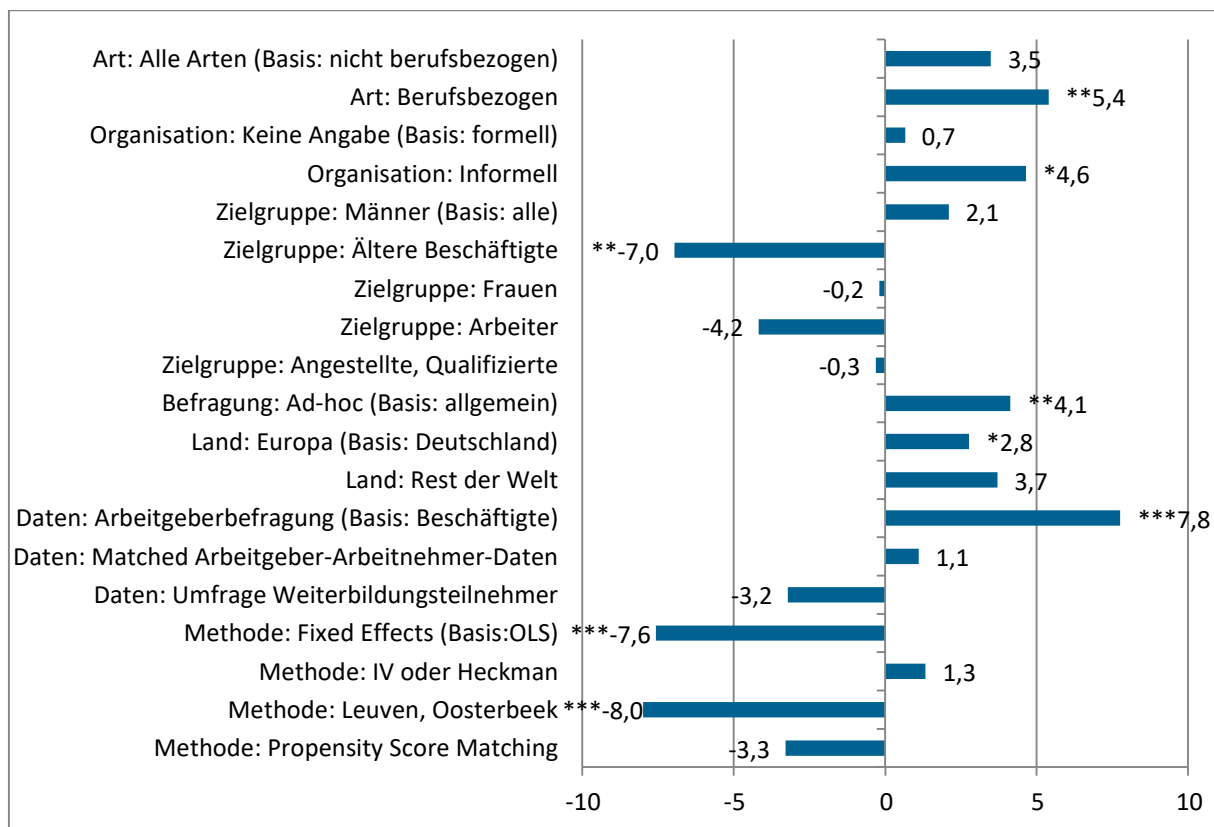
Unter den Merkmalen der Weiterbildung fällt auf, dass berufsbezogene Weiterbildung im Mittelwert einen höheren Ertrag hat als nicht berufsbezogene Weiterbildung. Der Unterschied beträgt über 5 Prozentpunkte und ist damit erheblich. Dass berufsbezogene Weiterbildung eher mit Lohnzuwächsen verbunden ist als andere Weiterbildungen, überrascht nicht, da sich die Kenntnisse im Beruf leichter verwerten lassen und zu einer höheren Produktivität führen. Inwieweit dieses Ergebnis kausal zu verstehen ist, muss allerdings dahingestellt bleiben. Möglicherweise unterliegt auch die Teilnahme an berufsbezogener und nicht berufsbezogener Weiterbildung einer unterschiedlichen Selektivität. Informelle Organisationsformen des Lernens wie z. B. On-the-job-Training gehen ebenfalls mit höheren Lohnerträgen einher.

Unter den Merkmalen der Zielgruppe zeigt sich einzig, dass Weiterbildungsmaßnahmen für Ältere zu geringeren Lohnerträgen führen als solche für Jüngere. Eine ähnliche Altersabhängigkeit des Ertrags der Weiterbildung findet sich auch bei Haelermans und Borghans (2012), wobei dort zwischen den Altersgruppen bis zu und über 35 Jahren unterschieden wird. Dass die Älteren geringere monetäre Erträge der Weiterbildung realisieren, sollte jedoch nicht so interpretiert werden, dass Weiterbildung für Ältere generell ungeeignet ist. Bei älteren Beschäftigten stehen bei der Weiterbildung oft eher nichtmaterielle Ergebnisse wie z. B. eine höhere Arbeitszufriedenheit im Vordergrund (Beicht, Krekel und Walden 2006, Zwick 2012).

Einen deutlichen Einfluss auf die Studienergebnisse hat das Studiendesign. Dies betrifft zum einen die Quelle der Daten. In Arbeitgeberbefragungen sind die Effekte höher – das liegt vermutlich daran, dass Unterschiede zwischen Firmen (Produktivität, Qualität des Managements usw.) als komplexen Organisationen in der Regel noch schwerer zu kontrollieren sind als Unterschiede zwischen Personen. Ergebnisse auf Basis von Ad-hoc-Surveys sind ebenfalls stärker positiv – möglicherweise wird hier aufgrund begrenzter Ressourcen im Einzelprojekt für weniger Sachverhalte kontrolliert.

⁷⁴ Das Kriterium war dabei, ob die jeweilige Gruppe von erklärenden Variablen in einem F-Test auf gemeinsame Signifikanz mindestens ein Signifikanzniveau von 20% erreichte. Alle Gruppen, für die das nicht zutraf, wurden aus dem Schätzansatz ausgeschlossen.

Abbildung 14.2 Geschätzte Effekte der Meta-Regression



Quelle: IAW-Literaturdatenbank.

Erläuterung: ***, ** und * bedeuten statistische Signifikanz zum 1%-, 5%- bzw. 10%-Niveau.

Den größten Einfluss haben jedoch die Schätzmethode. Ergebnisse, die mit Längsschnittdaten (fixen Effekten) und mit Hilfe einer quasi-randomisierten Kontrollgruppe erzielt werden, sind deutlich kleiner als Ergebnisse aus OLS-Schätzungen. Diese erheblichen Unterschiede weisen darauf hin, dass man bei der Bewertung der Ergebnisse von einzelnen Studien sehr genau auf die verwendete Methodik achten sollte.

14.4 Schlussfolgerungen

Die Ergebnisse für staatlich geförderte Weiterbildungsmaßnahmen für Arbeitslose zeigen, dass sich Investitionen in Bildung, Kenntnisse und Fähigkeiten nach der Erstausbildung langfristig lohnen können. Zwar sind auf kurze Sicht Unterstützungen im Vermittlungsprozess oder weniger umfangreiche Bildungsmaßnahmen besser geeignet, Arbeitslose in eine Erwerbstätigkeit zu bringen. Auf Sicht von mehreren Jahren helfen jedoch umfangreichere Maßnahmen besser, um die Teilnehmenden auch in Beschäftigung zu halten. Nach vorliegenden Studien für Deutschland können insbesondere Geringqualifizierte ihre Chancen am Arbeitsmarkt durch Weiterbildung verbessern. Weiterbildung kann also die soziale Mobilität im Lebensverlauf fördern, indem sie Arbeitslosen in langfristig stabile Erwerbsverhältnisse verhilft. Die Ergebnisse unterscheiden sich jedoch zwischen Programmen und soziodemografischen Eigenschaften der Teilnehmenden erheblich, so dass eine große Herausforderung darin besteht, bestimmte Personengruppen zu bestimmten Maßnahmen zuzuweisen. Neben der Weiterbildung können auch Subventionen an Arbeitgeber, die Arbeitslose einstellen, eine langfristig wirksame Strategie zur Förderung beruflicher Aufstiege aus der Arbeitslosigkeit sein.

Die Literatur zu Weiterbildungsmaßnahmen für Arbeitslose als Teil der weiteren Literatur zu den Wirkungen der aktiven Arbeitsmarktpolitik hat einen hohen Reifegrad erreicht. Dies ist für die Literatur zur Weiterbildung Beschäftigter weniger der Fall. Dennoch liegt zu den Wirkungen der Weiterbildung auf Löhne und Arbeitseinkommen eine so große Zahl an Studien vor, dass Meta-Analysen durchgeführt werden können. Dadurch lässt sich einschätzen, inwieweit Weiterbildung – gemessen an der Entlohnung – zu beruflichen Aufstiegen führt.

Die Ergebnisse der neuen, für diesen Bericht durchgeführten Meta-Analyse findet relativ geringe Erträge von Weiterbildung – der Durchschnittswert für die Lohnprämie infolge des Besuchs der Weiterbildung liegt bei 2 %, der Median bei knapp 1 %. Diese Werte dürften durch das Problem der Publikationsverzerrung eher noch überschätzt sein. Insbesondere Studien, die im Anschluss an Leuven und Oosterbeek (2008) die Selektivität in Weiterbildung besonders umfassend berücksichtigen, kommen zur Aussage, dass Weiterbildung die Löhne und damit die beruflichen Aufstiege nicht beeinflusst.

Diese Ergebnisse erscheinen zunächst enttäuschend, gegeben dass Weiterbildung („lebenslanges Lernen“) oft als Schlüssel zur Bewältigung des strukturellen Wandels, zur Vermeidung von beruflichen Abstiegen und zur langfristigen Verbesserung der Fachkräftesituation dargestellt wird. Die Ergebnisse der Meta-Analyse dürfen jedoch nicht zu stark verallgemeinert werden. Zum einen beschäftigen sich alle Studien mit relativ kurzen Weiterbildungen. Langfristige, berufsqualifizierende Weiterbildungen wie z. B. die deutsche Meisterausbildung werden in den zugrundeliegenden Studien nicht untersucht. Zudem sind die meisten Ergebnisse kurzfristig. Im Gegensatz zur Literatur über Weiterbildung für Arbeitslose werden die langfristigen Effekte nicht untersucht. Wenn sich das dort häufige Ergebnis übertragen lässt, dass die langfristigen Effekte größer als die kurzfristigen sind, könnten Weiterbildungen für Beschäftigte langfristig ebenfalls größere Effekte haben.

Wichtig für die weitere Forschung wäre auch die Einbettung der jeweils betrachteten Weiterbildung in den Kontext des Wissenserwerbs im Lebensverlauf. Dass eine einmalige kurze Teilnahme an einem Kurs oder Lehrgang nur begrenzte Effekte auf die beruflichen Aufstiege oder die Verhinderung von Abstiegen hat, erscheint plausibel. Der Erwerb von Wissen muss, um wirksam zu sein, vermutlich bereits vor der jeweils betrachteten Weiterbildung begonnen haben und sollte danach nicht aufhören. Diese Komplementarität des Wissenserwerbs im Beschäftigungsverlauf sollte nicht zuletzt im Hinblick auf die Konsequenzen für die soziale Mobilität in künftigen Studien stärker berücksichtigt werden.

15. Ausblick

15.1 Übergreifende Themen des Berichts

Diese Studie setzt die Analysen der beiden vorliegenden Studien zur sozialen Mobilität, die im Kontext der Armut- und Reichtumsberichterstattung erstellt wurden, fort (IAW 2015, Pollak et al. 2011). Schon hier zeigte sich, dass der Grad der intergenerationalen Persistenz im sozialen Status erheblich ist und sich nur langsam über die Geburtskohorten verändert. In der neueren Forschung wird darüber diskutiert, ob hinter dieser Persistenz der Einfluss von langfristigen, mehrere Generationen überspannenden Konstanten – genetischen Dispositionen, Vermögen, kulturellem Kapital – steht (siehe dazu Kapitel 9 dieses Berichts). Auch wenn es dafür Anzeichen gibt, legen in der Forschung identifizierte Unterschiede zwischen Ländern und Zeitpunkten nahe, dass die intergenerationale Persistenz des Status nicht durch ein universelles Gesetz sozialer Mobilität bestimmt wird. Vielmehr wird anhand des Ländervergleichs deutlich, dass der langfristige Grad der sozialen Mobilität auch von spezifischen gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen abhängt. Das macht es sinnvoll und lohnend, sich mit Institutionen und Rahmenbedingungen als Ausgangsbedingungen sozialer Mobilität zu befassen.

Dabei muss an erster Stelle das Bildungssystem in den Blick genommen werden. Wie die Analyse in Kapitel 2 und 3 dieses Berichts zeigt, sind die wesentlichen Treiber für den Trend zu mehr Offenheit und Durchlässigkeit in Westdeutschland die Bildungsexpansion und geringere Bildungsungleichheit. Die vorliegende Studie unterstreicht die herausragende Bedeutung der Bildungsexpansion und der Verringerung von Bildungsungleichheiten für die Aufstiegschancen in Deutschland. Der große Sprung in den Mobilitätsraten in den Geburtsjahrgängen Mitte der 1940er bis Mitte der 1950er Jahre kam wesentlich durch sich verringernde Bildungsungleichheiten zustande. Diese Entwicklung setzt sich im jüngeren Geburtskohorten nicht mehr fort. Betrachtet man die derzeit getroffenen Bildungsentscheidungen von Kindern und Jugendlichen und ihren Eltern, so ist festzustellen, dass diese in einem hohen Maß durch die Bildungsvoraussetzungen und Bildungsaspirationen im Elternhaus beeinflusst werden.

Die große Bedeutung des Bildungserwerbs ist ein wiederkehrendes Thema in diesem Bericht. Schon frühkindliche Bildung und Erziehung hat das Potenzial, die soziale Mobilität zu fördern. In der Meta-Analyse in Kapitel 7 bestätigt sich der Befund, dass es vor allem Kinder aus Familien mit niedrigem sozio-ökonomischen Status sind, deren weitere Verläufe durch Maßnahmen günstig beeinflusst werden. Der Einsatz solcher Maßnahmen hat das Potenzial, den Einfluss geringer Bildung, eines geringen Status oder Einkommens und geringer Bildungsaspirationen im Elternhaus zu kompensieren.

Hinter den Einfluss des Bildungssystems treten die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in der Bedeutung zurück. Einiges spricht dafür, dass die Arbeitsmarktlage zum Zeitpunkt des Berufseinstiegs (siehe dazu Kapitel 2) und der strukturelle Wandel, beispielsweise in Form des Rückgangs von Produktions- und der Zunahme von Dienstleistungstätigkeiten, die soziale Mobilität beeinflussen können (siehe dazu Kapitel 3). Diese Effekte sind jedoch nicht nur schwer zu identifizieren. Die Nachfrage nach Qualifikationen und Tätigkeiten hat sich in den letzten Jahrzehnten in ihrer Struktur dramatisch verändert, was tendenziell darauf hinwirkt, dass die Angehörigen der Generation der Kinder andere Berufe ergreifen als ihre Eltern. Dennoch gibt es nach wie vor Berufe, in denen die intergenerationale Persistenz hoch ist. Insgesamt hat sich der Anteil der Kinder, die denselben Beruf ergreifen wie ihre Väter, über die Geburtskohorten von 1945 bis 1984 nur wenig verändert und nimmt sogar eher zu als ab.

Nach der Bildungsphase und dem Einstieg in die Berufstätigkeit sind die Weichen für die Entwicklung des sozialen Status vielfach langfristig gestellt. Nur in geringem Umfang lassen sich Auswirkungen des wirtschaftlichen Strukturwandels auf die intragenerationalen Verläufe, also auf den individuellen Erwerbsverlauf, nachweisen. Bei Frauen ist dies noch eher der Fall als bei Männern (Kapitel 12). Die in diesem Bericht herausgearbeitete Stabilität des Status im Lebensverlauf unabhängig von wirtschaftlichen Rahmenbedingungen steht im Einklang mit früheren Forschungsergebnissen, wonach die Einkommensmobilität nur am Anfang des Berufslebens hoch ist und bis zum Zeitpunkt der beruflichen Maturität auf ein sehr niedriges Niveau zurückgeht.

Langfristig stabile Arbeitsverhältnisse schützen jedoch vor Abstiegsangst (Kapitel 13). Umgekehrt führen Entwicklungen wie die Flexibilisierung des Arbeitsmarkts, die Zunahme atypischer Arbeitsverhältnisse und Änderungen des sozialen Sicherungssystems zur stärkeren Wahrnehmung von Risiken. Insbesondere eigene Erfahrungen mit Langzeitarbeitslosigkeit sind mit stärkeren Abstiegsorgen verbunden, auch wenn die Effekte sich mit zeitlichem Abstand zur Arbeitslosigkeit verflüchtigen. Maßnahmen der Arbeitsmarktpolitik, insbesondere die Förderung der Bildung von Humankapital für den Arbeitsmarkt, können dabei helfen, dass die Betroffenen im Erwerbsleben langfristig wieder auf einen aufsteigenden Entwicklungspfad kommen. Gerade für Langzeitarbeitslose und nicht berufliche Qualifizierte sind sie nach vorliegenden Evaluationsstudien wirksam (siehe Kapitel 14).

Infolge der Bildungsexpansion und der steigenden Bedeutung von qualifizierten Berufstätigkeiten ist Deutschland noch immer eine Aufstiegs-gesellschaft. Im langfristigen Kohortenvergleich ist auch die relative soziale Mobilität gestiegen, das heißt, der Teil der Mobilität, der sich nicht durch den allgemeinen Trend zum sozialen Aufstieg erklären lässt. Aber es gibt hierzu auch gegenläufige Entwicklungen. Erstens nimmt die soziale Mobilität in den jüngsten Kohorten wieder nicht weiter zu, die jüngsten – noch unsicheren – Befunde deuten eher auf eine Abnahme sozialer Mobilität. Zweitens kann eine Zunahme homogamer Partnerschaften, bei denen Menschen mit gleichem Bildungsstatus langfristige Bindungen eingehen, die soziale Segmentierung in der Gesellschaft verstärken (Kapitel 10). Diese Entwicklung wird wesentlich durch die zunehmend höherqualifizierten Frauen getrieben. Sie neigen dazu, eher Single zu bleiben, als sich mit einem Partner zu verbinden, der einen niedrigeren Bildungsstatus hat als sie selbst. Drittens gibt es mit den Männern in Ostdeutschland eine große Bevölkerungsgruppe, in der Einfluss der Herkunft auf den sozialen Status kontinuierlich und in großem Umfang zugenommen hat. Die Angehörigen dieser Gruppe werden vom allgemeinen Trend des sozialen Aufstiegs vielfach nicht erfasst.

15.2 Implikationen für gleichstellungsbezogene Fragen

Im Gegensatz zu den ostdeutschen Männern erfahren Frauen in Ost-, aber auch in Westdeutschland über die Geburtsjahrgänge hinweg deutlich mehr Aufstiege, auch wenn der Anteil der Aufstiege seit den Jahrgängen 1955–64 nur noch moderat zunimmt und teils sogar wieder leicht rückläufig ist (Kapitel 2). Trotz dieser unter Gleichstellungsaspekten wünschenswerten Resultate muss die Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern und zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen weiter verbessert werden. Auch hier hat das Bildungssystem eine zentrale Funktion. Die Ergebnisse zeigen, dass Mädchen in Deutschland inzwischen keine schlechteren Chancen mehr haben als Jungen, höhere Bildungswege einzuschlagen. Der Elternhintergrund ist bei Jungen und Mädchen dabei gleichermaßen bedeutsam für den Bildungsverlauf. Im Gegensatz zu den Jungen wirkt der Elterneinfluss aber bei Mädchen häufiger dadurch auf den Bildungsverlauf, dass er ihre Kompetenzen und Leistungen verbessert (siehe Kapitel 5). Mädchen profitieren dabei insbesondere von der Bildung der Mutter, aber auch der Erwerbstätigkeit der Mutter. Das bedeutet: Mehr Gleichstellung auf dem Arbeitsmarkt befördert gleiche Bildungschancen in der nächsten Generation.

Die Ungleichheit von Chancen zwischen den Geschlechtern bildet sich mit dem Einstieg in das Erwerbsleben stärker heraus. Sie bleibt weiterhin stark mit der Berufswahl verknüpft. Es schwächt die intergenerationale soziale Mobilität und stärkt insbesondere die Persistenz im beruflichen Status, wenn berufliche Fähigkeiten, Kenntnisse und Netzwerke in stärkerem Maße von Vätern auf die Söhne als von den Vätern auf die Töchter übertragen werden (Kapitel 11).

In ihrem Lebensverlauf sind Frauen tendenziell eher von strukturellen Änderungen wie z.B. der Entwicklung des Berufs betroffen als Männer (Kapitel 12). Hierzu trägt vermutlich bei, dass sie eher den Beruf wechseln müssen, wenn sie nach Phasen mit einer Konzentration auf die Sorgearbeit in der Familie wieder eine Beschäftigung aufnehmen. Das passt zum Befund, dass sich der soziale Status im Wesentlichen vor und mit dem Berufseinstieg entscheidet. Frauen erleben in ihrem Erwerbsverlauf immer noch häufig gleich mehrere Berufseinstiege: nach der Ausbildung, aber auch nach Familienphasen. Sie entwickeln daher besondere Bedarfe, ihre beruflichen Qualifikationen zu aktualisieren und anzupassen.

In diesem Bericht finden sich auch klare Hinweise, dass ein Migrationshintergrund den Grad der sozialen Mobilität wesentlich prägt. Dies erscheint alles in allem weniger eine Frage von Benachteiligungen im schulischen Bildungssystem (siehe Kapitel 4). Die Evidenz für eine systematische Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund beim Zugang in höhere Schularten nach der Sekundarschule ist beispielsweise schwach. Markante Unterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund zeigen sich aber im Übergang von der Schule in den Beruf. Jugendliche mit Migrationshintergrund bleiben länger auf der Schule, verlassen diese häufiger ohne Abschluss, nehmen seltener und später eine berufliche Ausbildung auf, führen diese häufiger nicht erfolgreich zu Ende, gehen häufiger früh in eine Erwerbstätigkeit über und haben wegen eines Rückstands bei den beruflichen Qualifikationen im späteren Erwerbsverlauf eine anhaltend höhere Wahrscheinlichkeit, arbeitslos zu werden.

Im weiteren Lebensverlauf spielen kulturelle und milieubezogene Faktoren ebenfalls eine Rolle. Die Chancen, durch eine Verbindung mit einem Partner oder einer Partnerin mit höherem Status in der sozialen Position aufzusteigen, ist weiterhin vor allem in Familien mit Migrationshintergrund deutlich schwächer ausgeprägt als in Familien ohne Migrationshintergrund – und dafür sorgen insbesondere die Männer. Um dem entgegen zu arbeiten, könnte eventuell eine Intensivierung von Programmen helfen, die dazu angelegt sind, tradierte Stereotypen und Normen aufzubrechen.

Die verwendeten Daten erlauben zumeist keine Differenzierung der Ergebnisse nach weiteren Merkmalen und Gruppen. Genannt seien an dieser Stelle jedoch die geringen Aufstiegserwartungen und relativ großen Abstiegssorgen von Menschen mit Behinderung. Dies deutet darauf hin, dass für diese Personengruppe besondere Maßnahmen erforderlich sind, um die Chancengleichheit zu fördern. Da relativ kleine Fallzahlen die Analysemöglichkeiten stark beschränken, ist hier weitere Forschung unter Einbeziehung einer verbesserten Datensituation notwendig.

15.3 Politikoptionen

Geht es um die Frage, durch welche Maßnahmen die Chancengleichheit verbessert werden kann, lenkt die Studie das Hauptaugenmerk auf die Lebensphase des Bildungserwerbs und der Berufswahl. Die Erarbeitung von konkreten Handlungsempfehlungen für diesen Bereich war allerdings nicht das Ziel dieser Studie. Dies ist Sache der Bildungsforschung – deren Bedeutung wird durch die Ergebnisse dieser Studie unterstrichen.

Maßnahmen zur Verbesserung der Chancen im Bildungsbereich sollten an die Bedeutung primärer, also durch Kompetenzen und den Lernerfolg vermittelten Effekte des Elternhauses und sekundärer

Effekte, die Kinder mit gleichen Kompetenzen je nach Elternhintergrund unterschiedliche betreffen, anknüpfen. Um primären Effekte entgegen zu arbeiten, sollten Kinder von Eltern, die über keine Hochschulbildung oder schwache Bildungsaspirationen verfügen, mehr externe Lernunterstützung erhalten. Wie die Ergebnisse einer Meta-Analyse zeigen (Kapitel 14), sollte dies schon im Vorschulalter beginnen. Die sekundären Effekte des Elternhauses verweisen darauf, dass die Chancengerechtigkeit im deutschen Bildungssystem nur unvollkommen verwirklicht ist. Kinder mit gleichen Kompetenzen befinden sich je nach Elternhintergrund auf unterschiedlichen Bildungswegen. Der sekundäre Effekt ist im Vergleich zum primären Effekt erheblich und bei Jungen noch deutlich stärker als bei Mädchen. Maßnahmen dagegen könnten beim Zugang in die Sekundarschule ansetzen, beispielsweise, indem standardisierte Eingangstests eingesetzt werden. Einzelne, isolierte Maßnahmen dürften jedoch nicht ausreichen, um den Einfluss der sozialen Herkunft zu kompensieren.

Bildungspolitik ist Politik für (oder gegen) soziale Mobilität. Es bleibt die Aufgabe der Politik, soziale Ungleichheiten und mangelnde Chancengerechtigkeit in vielen Bereichen abzubauen. Über die Bildung hinaus zeigt die Studie weitere Ansatzpunkte: Die Vermeidung von Erwerbsunterbrechungen oder die Erleichterung des beruflichen Wiedereinstiegs nach einer Erwerbsphase verhindert nicht nur berufliche Abstiege, sondern kann auch für die Entwicklung der Kinder förderlich sein. Die neuere Forschung liefert auch Hinweise, dass das Wohnumfeld, in dem Kinder und Jugendliche heranwachsen, einen eigenständigen, das heißt vom Status der Familien unabhängigen Einfluss auf die weiteren Entwicklungschancen im Lebensverlauf entfaltet (Kapitel 9). Dies gilt vermutlich insbesondere dort, wo sich viele Personen mit niedrigem sozialem und wirtschaftlichem Status auf engem Raum konzentrieren. Trifft dies zu, könnten kleinräumliche Interventionen ein Ansatzpunkt sein, um für mehr sozialen Ausgleich zu sorgen. Ein Beispiel hierfür wäre, sich gezielt um die besten Kindergärten und Schulen gerade in den lokalen Umfeldern zu bemühen, in denen die Startchancen der Heranwachsenden am schlechtesten sind. Um Maßnahmen in diesem Bereich eine solidere Basis zu geben, bräuchte es noch deutlich mehr Forschung.

Wichtig für die weitere Forschung wäre auch die Einbettung der jeweils betrachteten Phänomene in den Kontext des Wissenserwerbs im Lebensverlauf. Dass beispielsweise eine einmalige Teilnahme an einem Kurs oder Lehrgang nur begrenzte Effekte auf die beruflichen Aufstiege oder die Verhinderung von Abstiegen hat, erscheint plausibel. Der Erwerb von Wissen muss in allen Lebensphasen in längere Zusammenhänge eingebettet sein. Diese Komplementarität des Wissenserwerbs im Lebensverlauf sollte nicht zuletzt im Hinblick auf die Konsequenzen für die soziale Mobilität in künftigen Studien noch stärker berücksichtigt werden.

Literaturverzeichnis

- Acemoglu, D., & Autor, D. H. (2011). Skills, Tasks and Technologies: Implications for Employment and Earnings. In: O. Ashenfelter, D.E. Card (Hrsg.), *Handbook of Labor Economics* (Vol. 4B, 1043–1171). Amsterdam: Elsevier.
- Adhvaryu, A., Kala, N., & Nyshadham, A. (2018). The skills to pay the bills: Returns to on-the-job soft skills training. NBER Working Paper Series (24313). National Bureau of Economic Research.
- Adriaans, V. J. & Liebig, S. (2018). Ungleiche Einkommensverteilung in Deutschland grundsätzlich akzeptiert aber untere Einkommen werden als ungerecht wahrgenommen. *DIW-Wochenbericht*, 85(37), 801–807.
- Ahrens, P. (2011). *Soziale Integration von Migrantinnen und Migranten*. Berlin: Agentur für Gleichstellung im ESF.
- Aina, C., & Nicoletti, C. (2018). The intergenerational transmission of liberal professions. *Labour Economics* 51, 108–120.
- Albert, C., García-Serrano, C., & Hernanz, V. (2010). On- the- job training in Europe: Determinants and wage returns. *International Labour Review*, 149(3), 315-341.
- Almeida, R. K., & Faria, M. (2014). The wage returns to on-the-job training: evidence from matched employer-employee data. *IZA Journal of Labor & Development*, 3(1), 19.
- Almeida-Santos, F., Chzhen, Y., & Mumford, K. (2010). Employee training and wage dispersion: white- and blue-collar workers in Britain. IAZ Discussion Papers, No. 4821, Institute for the Study of Labor (IZA).
- Altham, P.M.E., & Ferrie, J.P. (2007). Comparing contingency tables: tools for analyzing data from two groups cross-classified by two characteristics. *Historical Methods* 40 (1), 3–16.
- Ammermüller, A. (2013). Institutional Features of Schooling Systems and Educational Inequality: Cross-country Evidence from PIRLS and PISA. *German Economic Review* 14(2): 190–213.
- Anger, S. & Schnitzlein, D. (2017). Cognitive skills, noncognitive skills, and family background: evidence from sibling correlations. *Journal of Population Economics* 30 (2), 591-620.
- Antoni, M., Ganzer, A. & vom Berge, P. (2016). *Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien (SIAB) 1975 – 2014*. FDZ Datenreport, 04/2016, IAB: Nürnberg.
- Arntz, M., Gregory, T. & Zierahn, U. (2017). Revisiting the risk of automation. *Economics Letters*, 159, 157-160.
- Atanasova, V. (2011). *Bildungsintentionen und Bildungsverläufe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. (Dissertation).
- Autor, D. H., Levy, F., & Murnane, R. J. (2003). The skill content of recent technological change: an empirical exploration. *Quarterly Journal of Economics*, 118(4), 1279-1334.
- Baier, T. & Lang, V. (2019). The social stratification of environmental and genetic influences on education: new evidence using a register-based twin sample. *Sociological Science* 6, 143-171.
- Bar Haim, E., & Shavit, Y. (2013). Expansion and inequality of educational opportunity: A comparative study. *Research in Social Stratification and Mobility*, 31, 22–31.
- Barnett, W.S., & Belfield, C.R. (2006). Early childhood development and social mobility. *The Future of Children* 16(2), 73-98.
- Barone, G., & Mocetti, S. (2016). Intergenerational mobility in the very long run: Florence 1427-2011. *Temi di discussione (Economic working papers) 1060*, Bank of Italy, Economic Research and International Relations Area.
- Bauer, P., Boockmann, B., Brändle, T., Gensicke, M., Hartmann, J., Kreider, I., Pfeiffer, I., & Zühlke, A. (2019). *Evaluation des Bundesprogramms Bildungsprämie (BIP), Endbericht*. München: Kantar.
- Baumert, J.; Nagy, G. & Lehmann, R. (2012). Cumulative Advantages and the Emergence of Social and Ethnic Inequality: Matthew Effects in Reading and Mathematics Development within Elementary Schools? *Child Development*, 83, 1347–1367.

- Becker, R., & Blossfeld, H.-P. (2017): Entry of men into the labour market in West Germany and their career mobility (1945–2008). A Long-term longitudinal analysis identifying cohort, period, and life-course effects. *Journal of Labour Market Research* 50:113–130.
- Becker, R., & Zangger, C. (2013). Die Bildungsexpansion in der Schweiz und ihre Folgen. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 65(3), 423–449.
- Beicht, U., Krekel, E., & Walden, G. (2006). Berufliche Weiterbildung - Welche Kosten und welchen Nutzen haben die Teilnehmenden? *Berichte zur beruflichen Bildung*, H. 274, Bielefeld: Bertelsmann Verlag.
- Bennedson, M., Nielsen, K.M., Pérez-González, F., & Wolfenzon, D. (2007). Inside the family firm: the role of families in succession decisions and performance. *Quarterly Journal of Economics* 122, 647–691.
- Berg, P. B., Hamman, M. K., Piszczek, M. M., & Ruhm, C. J. (2017). The relationship between employer-provided training and the retention of older workers: Evidence from Germany. *International Labour Review*, 156(3-4), 495-523.
- Betthäuser, B. (2017). Fostering Equality of Opportunity? Compulsory Schooling Reform and Social Mobility in Germany. *European Sociological Review*, 33(5), 633–644.
- Biewen, M. & Seckler, M. (2019) Unions, internationalization, tasks, firms, and worker characteristics: a detailed decomposition analysis of rising wage inequality in Germany. *Journal of Economic Inequality*, im Erscheinen.
- Biewen, M. & Tapalaga, M. (2017). Life-cycle educational choices in a system with early tracking and 'second chance' options. *Economics of Education Review*, 56, 80-94.
- Biewen, M., Fitzenberger, B., Osikominu, A., & Paul, M. (2014). The effectiveness of public sponsored training revisited: The importance of data and methodological choices. *Journal of Labor Economics* 32(4), 837–897.
- Björklund, A., & Jäntti, M. (2012). How important is family background for labor-economic outcomes? *Labour Economics* 19(4), 465-474.
- Blanden, J., (2005). Love and money: intergenerational mobility and marital matching on parental income. *Analytical Studies Branch Research Paper Series 11F0019M2005272*, Statistics Canada, Analytical Studies Branch.
- Blanden, J., Gregg, P., & Machin, S. (2005): *Intergenerational mobility in Europe and North America*. Report for the Sutton Trust. London: Centre for Economic Performance.
- Blau, P. M. & Duncan, O. D. (1967). *The American occupational structure*. New York: Wiley.
- Bloome, D., Dyer, S., & Zhou, X. (2018). Educational Inequality, Educational Expansion, and Intergenerational Income Persistence in the United States. *American Sociological Review*, 83(6), 1215–1253.
- Blossfeld, H.-P. (2014). Der Einfluss der Familie auf die Bildungsverläufe der Kinder. *Ausgewählte Thesen und Befunde aus der modernen Bildungsforschung*. In: M. Rupp, O. Kapella & N. F. Schneider (Eds.), *Zukunft der Familie, Anforderungen an die Familienpolitik und Familienwissenschaft* (pp. 113-129. Opladen, Berlin & Toronto: Barbara Budrich Verlag.
- Blossfeld, H.-P. (1989). *Kohortendifferenzierung und Karriereprozess. Eine Längsschnittstudie über die Veränderung der Bildungs- und Berufschancen im Lebenslauf*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Blossfeld, H.-P. (1985). *Bildungsexpansion und Berufschancen*. Frankfurt: Campus.
- Blossfeld, H.-P., Roßbach, H.-G. & von Maurice, J. (Hrsg.). (2011). *Education as a lifelong process – The German National Educational Panel Study (NEPS)*. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Sonderheft 14*.
- Blossfeld, P. N., Blossfeld, G. J., & Blossfeld, H.-P. (2015). Educational Expansion and Inequalities in Educational Opportunity: Long-Term Changes for East and West Germany. *Sociology of Education*, 31(2), 144–160.
- Bol, T., & Kalmijn, M. (2016). Grandparents' resources and grandchildren's schooling: Does grandparental involvement moderate the grandparent effect? *Social Science Research* 55, 155-70.

- Boll, C. & Hoffmann, M. (2015). It's not all about parents' education, it also matters what they do: Parents' employment and children's school success in Germany. *HWWI Research Paper*, (162), 1-59.
- Bönke, T., Corneo, G. & Lüthen, H. (2015). Lifetime earnings inequality in Germany. *Journal of Labor Economics*, 33, 171-207.
- Boockmann, B., Fries, J., & Göbel, C. (2018). Specific measures for older employees and late career employment. *Journal of the Economics of Ageing* 12(C) 159-174.
- Boockmann, B., Steffes, S. (2010). Workers, firms or institutions: what determines job duration for male employees in Germany? *Industrial and Labor Relations Review* 64(1), 109-127.
- Boockmann, B., Zwick, T., Ammermüller, A., & Maier, M. (2012). Do hiring subsidies reduce unemployment among older workers? Evidence from two natural experiments. *Journal of the European Economic Association* 10(4), 735-764.
- Bourdieu, P. (1977). Cultural reproduction and social reproduction. In: J. Karabel, A. H. Halsey (Hrsg.), *Power and ideology in education*, (487-511). New York: Oxford University Press.
- Boudon, R. (1974). *Education, opportunity, and social inequality, changing prospects in Western societies*. New York: Wiley.
- Branigan, A. R., McCallum, K. J., & Freese, J. (2013). Variation in the heritability of educational attainment: An international meta-analysis. *Social Forces*, 92(1), 109-140.
- Braun, S., & Stuhler, J. (2018). The transmission of inequality across multiple generations: Testing recent theories with evidence from Germany. *The Economic Journal* 128(609), 576-611.
- Breen, R. & Luijkx, R. (2004): Social mobility in Europe between 1970 and 2000; pages 37-75 in: Breen, R. (ed.): *Social Mobility in Europe*; Oxford: Oxford University Press.
- Breen, R. & Müller, W. (im Druck). *Education and intergenerational social mobility in Europe and the United States*. Stanford, Stanford University Press.
- Breen, R., Luijkx, R., Müller, W., & Pollak, R. (2009). Nonpersistent Inequality in Educational Attainment: Evidence from Eight European Countries. *American Journal of Sociology* 114(5), 1475-1521.
- Breen, R., Luijkx, R., Müller, W., & Pollak, R. (2010). Long-term trends in educational inequality in Europe: class inequalities and gender differences. *European Sociological Review* 26(1), 31-48.
- Breen, R. (2010). Educational Expansion and Social Mobility in the 20th Century. *Social Forces*, 89(2), 365-388.
- Briley, D. A., Harden, K. P., & Tucker-Drob, E. M. (2014). Child characteristics and parental educational expectations: Evidence for transmission with transaction. *Developmental Psychology*, 50 (12), 2614-2632.
- Brunello, G., Comi, S. L., & Sonedda, D. (2012). Training subsidies and the wage returns to continuing vocational training: evidence from Italian regions. *Labour Economics*, 19(3), 361-372.
- Brunello, G., & Checchi, D. (2007). Does school tracking affect equality of opportunity? New international evidence. *Journal of Public Economics*, 22(52), 782-861.
- Brunello, G., Fort, M., & Weber, G. (2009). Changes in Compulsory Schooling, Education and the Distribution of Wages in Europe. *The Economic Journal*, 119(536), 516-539.
- Büchel, F., & Neubäumer, R. (2001). Ausbildungsinadäquate Beschäftigung als Folge branchenspezifischer Ausbildungsstrategien. *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 34, 269-285.
- Buchholz, S. & Schier, A. (2015). New game, new chance? Social inequalities and upgrading secondary schools in Europe. *European Sociological Review*, 31, 591-602.
- Bundesagentur für Arbeit. (2019a). *Arbeitslosigkeit im Zeitverlauf: Entwicklung der Arbeitslosenquote (Strukturmerkmale)*. Arbeitsmarkt in Zahlen. Nürnberg.
- Bundesagentur für Arbeit. (2019b). *Arbeitsstellen im Zeitverlauf (Monatszahlen)*. Arbeitsmarkt in Zahlen. Bundesagentur für Arbeit. Nürnberg.
- Bundesagentur für Arbeit. (2019c). *Blickpunkt Arbeitsmarkt-Akademikerinnen und Akademiker*". Statistik der Bundesagentur für Arbeit. <https://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Arbeitsmarktberichte/Berufe/generische-Publikationen/Broschuere-Akademiker.pdf>

- Bundesamt, S. (2018). Bevölkerung, Erwerbstätige, Erwerbslose, Erwerbsspersonen, Nichterwerbsspersonen. Lange Reihe 1950-2017. Retrieved from Wiesbaden: Bundesministerium für Bildung und Forschung. (2010). Der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule. Leistungsgerechtigkeit und regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten. (Bd. 34). Berlin: BMBF.
- Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung. (2004). Statistisches Taschenbuch 2004. Arbeits- und Sozialstatistik. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung. Bonn.
- Burger, K. (2010). How does early childhood care and education affect cognitive development? An international review of the effects of early interventions for children from different social backgrounds. *Early Childhood Research Quarterly* 25(2), 140–165
- Busch, A. (2013). Die Geschlechtersegregation beim Berufseinstieg – Berufswerte und ihr Erklärungsbeitrag für die geschlechtstypische Berufswahl. *Berliner Journal für Soziologie*, 23(2), 145–179.
- Busch-Heizmann, A. (2015). Frauenberufe, Männerberufe und die „Drehtür“ – Ausmaß und Implikationen für West- und Ostdeutschland. *WSI Mitteilungen. Zeitschrift des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung*, 8, 571–582.
- Camarero Garcia, S. (2018). Inequality of Educational Opportunities and the Role of Learning Intensity: Evidence from a Quasi-Experiment in Germany (ZEW Discussion Paper No. 18-021). Mannheim.
- Camilli, G., Vargas, S., Ryan, S., & Barnett, W. S. (2010). Meta-analysis of the effects of early education interventions on cognitive and social development. *Teachers College Record* 112(3), 579–620.
- Card, D., Kluve, J., & Weber, A. (2018). What works? A meta analysis of recent active labor market program evaluations. *Journal of the European Economic Association* 16(3), 894–931.
- Cebolla Boado, H. (2011). Primary and secondary effects in the explanation of disadvantage in education: the children of immigrant families in France. *British Journal of Sociology of Education*, 32(3), 407–430.
- Chadwick, L., & Solon, G., (2002). Intergenerational income mobility among daughters. *American Economic Review* 92(1), 335–344.
- Chan, T. W., & Boliver, V. (2013). The grandparents effect in social mobility: Evidence from British birth cohort studies. *American Sociological Review* 78(4), 662–78.
- Chan, T. W., & Boliver, V. (2014). Social mobility over three generations in Finland: A critique. *European Sociological Review* 30(1), 13–17.
- Chatzitheochari, S. & Platt, S. (2018). Disability differentials in educational attainment in England: primary and secondary effects. *The British Journal of Sociology*, 1–23.
- Chen, L., Gordanier, J., & Ozturk, O. (2019). Task followers and labor market outcomes. *Journal of Labor Research* 40, 181–201.
- Chéron, A., Rouland, B., & Wolff, F. C. (2010). Returns to firm-provided training in France: Evidence on mobility and wages. *TEPP Working Paper* (2010-10).
- Chetty, R., & Hendren, N. (2018). The impact of neighbourhoods on intergenerational mobility II: county-level estimates. *Quarterly Journal of Economics* 133(3), 1163–1228.
- Chetty, R., Hendren, N., & Katz, L. (2016). The effects of exposure to better neighborhoods on children: New evidence from the moving to opportunity experiment. *American Economic Review* 106(4), 855–902.
- Chetty, R., Hendren, N., Kline, P., & Saez, E. (2014): Where is the land of opportunity? The geography of intergenerational mobility in the United States. *Quarterly Journal of Economics* 129(4), 1553–1623.
- Chetty, R. Hendren, N., Kline, P., Saez, E., & Turner, N. (2014). Is the United States still a land of opportunity? Recent trends in intergenerational mobility. *American Economic Review: Papers & Proceedings* 2014, 104(5): 141–147.
- Chevalier, A. & Lanot, G. (2002). The relative effect of family characteristics and financial situation on educational achievement. *Education Economics*, 10(2), 165–181.
- Chung, I., & Park, H. (2019). Educational expansion and trends in intergenerational social mobility among Korean men. *Social science research*, 83, 102307.

- Ci, W., Galdo, J., Voia, M., & Worswick, C. (2013). Does adult training benefit Canadian workers? CLSRN Working Paper (124). Vancouver School of Economics.
- Clampet-Lundquist, S., & Massey, D.S. (2008). Neighborhood effects on economic self-sufficiency: A reconsideration of the moving to opportunity experiment. *American Journal of Sociology* 114(1), 107-143.
- Clark, G. (2014). *The son also rises: Surnames and the history of social mobility*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Clark, G., & N. Cummins (2015). Intergenerational wealth mobility in England, 1858–2012: Surnames and social mobility. *The Economic Journal* 125(582), 61–85.
- Cohen-Goldner, S., & Eckstein, Z. (2010). Estimating the return to training and occupational experience: The case of female immigrants. *Journal of Econometrics*, 156(1), 86-105.
- Colagrossi, M., d'Hombres, B., & Schnepf, S. V. (2019). Like (grand)parent, like child? Multigenerational mobility across the EU. IZA Discussion Paper 12302, IZA Institute of Labor Economics.
- Combet, B. (2013). Zum Einfluss von primären und sekundären Effekten der sozialen Herkunft beim zweiten schulischen Übergang in der Schweiz. Ein Vergleich unterschiedlicher Dekompositions- und Operationalisierungsmethoden. *Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften*, 35(3), 447-471.
- Darling-Hammond, L. (2000). Teacher quality and student achievement: A review of state policy evidence. *Education Policy Analysis Achievement*, 8(1), 1-44.
- Dauth, C., & Toomet, O. (2016). On government-subsidized training programs for older workers. *Labour* 30(4), 371-392.
- Dauth, W., Findeisen, S., Südekum, J. & Wössner, N. (2018). Adjusting to robots: worker-level evidence. Working Papers, No. 13, Federal Reserve Bank of Minneapolis, Opportunity and Inclusive Growth Institute.
- Davis-Kean, P. E. (2005). The influence of parent education and family income on child achievement: The indirect role of parental expectations and the home environment. *Journal of Family Psychology*, 19(2), 294-304.
- Deary, I. J., Yang, J., Davies, G., Harris, S. E., Tenesa, A., Liewald, D., et al. (2012). Genetic contributions to stability and change in intelligence from childhood to old age. *Nature*, 482(7384), 212–215.
- Dengler, K. & Matthes, B. (2015). Folgen der Digitalisierung für die Arbeitswelt. Substituierbarkeitspotenziale von Berufen in Deutschland. IAB-Forschungsbericht, Nr. 11/2015, IAB: Nürnberg.
- Dettling, L. (2016). Effects of entering adulthood during a recession. IZA World of Labor.
- Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissensforschung. (2014). *Bildungsentscheidungen von Studienberechtigten*. (6. Auflage). Hannover: DZHW.
- Dietrichson, J., Kristiansen, I.L., & Nielsen, B.C.V. (2018). Universal preschool programs and long-term child outcomes, a systematic review. IFAU Working Paper 2018:19.
- Dietz, D. & Zwick, T. (2016). The retention effect of training: portability, visibility, and credibility. ZEW Discussion Papers No. 16-011. Mannheim: ZEW.
- Diewald, M. (2010). Zur Bedeutung genetischer Variation in der soziologischen Ungleichheitsforschung, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 39(1), 4- 21.
- Diewald, M., Riemann, R., Spinath, F. M., Gottschling, J., Hahn, E., Kornadt, A. E., Kottwitz, A., Schulz, W., Schunck, R., Baier, T., Bartling, A., Baum, M., Eifler, E. F., Hufer, A., Kaempfert, M., Klatzka, C., Krell, K., Lang, V., Lenau, F., Nikstat, A., & Peters, A.L. (2018). "TwinLife." GESIS Data Archive, Cologne, ZA6701 data file version 2.1.0.
- DiPrete, T. A., & Eirich, G. M. (2006). Cumulative advantage as a mechanism for inequality: A review of theoretical and empirical developments. *Annual Review of Sociology*, 32, 271-97.
- Dodin, M., Henkel, L., Findeisen, S., & Sachs, D. (2017). The geography of social mobility in Germany. https://editorialexpress.com/cgi-bin/conference/download.cgi?db_name=EEAE-SEM2017&paper_id=2503.
- Doerr, A., Fitzenberger, B. Kruppe, T., Paul, M. & Strittmatter, A. (2017). Employment and earnings effects of awarding training vouchers in Germany. *Industrial and Labor Relations Review* 70(3), 767-812.

- Dostie, B., & Léger, P. T. (2011). Firm-sponsored classroom training: is it worth it for older workers?. CIRANO-Scientific Publications (2011s-69).
- Doyle, O., Harmon, C. P., Heckman, J. J., Tremblay, R. E. (2009). Investing in early human development: timing and economic efficiency. *Economics & Human Biology* 7(1), S.1-6.
- Dressel, K. & Wanger, S. (2008). Erwerbsarbeit: Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. In R. Becker und B. Kortendiek (Eds.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie* (pp. 481-490). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dumont, H., Maaz, K., Neumann, M. & Becker, M. (2014). Soziale Ungleichheiten beim Übergang von der Grundschule in die Sekundarstufe I. Theorie, Forschungsstand, Interventions- und Fördermöglichkeiten. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 17(24), 141-165.
- Dunlop, J. T.; Harbison, F., Myers, C. A., & Kerr, C. (1975). *Industrialism and industrial man reconsidered. Some perspectives on a study over two decades of the problems of labor and management in economic growth. Final Report of the Inter-University Study of Labor Problems in Economic Development*; Princeton: Inter-University Study of Human Resources in National Development.
- Edin, P.-A., Evans, T., Graetz, G., Hernnäs, S. & Michaels, G. (2019). Individual consequences of occupational decline. IZA Discussion Paper, No. 12434, IZA - Institute of Labor Economics: Bonn.
- Ehlert, M. (2017). Who benefits from training courses in Germany? Monetary returns to non-formal further education on a segmented labour market. *European Sociological Review*, 33(3), 436-448.
- Eichhorst, W. & Tobsch, V. (2013). Has atypical work become typical in Germany? Country case studies on labour market segmentation. *The German Socioeconomic Panel Study*
- Eisnecker, V. P., Adriaans, J. & Liebig, S. (2018). Was macht Gerechtigkeit aus? Deutsche WählerInnen befürworten über Parteigrenzen hinweg das Leistungs- und das Bedarfsprinzip (DIW aktuell, Nr. 17). Verfügbar unter https://www.diw.de/sixcms/detail.php?id=diw_01.c.606636.de[27.08.2019].
- Erikson, R. & Rudolphi, F. (2010). Change in Social Selection to Upper Secondary School – Primary and Secondary Effects in Sweden. *European Sociological Review*, 26(3), 291-305.
- Erikson, R., & Goldthorpe, J.H. (1992): *The constant flux. A study of class mobility in industrial societies*: Oxford: Clarendon Press.
- Erikson, R., Goldthorpe, J. H., Jackson, M, Yaish, M. & Cox, D. R. (2005). On class differentials in educational attainment. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America (PNAS)*, 102(27), 9730-9733.
- Erikson, R., Jackson, M., Goldthorpe, J. H. & Yaish, M. (2007). Primary and secondary effects in class differentials in educational attainment. *Acta Sociologica*, 50(3), 211-229.
- Erikson, Robert und Goldthorpe, John H. (1992): *The Constant Flux. A Study of Class Mobility in Industrial Societies*; Oxford, Clarendon Press.
- Ermisch, J., Francesconi, M., & Siedler, T. (2006). Intergenerational mobility and marital sorting. *The Economic Journal* 116, 659-679.
- Esteve, A., García-Román, J. & Permanyer, I. (2012). The gender-gap reversal in education and its effect on union formation: The end of hypergamy? *Population and Development Review*, 38(3), 535-546.
- Fernández, R., Fogli, A. & Olivetti, C. (2004). Mothers and sons: Preference formation and female labor force dynamics. *The Quarterly Journal of Economics*, 119(4), 1249-1299.
- Fischer, N., Radisch, F. & Stecher, L. (2009). Halb- und Ganztagsbetrieb. In S. Blömeke, T. Bohl, L. Haag, G. Lang-Wojtasik, & W. Sacher (Hrsg.), *Handbuch Schule* (S. 343-350). Bad Heilbrunn: Klinkhardt/UTB
- Fitzenberger, B. & Franz, W. (1997). Flexibilität der qualifikatorischen Lohnstruktur und Lastverteilung der Arbeitslosigkeit: Eine ökonometrische Analyse für Westdeutschland. *ZEW Discussion Papers*, (97-32), 1-30.
- Flake, R., Malin, L. & Risius, P. (2017). Einflussfaktoren der Bildungsentscheidungen von Abiturienten für Ausbildung oder Studium. *Institut der deutschen Wirtschaft Köln*, 44(3) , 99-115.

- Florez, L. A., Cardona-Sosa, L., Morales, L. F., & Londoño, J. (2018). The Returns from Training in Colombia: Evidence from a Longitudinal Survey. Borradores de Economía (No. 1048). Banco de la Republica de Colombia.
- Freese, J., & Jao, Y.-H. (2017). Shared environment estimates for educational attainment: A puzzle and possible solutions. *Journal of Personality*, 85(1), 2–10.
- Fryer, R. G., Jr., & Katz, L. F. (2013). Achieving escape velocity: Neighborhood and school interventions to reduce persistent inequality. *American Economic Review* 103(3), 232-237.
- Fukkink, R., Jilink, L., & Oostdam, R. (2017). A meta-analysis of the impact of early childhood interventions on the development of children in the Netherlands: an inconvenient truth?, *European Early Childhood Education Research Journal* 25(5), 656-666.
- Ganzeboom, H. B. G. (2010). International Standard Classification of Occupations ISCO-08. Abgerufen von http://www.harryganzeboom.nl/ISCO08/isco08_with_isei.pdf & [http://www.harryganzeboom.nl/pdf/2010-ganzeboom-isei08-issp-lisbon-\(paper\).pdf](http://www.harryganzeboom.nl/pdf/2010-ganzeboom-isei08-issp-lisbon-(paper).pdf).
- Ganzeboom, H. B. G., de Graaf, P. M. & Treiman, D. J. (1992). A standard international socio-economic index of occupational status. *Social Science Research*, 21 (1), 1-56.
- Ganzeboom, H.B.G., & Treiman, D.J., (1996): Internationally comparable measures of occupational status for the 1988 International Standard Classification of Occupations. *Social Science Research* 25, 201-239.
- Ganzer, A., Schmucker, A., vom Berge, P. & Wurdack, A. (2016). Stichprobe der Integrierten Arbeitsmarktbiografien Regionalfiler 1975-2014 (SIAB-R 7514). FDZ Datenreport, 01/2017, IAB: Nürnberg.
- Gathmann, C. & Schönberg, U. (2010). How general is human capital? A task-based approach. *Journal of Labor Economics*, 28 (1), 1-49.
- Gathmann, C., Helm, I. & Schönberg, U. (2018). Spillover effects in local labor markets: evidence from mass layoffs. *Journal of the European Economic Association*.
- Gensicke, T. (1995). Deutschland im Wandel. Sozialer Wandel und Wertewandel in Deutschland vor und nach der Wiedervereinigung. Speyerer Forschungsberichte Nr. 154, Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung.
- Gershenson, S., Holt, S. B., & Papageorge, N. W. (2016). Who believes in me? The effect of student-teacher demographic match on teacher expectations. *Economics of Education Review*, 52, 209-224.
- Gil-Hernández, C. J., Marqués-Perales, I., & Fachelli, S. (2017). Intergenerational social mobility in Spain between 1956 and 2011: The role of educational expansion and economic modernisation in a late industrialised country.
- Glass, David V. (1954): *Social Mobility in Britain*; London: Routledge & Kegan Paul.
- Gluckman, P., & Hanson, M. (2005). *The fetal matrix: Evolution, development and disease*. Cambridge, United Kingdom: Cambridge University Press
- Goos, M., Manning, A. & Salomons, A. (2014). Explaining job polarization: routine-biased technological change and offshoring. *American Economic Review*, 104 (8), 2509-2526.
- Görlitz, K. (2011). Continuous training and wages: An empirical analysis using a comparison-group approach. *Economics of education review*, 30(4), 691-701.
- Görlitz, K., & Tamm, M. (2016). The returns to voucher-financed training on wages, employment and job tasks. *Economics of Education Review*, 52, 51-62.
- Grossmann, V., & Strulik, H. (2010). Should continued family firms face lower taxes than other estates? *Journal of Public Economics* 94, 87–101.
- Guo, Y., Song, Y., & Chen, Q. (2019). Impacts of education policies on intergenerational education mobility in China. *China Economic Review*, 55,
- Hadjar, A. (2006). Bildungsexpansion und Wandel von sozialen Werten. In A. Hadjar und R. Becker (Eds.), *Die Bildungsexpansion: Erwartete und unerwartete Folgen* (pp. 205-230). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haelermans, C., & Borghans, L. (2012). Wage effects of on-the-job training: a meta-analysis. *British Journal of Industrial Relations* 50(3), 502-528.

- Hagenaars, A., K. de Vos and M.A. Zaidi (1994), *Poverty Statistics in the Late 1980s: Research Based on Micro-data*, Office for Official Publications of the European Communities. Luxembourg.
- Hällsten, M. (2014). Inequality across three and four generations in egalitarian Sweden: 1st and 2nd cousin correlations in socio-economic outcomes. *Research in Social Stratification and Mobility* 35, 19-33.
- Hanushek, E. A., & Wößmann, L. (2006). Does Educational Tracking Affect Performance and Inequality? Differences- in- Differences Evidence Across Countries. *The Economic Journal*, 116(510), C63-C76.
- Hausmann, A.-C. & Kleinert, C. (2014). Berufliche Segregation auf dem Arbeitsmarkt: Männer- und Frauendomänen kaum verändert. IAB-Kurzbericht. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Nürnberg.
- Haworth, C. M. A., Wright, M. J., Luciano, M., Martin, N. G., ... Plomin R. (2010). The heritability of general cognitive ability increases linearly from childhood to young adulthood. *Molecular Psychiatry*, 15, 1112-1120.
- Heckman, J. J. & Rubinstein, Y. (2001). The importance of noncognitive skills: lessons from the GED testing program. *American Economic Review*, 91(2), 145-149.
- Heckman, J. J., & Mosso, S. (2014). The economics of human development and social mobility. *Annual Review of Economics* 6(1), 689-733.
- Heckman, J.J., & Cunha, F. (2007). The technology of skill formation. *American Economic Review* 97(2), 31-47.
- Heineck, G., & Riphahn, R. (2009). Intergenerational transmission of educational attainment in Germany – the last five decades. *Journal of Economics and Statistics (Jahrbuecher fuer Nationaloekonomie und Statistik)*, 229(1), 36-60.
- Helbig, M. & Jähnen, S. (2018). Wie brüchig ist die soziale Architektur unserer Städte? Trends und Analysen der Segregation in 74 deutschen Städten. Discussion Paper P 2018-001, Berlin, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Hertel, F. R., (2017). *Social mobility in the 20th century. Class mobility and occupational change in the United States and Germany*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hertel, F., & Groh-Samberg, O. (2014). Class mobility across three generations in the U.S. and Germany. *Research in Social Stratification and Mobility* 35, 35-52.
- Hidalgo, D., Oosterbeek, H., & Webbink, D. (2014). The impact of training vouchers on low-skilled workers. *Labour Economics*, 31, 117-128.
- Hill, H. C., Rowan, B., & Ball, D. L. (2005). Effects of teachers' mathematical knowledge for teaching on student achievement. *American educational research journal*, 42(2), 371-406.
- Hillmert, S. & Jacob, M. (2010). Selections and selectivity on the academic track: A life-course analysis of educational attainment in Germany. *Research in Social Stratification and Mobility*, 28, 59-76.
- Hillmert, S. (2015). Changing structures of opportunity: A life-course perspective on social mobility and reproduction. *European Sociological Review*, 31, 184-196.
- Hinerasky, C., Fahr, R., & Simons, S. (2014). Wage returns of company training-evidence from a comparison group approach. Paderborn University Faculty of Business Administration and Economics Working Paper Series (2015-08).
- Hinz, T., & Mohrenweiser, J. (2017). The effect of regional competition and company-sponsored training on the productivity-wage wedge. Ms.
- Hirvonen, L. H. (2008). Intergenerational earnings mobility among daughters and sons: evidence from Sweden and a comparison with the United States. *American Journal of Economics and Sociology*, 67.
- Holmlund, H., (2008). Intergenerational mobility and assortative mating: effects of an educational reform. CEE Discussion Papers 0091, Centre for the Economics of Education, LSE.
- Hout, M. (1988). More Universalism, Less Structural Mobility: The American Occupational Structure in the 1980s. *American Journal of Sociology*, 93(6), 1358-1400.

- Huber, M., Lechner, M., & Strittmatter, A. (2017). Direct and indirect effects of training vouchers for the unemployed. *Journal of the Royal Statistical Society: Series A (Statistics in Society)*, 181(2), 441-463.
- Hülle, S., Liebig, S. & May, M. J. (2018). Measuring attitudes toward distributive justice: The basic social justice orientations scale. *Social Indicators Research*, 136(2), 663–692.
- Institut für Angewandte Wirtschaftsforschung e.V. (IAW). (2015). Aktuelle Entwicklungen der sozialen Mobilität und der Dynamik von Armutsrisiken in Deutschland (Follow Up-Studie zur Armuts- und Reichtumsberichterstattung), Abschlussbericht. Tübingen: IAW. Verfügbar unter http://www.iaw.edu/tl_files/dokumente/IAW_Abschlussbericht_Soziale_Mobilit%C3%A4t_2015.pdf[27.08.2019].
- Jackson, M. (2019). Expansion, Enrollment, and Inequality of Educational Opportunity. *Sociological Methods & Research*, 89, 004912411985237.
- Jacobson, L.S., LaLonde, R.J. & Sullivan, D.G. (1993). Earnings losses of displaced workers. *American Economic Review*, 83(4), 685-709.
- Jæger, M. M. (2012). The extended family and children's educational success. *American Sociological Review* 77(6), 903-22.
- Jussim, L., & Harber, K. D. (2005). Teacher expectations and self-fulfilling prophecies: Knowns and unknowns, resolved and unresolved controversies. *Personality and Social Psychology Review*, 9(2), 131-155.
- Kalleberg, A. & Mouw, T. (2018). Occupations, organizations, and intragenerational career mobility. *Annual Review of Sociology*, 44, 283-303.
- Kambourov, G. & Manovskii, I. (2009). Occupational specificity of human capital. *International Economic Review*, 50 (1), 63-115.
- Karlson, K. B., Holm, A. & Breen, R. (2012). Comparing regression coefficients between same-sample nested models using logit and probit: a new method. *Sociological Methodology*, 42, 286-313.
- Kirk, C. M., Lewis, R. K., Nilsen, C. & Colvin, D. Q. (2011). Foster care and college: The educational aspirations and expectations of youth in foster care systems. *Youth & Society*, 45(3), 307-323.
- Klein, M., Barg, K. & Kühhirt, M. (2019). Inequality of educational opportunity in East and West Germany: convergence or continued differences? *Sociological Science* 6, 1-26.
- Kling, J. R., Liebman, J. B., & Katz, L. F. (2007). Experimental analysis of neighborhood effects. *Econometrica* 75(1), 83-119.
- Kloosterman, R., Ruiter, S., de Graaf, P. M. & Kraaykamp, G. (2009). Parental education, children's performance and the transition to higher secondary education: trends in primary and secondary effects over five Dutch school cohorts (1965-99). *British Journal of Sociology*, 60(2), 377-398.
- Knoll, B., Riedel, N., & Schlenker, E. (2017). He's a chip off the old block. The persistence of occupational choices across generations. *LABOUR* 31 (2) 174–203.
- Kohler, U., Karlson, K. B. & Holm, A. (2011). Comparing coefficients of nested nonlinear probability models. *The Stata Journal*, 11(3), 420-438.
- Konings, J., & Vanormelingen, S. (2015). The impact of training on productivity and wages: firm-level evidence. *Review of Economics and Statistics*, 97(2), 485-497.
- Kretschmann, C. (2008). Studienstrukturreform an deutschen Hochschulen: soziale Herkunft und Bildungsentscheidungen; eine empirische Zwischenbilanz zum Bologna-Prozess. (SOFI Working Paper, 3). Göttingen: Soziologisches Forschungsinstitut an der Universität Göttingen e.V. (SOFI).
- Krüger, H. (2010). Lebenslauf: Dynamiken zwischen Biografie und Geschlechterverhältnis. In R. Beckerund B. Kortendiek (Eds.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (pp. 219-227). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Laband, D.N., & Lentz, B.F. (1983). Like father, like son: toward an economic theory of occupational following. *Southern Economic Journal* 50, 474-493.
- Laband, D.N., & Lentz, B.F. (1992). Self-recruitment in the legal profession. *Journal of Labor Economics* 10(2), 182-201.

- Lanfranchini, A. (2002). Schulerfolg von Migrationskindern, Die Bedeutung familienergänzender Betreuung im Vorschulalter. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lang, Volker. 2017. "ACELONG: Stata module to fit multilevel mixed-effects ACE, AE and ADE variance decomposition models." Boston College Department of Economics.
- Lehmann, R. (2010). Längeres gemeinsames Lernen. Erschwert oder erleichtert es den Übergang in weiterführende Schularten? Seiten 127-139 In Lin-Klitzing, S., Di Fuccia, D.-S., & Müller-Fre- rich, G. (Hrsg.). Übergänge im Schulwesen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Lengfeld, H. & Ordemann, J. (2016). Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg revisited: Eine Längsschnittanalyse 1984-2014 (SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Research, Nr. 862). Verfügbar unter <https://www.econstor.eu/handle/10419/146117>[27.08.2019].
- Lentz, B.F., & Laband, D.N. (1989). Why so many children of doctors become doctors: nepotism vs. human capital transfers. *Journal of Human Resources* 24(3), 396-413.
- Leuven, E., & Oosterbeek, H. (2008). An alternative approach to estimate the wage returns to private-sector training. *Journal of Applied Econometrics* 23(4), 423-434.
- Lindahl, M., Palme, M., Sandgren Massih, S., & Sjögren, A. (2015). Long-term intergenerational persistence of human capital: an empirical analysis of four generations. *Journal of Human Resources* 50(1), 1-33.
- Lindquist, M.J., Sol, J., & van Praag, C.M. (2015). Why do entrepreneurial parents have entrepreneurial children? *Journal of Labor Economics* 33(2), 269-296.
- Long, J., & Ferrie, J. (2013). Intergenerational occupational mobility in Great Britain and the United States since 1850. *American Economic Review* 103(4), 1109-1137.
- Lörz, M., & Schindler, S. (2011). Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit: Zunahme, Abnahme oder Persistenz ungleicher Chancenverhältnisse – eine Frage der Perspektive? *Zeitschrift für Soziologie*, 40(6), 458-477.
- Ludwig, J., Duncan, G. J., Gennetian, L. A., Katz, L. F., Kessler, R. C., Kling, J. R., & Sanbonmatsu, L. (2013). Long-term neighborhood effects on low-income families: Evidence from moving to opportunity. *American Economic Review* 103(3), 226 -231.
- Magnuson, K., Duncan, G.C. (2016). Can early childhood interventions decrease inequality of economic opportunity? *The Russell Sage Foundation Journal of the Social Sciences* 2(2), 123-141.
- Marcenaro-Gutierrez, O., Galindo-Rueda, F. & Vignoles, A. (2007). Who actually goes to university? *Empirical Economics*, 32, 333-357.
- Marks, G. N. (2014). Education, Social background and cognitive ability. New York: Routledge.
- Matthewes, S. H. (2018). Better Together? Heterogeneous Effects of Tracking on Student Achievement (DIW Berlin Discussion Paper No. 1775).
- Mau, S. & Heuer, J.-O. (2017). Wachsende Ungleichheit als Gefahr für nachhaltiges Wachstum: Wie die Bevölkerung über soziale Unterschiede denkt. Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Mau, W. C. & Heim Bikos, L. (2000). Educational and vocational aspirations of minority and female students: A longitudinal study. *Journal of Counseling and Development*, 78, 186-194.
- McCoy, D.C., Yoshikawa, H., Ziol-Guest, K.M., Duncan, G.C., Schindler, H.S. Magnuson, K., Yang, R., Koepp, A., & Shonkoff, J.P. (2017). Impacts of early childhood education on medium- and long-term educational outcomes. *Educational Researcher* 46(8), 474-487.
- Meulemann, H. (2002). Wertwandel in Deutschland von 1949-2000. Hagen: FernUniversität-Gesamthochschule.
- Mirowsky, J. & Ross, C. E. (2003). Education, social status, and health. New York: Taylor & Francis.
- Mocetti, S. (2016). Dynasties in professions and the role of rents and regulation: evidence from Italian pharmacies. *Journal of Public Economics* 133(C), 1-10.
- Modalsli, J. (2017). Intergenerational mobility in Norway, 1865-2011. *Scandinavian Journal of Economics* 119(1), 34-71.
- Modin, B., Erikson, R., & Vagero, D. (2013). Intergenerational continuity in school performance: Do grandparents matter? *European Sociological Review* 29(4), 858-70.
- Møllegaard, S., & Jæger, M. M., (2015). The effect of grandparents' economic, cultural, and social capital on grandchildren's educational success. *Research in Social Stratification and Mobility* 42, 11-19.

- Monaghan D. (2014). The impact of economic inequality and gender parity on educational assortative mating: Evidence from the Luxembourg income study. LIS Working Paper, 607. Luxembourg: Luxembourg Income Study Cross National Data Center.
- Müller, D., Beck, M., Gerleigner, S., Guglhör-Rudan, A., Hein, K., Walper, S. (2015). Evaluation des Bundesprogramms „Elternchance ist Kinderchance – Elternbegleitung der Bildungsverläufe der Kinder“. Deutsches Jugendinstitut, 1-85.
- Müller, W. & Pollak, R. (2015). Bildung und soziale Mobilität in Deutschland. In: Wirtschafts- und sozialstatistisches Archiv 9 (1), 5-26.
- Müller, W. & Pollak, R. (2004). Social mobility in West Germany. the long arm of history discovered? Pages 77–113 in Breen, R. (ed.), Social mobility in Europe. Oxford: Oxford University Press.
- Müller, W., Karle, W., König, W., & Lüttinger, P. (1989): Class and education in industrial nations. International Journal of Sociology 19, 3-39.
- Nachtwey, O. (2016). Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Edition Suhrkamp.
- Nash, R. (2006). Controlling for ‘ability’: a conceptual and empirical study of primary and secondary effects. British Journal of Sociology of Education, 27(2), 157-172.
- Neidhöfer, G., & Stockhausen, M. (2019). Dynastic inequality compared: Multigenerational mobility in the United States, the United Kingdom, and Germany. Review of Income and Wealth 65(2), 383-414.
- Neugebauer, M. (2010). Bildungsungleichheiten und Grundschulempfehlung beim Übergang auf das Gymnasium: Eine Dekomposition primärer und sekundärer Herkunftseffekte. Zeitschrift für Soziologie, 39(3), 202-214.
- Neugebauer, M. (2015). The Introduction of Bachelor Degrees and the Under-representation of Students from Low Social Origin in Higher Education in Germany: A Pseudo-Panel Approach. European Sociological Review, 31(5), 591–602.
- Neugebauer, M., Neumeyer, S., & Alesi, B. (2016). More diversion than inclusion? Social stratification in the Bologna system. Research in Social Stratification and Mobility, 45, 51–62.
- Nisbett, R., Aronson, J., Blair, C., Dickens, W., Flynn, J., Halpern, D.F., & Turkheimer, E. (2012). Intelligence. American Psychologist, 67(2), 130–159.
- Oreopoulos, P. (2003). The long-run consequences of living in a poor neighborhood. The Quarterly Journal of Economics 118(4), 1533-1575.
- Oreopoulos, P., Page, M. E., & Stevens, A. H. (2006). The Intergenerational Effects of Compulsory Schooling. Journal of Labor Economics, 24(4), 729–760.
- Oreopoulos, P. & Salvanes, K. G. (2011). Priceless: The nonpecuniary benefits of schooling. Journal of Economic Perspectives, 25(1), 159-184.
- Organisation for Economic Co-operation and Development [OECD] OECD (2018a). Catching up? Country studies on intergenerational mobility of children immigrants, Paris: OECD Publishing.
- Organisation for Economic Co-operation and Development [OECD] OECD (2018b). A broken social elevator? How to promote social mobility. Paris: OECD Publishing.
- Organisation for Economic Co-operation and Development [OECD] (2016). Who uses childcare? Background brief on inequalities in the use of formal early childhood education and care (ECEC) among very young children. Paris: OECD.
- Organisation for Economic Co-operation and Development [OECD] OECD. (2003). The PISA 2003 assessment framework – Mathematics, reading, science and problem solving knowledge and skills. Paris: OECD.
- Osikominu, A. (2013). Quick job entry or long-term human capital development? The dynamic effects of alternative training schemes. Review of Economic Studies 80(1), 313–342.
- Picchio, M., & van Ours, J. (2013). Retaining through training: even for older workers. Economics of Education Review 32(C), 29–48.
- Piopiunik, M. (2014). Intergenerational Transmission of Education and Mediating Channels: Evidence from a Compulsory Schooling Reform in Germany. The Scandinavian Journal of Economics, 116(3), 878–907.

- Pischke, J.-S., & Wachter, T. von (2008). Zero Returns to Compulsory Schooling in Germany: Evidence and Interpretation. *The Review of Economics and Statistics*, 90(3), 592–598.
- Pollak, R. (2018). Soziale Mobilität. In: Datenreport: ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Seiten 262-271. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Pollak, R. (2009): „Chancengleichheit durch Bildung? Eine ländervergleichende Studie zum Einfluss der Bildung auf soziale Mobilität im Europa des 20. Jahrhunderts“, Dissertation, Mannheim: Universität Mannheim.
- Pollak, R. (2001). Bildung und soziale Mobilität in Deutschland. Diplomarbeit an der Universität Mannheim (http://www.wzb.eu/dsi/neps/pdf/diplom_rp.pdf).
- Pollak, R., Allmendinger, J., Ehlert, M., Gatermann, D., Heisig, J., Kohl, S., ... Schmeißer, C. (2011). Soziale Mobilität, Ursachen für Auf- und Abstiege. Studie für den 4. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Verfügbar unter [https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a415-3-soziale-mobilitaet-pdf.pdf?__blob=publicationFile\[27.08.2019\]](https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a415-3-soziale-mobilitaet-pdf.pdf?__blob=publicationFile[27.08.2019]).
- Pollak, R. & Müller, W. (im Druck). Education as an Equalizing Force: How Declining Educational Inequality and Educational Expansion Have Contributed to More Social Fluidity in Germany, pages 122-149, in: Breen, R. & Müller, W. (eds.). *Education and intergenerational social mobility in Europe and the United States*. Stanford, Stanford University Press.
- Pollak, R. & Müller, W. (2018). Education as an equalizing force: How have declining educational inequality and educational expansion contributed to more social fluidity in Germany? Mannheim: Zentrum für europäische Sozialforschung, Arbeitspapier Nr. 171. Mannheim: MZES.
- Pollak, R., Trappmann, M., & Allmendinger, J. (2013): Soziale Mobilität, Ursachen für Auf- und Abstiege. Studie für den 4. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. Berlin: BMAS. 313 S.
- Raaum, O., Bratsberg, B., Røed, K., Osterbacka, E., Eriksson, T., Jäntti, M., & Naylor, R., (2007). Marital sorting, household labor supply, and intergenerational earnings mobility across countries. *The B.E. Journal of Economic Analysis & Policy*, 7(2), 1-46.
- Rainer, H., Albrecht, C., Bauernschuster, S., Endl-Geyer, V., Fichtel, A., Hener, T. & Ragnitz, J. (2018). Mauer in den Köpfen? Die Einstellungen und Verhaltensweisen Ost- und Westdeutscher 28 Jahre nach der Wende. *ifo Schnelldienst*, 71(21), 56–61.
- Rammstedt, B. & John, O. P. (2007). Measuring personality in one minute or less: A 10-item short version of the Big Five Inventory in English and German. *Journal of Research in Personality*, 41, 203–212.
- Raudenbush, S. W., & Eschmann, R. D. (2015). Does Schooling Increase or Reduce Social Inequality? *Annual Review of Sociology*, 41(1), 443–470.
- Rauscher, E. (2015). Educational Expansion and Occupational Change: US Compulsory Schooling Laws and the Occupational Structure 1850–1930. *Social Forces*, 93(4), 1397–1422.
- Reimer, D., & Pollak, R. (2009). Educational Expansion and Its Consequences for Vertical and Horizontal Inequalities in Access to Higher Education in West Germany. *European Sociological Review*, 26(4), 415-430.
- Riphahn, R. T. & Schieferdecker, F. (2012). The transition to tertiary education and parental background over time. *J Popul Econ*, 25, 635-675.
- Riphahn, R. T. & Zibrowius, M. (2013). Apprenticeship training and early labor market outcomes in East and West Germany. *BGPE Discussion Paper*, (136), 1-37.
- Rohrbach-Schmidt, D. & Hall, A. (2013). BIBB/BAuA-Erwerbstätigenbefragung 2012. BIBB-FDZ Daten- und Methodenberichte, Nr. 1/2013. BIBB: Bonn.
- Ronald, I. (1971). The Silent Revolution in Europe: Intergenerational change in post-industrial societies. *American Political Science Review*, 65(4), 991-1017.
- Rosenfeld, R., Trappe, T. & Gornick, J. (2004). Gender and work in Germany: Before and after reunification, *Annual Review of Sociology*, 30(2004), 103-124.
- Acemoglu, D. & Restrepo, P. (2019). Automation and new tasks: how technology displaces and reinstates labor. Working Paper, 25684, National Bureau of Economic Research.

- Ruhm, C.J., & Waldfogel, J. (2012). Long-term effects of early childhood care and education. *Nordic Economic Policy Review* 1(1), 23-51.
- Salas-Velasco, M. (2009). Beyond lectures and tutorials: Formal on-the-job training received by young European university graduates. *Research in Economics*, 63(3), 200-211.
- Sanders, W. L., & Rivers, J. C. (1996). Cumulative and residual effects of teachers on future student academic achievement. Knoxville: University of Tennessee Value-Added Research and Assessment Center.
- Schneider, H. (2018). Wahrgenommene Lohngerechtigkeit in Deutschland. *List Forum für Wirtschafts- und Finanzpolitik*, 44(3), 357-378.
- Schnepf, S. V. (2002). A sorting that fails? The transition from primary to secondary school in Germany. *Innocenti Working Papers*, 92, 1-59.
- Schnitzlein, D.D., (2016). A new look at intergenerational mobility in Germany compared to the U.S. *Review of Income and Wealth* 62, 650-667.
- Schofer, E. & Meyer, J. W. (2005). The worldwide expansion of higher education in the twentieth century. *American sociological review* 70(6), 898-920.
- Schöneck, N. M. & Bothfeld, S. (2018). Vertrauen in den Wohlfahrtsstaat? Die Wahrnehmung sozialer Aufstiegsmöglichkeiten im Ländervergleich, In S.Betzelt, I. Bode (Hrsg.), *Angst im neuen Wohlfahrtsstaat* (S. 75-108). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG.
- Schuhen, M. & Schürkmann, S. (2015). Inwieweit nehmen Gymnasiasten Rahmenbedingungen in Entscheidungen bei der Berufs- und Studienwahl auf? *Zeitschrift für ökonomische Bildung*, (3), 75-94.
- Schulz, W., Schunck, R., Diewald, M. & Johnson, W. (2017). Pathways of intergenerational transmission of advantages during adolescence: social background, cognitive ability, and educational attainment. *Journal of Youth and Adolescence*. DOI 10.1007/s10964-017-0718-0
- Schütz G, Ursprung H, & Wössmann L. (2008). Education policy and equality of opportunity. *Kyklos* 61:279-308.
- Schwandt, H.& von Wachter, T. M. (2018). Unlucky cohorts: estimating the long-term effects of entering the labor market in a recession in large cross-sectional data sets. *NBER Working Papers*, (25141).
- Schwerdt, G., Messer, D., Woessmann, L., & Wolter, S. C. (2012). The impact of an adult education voucher program: Evidence from a randomized field experiment. *Journal of Public Economics*, 96(7-8), 569-583.
- Seckler, M. (2019). Increasing inequality in lifetime earnings: a tale of educational upgrading and changing employment patterns. *University of Tuebingen Working Papers in Economics and Finance* No. 199.
- Solga, H. & Kohlrausch, B. (2013). How low achieving German youth beat the odds and gain access to vocational training – Insights from within group variation. *European Sociological Review*, 29(5), 1068-1082.
- Solga, H. (2008). Wie das deutsche Schulsystem Bildungsungleichheiten verursacht. *WZBrief Bildung*, 1, 1-7.
- Solon, G. (2018). What do we know so far about multigenerational mobility? *The Economic Journal* 128(612), F340-F352.
- Solon, G. (2014). Theoretical models of inequality transmission across multiple generations. *Research in Social Stratification and Mobility*, 13-18.
- Song, X., & Mare, R.D. (2017). Short-term and long-term educational mobility of families: A two-sex approach. *Demography* 54(1), 145-173.
- Spitz-Oener, A. (2006). Technical change, job tasks and rising educational demands: looking outside the wage structure. *Journal of Labor Economics*, 24 (2), 235-270.
- Stamm, M. & Viehhauser, M. (2009). Frühkindliche Bildung und soziale Ungleichheit. *Analysen und Perspektiven zum chancenausgleichenden Charakter frühkindlicher Bildungsangebote*. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 29(4), 403-418.
- Statistisches Bundesamt. (2019a). Bruttowertschöpfung nach Sektoren. Lange Reihe 1950-2018. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.

- Statistisches Bundesamt. (2019b). Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen. Bruttoinlandsprodukt, Bruttonationaleinkommen, Volkseinkommen. Lange Reihen ab 1925. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt. (2018a). Abhängig Erwerbstätige - darunter Teilzeit und Teilzeitquoten. Ergebnisse aus dem Mikrozensus. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt. (2018b). Schulabsolventinnen/-absolventen und Schulabgänger/-innen nach Art des Abschlusses in Prozent der gleichaltrigen Bevölkerung (Tab.2.3.16). Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.
- Stawarz, N. (2015). Soziale Mobilität in Deutschland revisited. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 67(2), 269-291.
- Stawarz, N. (2013). Inter- und intragenerationale soziale Mobilität: Eine simultane Analyse unter Verwendung von Wachstumskurven / Inter- and Intra-generational Social Mobility: A Simultaneous Analysis Using Growth Curve Models. *Zeitschrift für Soziologie*, 42(5), 385-404.
- Stenberg, A., & Westerlund, O. (2015). The long-term earnings consequences of general vs. specific training of the unemployed. *IZA Journal of European Labor Studies* 4(1), 22.
- Stenberg, A., de Luna, X., & Westerlund, O. (2014). Does formal education for older workers increase earnings? Evidence based on rich data and long-term follow-up. *Labour* 28(2), 163-189.
- Stocké, V. (2007). Strength, sources, and temporal development of primary effects of families' social status on secondary school choice. *Sonderforschungsbereich 504*, (07-60), 1-41.
- Sturgis, P., & Buscha, F. (2015). Increasing inter-generational social mobility: Is educational expansion the answer? *The British Journal of Sociology*, 66(3), 512-533.
- Tamm, M. (2008). Does money buy higher schooling? Evidence from secondary school track choice in Germany. *Economics of Education Review*, 27, 536-545.
- Tenenbaum, H. R., & Ruck, M. D. (2007). Are teachers' expectations different for racial minority than for European American students? A meta-analysis. *Journal of Educational Psychology*, 99(2), 253.
- The Foerder Institute for Economic Research. (1991). Social status, culture and economic performance. University of Tel Aviv, Isreal. (No. 32-91).
- The German Socioeconomic Panel Study. (2013). Has atypical work become typical in Germany? Country case studies on labour market segmentation. Berlin: DIW SOEP.
- Torche, F. (2011). Is a college degree still the great equalizer? Intergenerational mobility across levels of schooling in the United States. *American Journal of Sociology* 117(3), 763-807.
- Torche, F. (2016). Education and the intergenerational transmission of advantages in the US. Pages 237-254 in Bernardi, F. & Ballarino, G. (eds.), *Education, occupation and social origin: a comparative analysis of the transmission of socio-economic inequalities*. Northampton, MA: Edward Elgar.
- Trappe, H. (2006). Berufliche Segregation im Kontext. Über einige Folgen geschlechtstypischer Berufsentscheidungen in Ost- und Westdeutschland. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58(1), 50-78.
- Treiman, D.J. (1977). *Occupational prestige in comparative perspective*. New York: Academic Press.
- Turkheimer, E. (2000). Three laws of behavior. genetics and what they mean. *Current Directions in Psychological Science* 9, 5.
- Vallet, L.-A. (2017). Mobilité entre générations et fluidité sociale en France: Le rôle de l'éducation. *Revue de l'OFCE* 150, 27-68.
- Van de Werfhorst, H. G. [Herman], & Mijs, J. J.B. (2010). Achievement Inequality and the Institutional Structure of Educational Systems: A Comparative Perspective. *Annual Review of Sociology*, 36(1), 407-428.
- van Huizen, T., & Plantenga, J. (2018). Do children benefit from universal early childhood education and care? A meta-analysis of evidence from natural experiments. *Economics of Education Review* 66(C), 206-222.
- Visscher, P. M., Hill, W. G., & Wray, N. R. (2008). Heritability in the genomics era: Concepts and misconceptions. *Nature reviews. Genetics*, 9(4), 255-266.

- Von Wachter, T. (2010). Summary of the literature on job displacement in the US and EU: What we know and what we would like to know. In: Marsden, D. & Ryxc, F. (Hrsg.), Wage structures, employment adjustments and globalization: evidence from linked and firm level panel data. Basingstoke, UK: Palgrave Macmillan.
- Vooren, M., Haelermans, C., Groot, W., & Maassen van den Brink, H. (2019). The effectiveness of active labor market policies: a meta-analysis. *Journal of Economic Surveys* 33(1), 125-149.
- Warren, J. R., & Hauser, R. M. (1997). Social stratification across three generations: New evidence from the Wisconsin longitudinal study. *American Sociological Review* 62(4), 561-72.
- Wightman, P., & Danziger, S. (2014). Multi-generational income disadvantage and the educational attainment of young adults. *Research in Social Stratification and Mobility* 35, 53-69.
- Wodtke, G. T., Harding, D. J., & Elwert, F. (2011). Neighborhood effects in temporal perspective: The impact of long-term exposure to concentrated disadvantage on high school graduation. *American Sociological Review* 76, 713-736.
- Wooldridge, J. M. (2002). *Econometric analysis of cross section and panel data*. London: MIT Press.
- Wößmann L. (2016). The Importance of School Systems: Evidence from International Differences in Student Achievement. *Journal of Economic Perspectives* 30, 3-32.
- Wößmann L. (2008). Efficiency and equity of European education and training policies. *International Tax and Public Finance* 15, 199-230.
- Xie, Y. (1992). The log-multiplicative layer effect model for comparing mobility tables. *American Sociological Review* 57, 380-395.
- Zeng, Z. & Xie, Y. (2014). The effects of grandparents on children's schooling: Evidence from rural china. *Demography* 51(2), 599-617.
- Zhang, M., & Li, Y. (2019). Family fortunes: the persisting grandparents' effects in contemporary British society. *Social Science Research* 77, 179-192.
- Ziefle, A. (2017). Der lange Arm der Bildungsexpansion: Die Bedeutung zunehmender elterlicher Bildungsressourcen für die Bildungsbeteiligung von Frauen in Deutschland. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 69(1), 51-77.
- Ziefle, A. (2016). Persistent educational advantage across three generations: Empirical evidence for Germany. *Sociological Science* 3, 1077-1102.
- Zwick, T. (2012). Effektivität der Weiterbildung aus Sicht älterer Beschäftigter. *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis* 41(1), 15-18.

Diese Publikation wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales kostenlos herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlbewerbern oder Wahlhelfern während des Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Europa-, Bundestags-, Landtags- und Kommunalwahlen. Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen, an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Publikation dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Bundesregierung zugunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte. Außerdem ist diese kostenlose Publikation - gleichgültig wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Publikation dem Empfänger zugegangen ist - nicht zum Weiterverkauf bestimmt.

Alle Rechte einschließlich der fotomechanischen Wiedergabe und des auszugsweisen Nachdrucks vorbehalten.